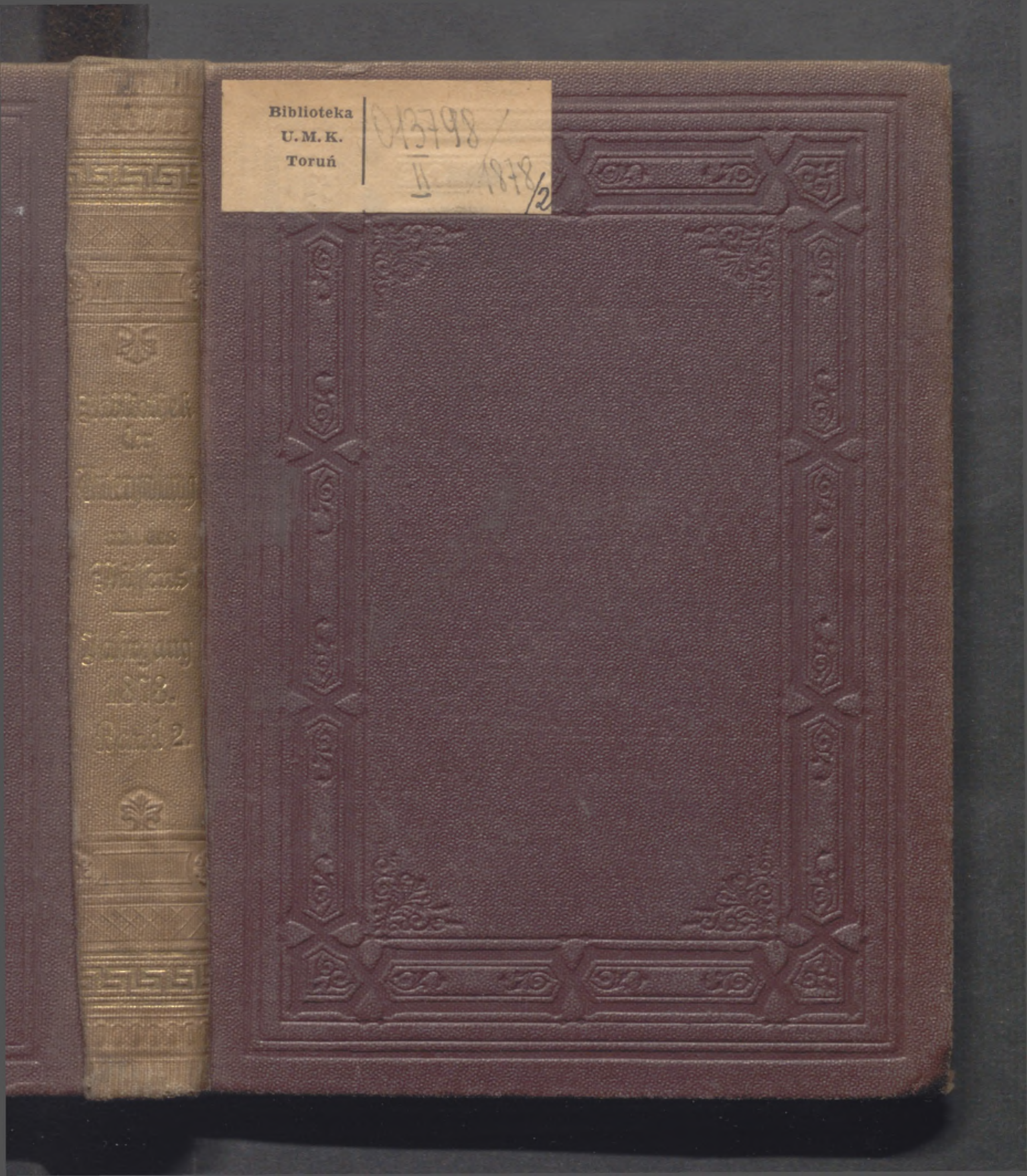
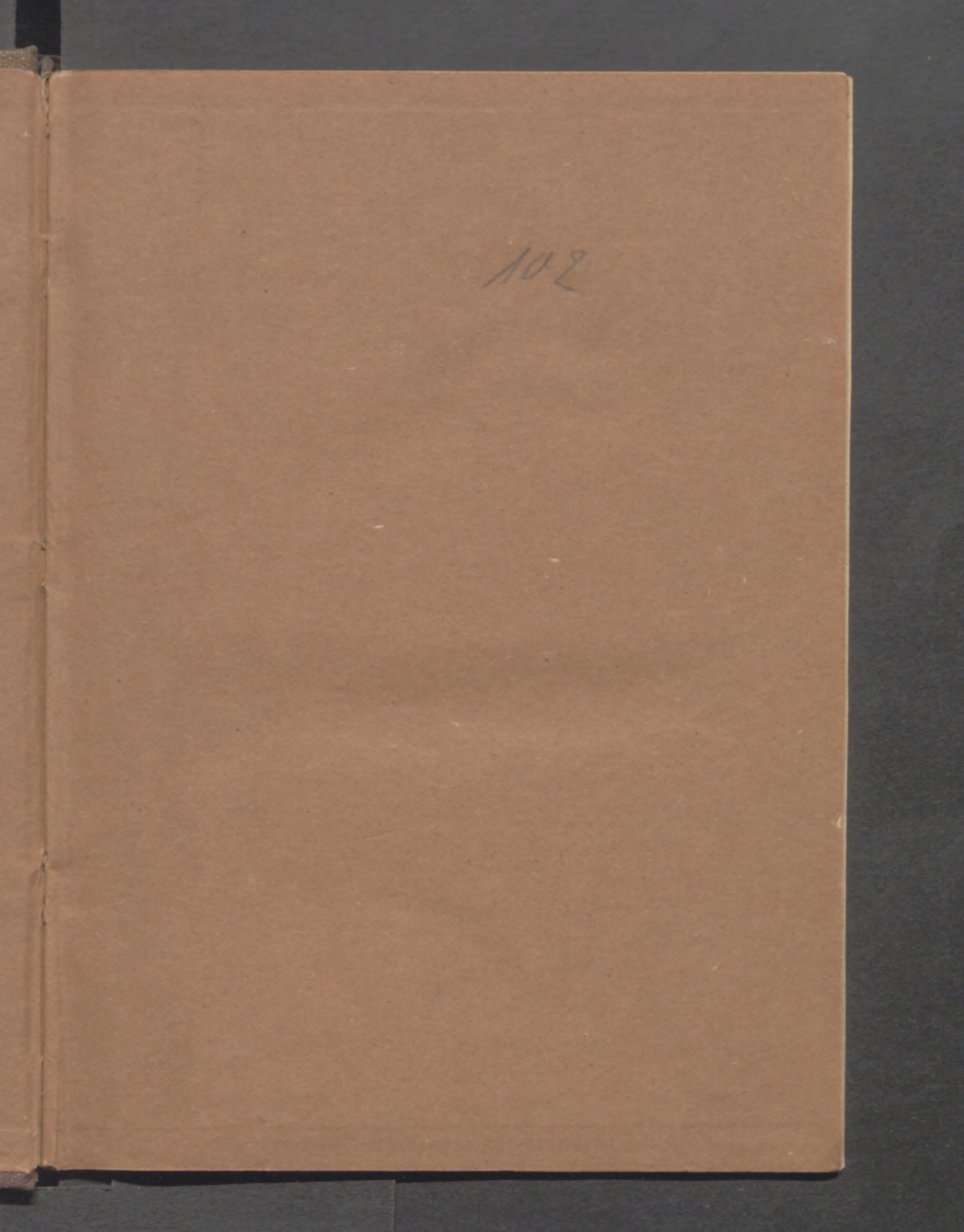

Biblioteka
U.M.K.
Toruń
013798
II
1878/2
Jahrgang
1878.
Band 2.







Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1878.

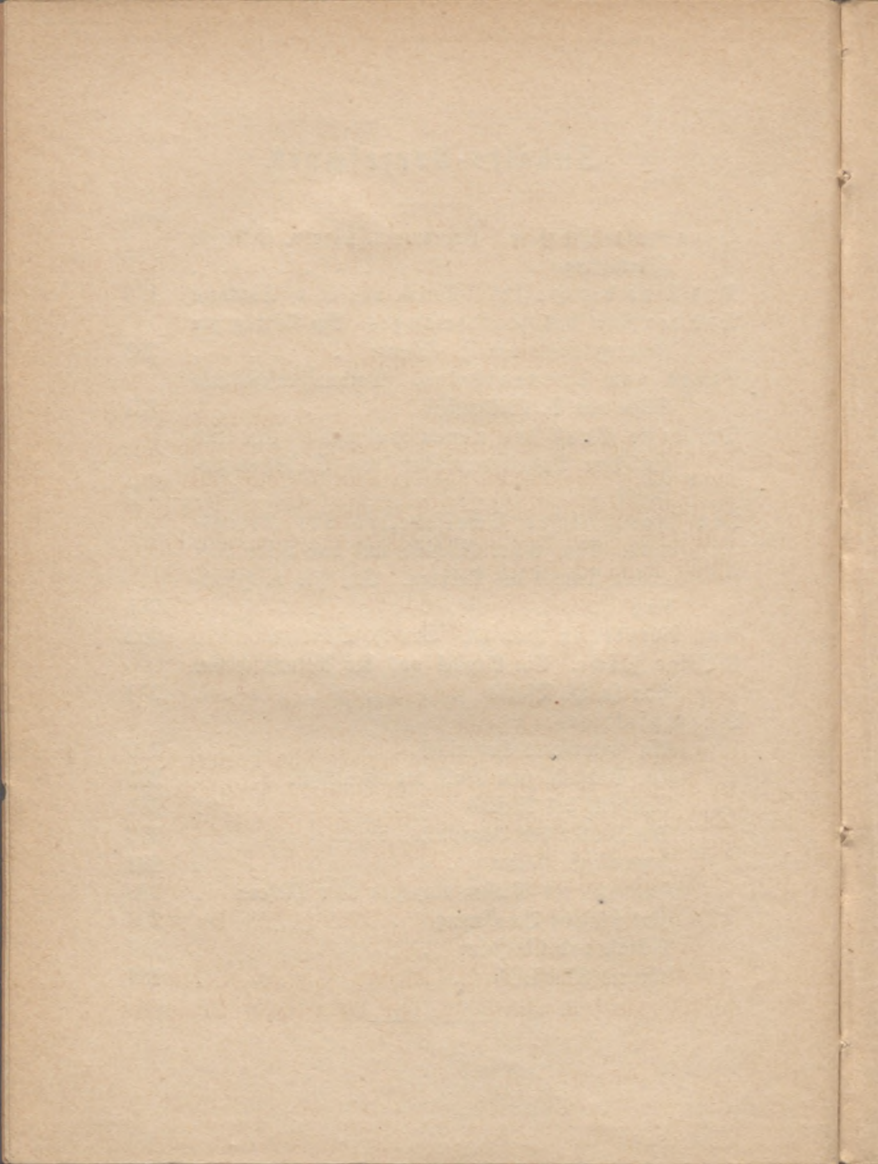
Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Inhalts-Verzeichniß.



Gepanzerte Herzen.

Roman

von

Max v. Schlägel.

(Fortsetzung.)

„Ah, man ist ja bereits sehr galant! Und dafür kam man auf die Stockwache, aus der man sich mit Hilfe jenes Betrunkenen befreit hat — ist es nicht so? — Und weshalb schlug man möglicherweise seine ganze Carrière in den Wind, wenn ich fragen darf?“

Trotzig wendete Walther sich ab:

„Mama, ich bin kein Kind mehr!“

„So? Das soll wohl heißen, Du bist nicht mehr aufrichtig, weil Du Dich — schämst —“

„Ich schäme mich nicht.“

„Nun, warum wird es Dir denn so schwer, einer Mutter Antwort zu geben, die nur für Dich und Deinen Bruder lebt, und nichts will als eure Ehre und euer Glück? Die Thürmerstochter ist wohl hübsch?“

Walther schwieg.

„Ist es dieselbe, welche den Trompeter heirathen soll?“

Der Kadett nickte.

„Und um diese Verbindung zu Stande zu bringen, schlägt man seine militärische Reputation in die Schanze?“

„Von dem Trompeter wußte ich nichts!“ murrte Walther ungeduldig und beschämt.

„Ah! die Sache wird allmählig klarer! — Die Thürmerstochter hat also mit ihren falschen Signalen das Herz meines Sohnes alarmirt! ... Man ist sehr jung zu dergleichen Uebungen ...“

Walther schien seiner Mutter indeß nicht uninteressanter zu werden durch diesen Umstand, und in so strenge Falten sich ihr Gesicht auch gelegt hatte, ihre Blicke entbehrten nicht ganz der früheren Zärtlichkeit, und es lag etwas wie Absolution im Voraus in dem Seufzer, mit welchem sie fortfuhr:

„Also Du hast eine Liebschaft mit der Person?“

Jetzt war die Miene des Gekränkten an Walther:

„Aber, Mama, würde ich sie dann an einen Trompeter verheirathen wollen?!“

Die Gräfin nickte sinnend:

„Das ist richtig ... Es gibt allerdings Verhältnisse, wo auch das vorkommt; aber davon weißt Du nichts — sollst auch nichts wissen. Dennoch denkst Du merkwürdig präzis in solchen Dingen ... Aber wenn Du keine Liebschaft mit ihr hast — was in des Himmels Namen geht Dich die Person an? — Sei aufrichtig, Walther, Du sprichst ja zu Deiner Mutter ...“

Die Gräfin stellte sich neben ihren Sohn und faßte liebkosend seine Hand. Walther führte die feine weiße Hand der Mutter an seine Lippen.

„Fragen Sie mich nicht weiter, Mama! Ich weiß ja selber nicht mehr, was mit mir vorging; aber es war auch vorbei, als sie mir sagte, daß sie den Trompeter gern habe.

Von da ab hatte ich nur noch den einen Wunsch, daß sie ihn auch bekommen möge ..."

Walther wußte nicht, wie ihm geschah, als er sich von den Armen der Mutter umschlungen und einen Kuß auf seinen Lippen fühlte.

„Ich danke Dir, daß Du so gut und stolz geblieben bist, Walther!" sagte die Gräfin gerührt. „Jetzt lasse ich Dich ohne Sorge von mir. Dein Herz ist gepanzert gegen alles Gemeine, und die Verlockungen des Lebens werden machtlos an Dir abgleiten ... Was ich thun kann, soll geschehen, daß das Thürmerkind seinen Trompeter bekommt."

Man hörte lautes Sprechen vor den Flügelthüren; sie öffneten sich, und ohne sich von dem Diener abhalten zu lassen, trat der Profoß des Regimentes brüsk herein.

„Herr Kadett, Sie sind verhaftet und werden sich sofort in's Militärgefängniß begeben!" herrschte er Walther zu. „Machen Sie keine Umstände, die Patrouille wartet ganz in der Nähe."

„Aber mein Sohn ist ja ..."

„Mit Frauen habe ich nichts zu thun," unterbrach der Profoß die Gräfin. „Ihr sauberes Früchtchen hat die halbe Stockwache demolirt, um zu entspringen. Jetzt wird man ihm ein festeres Quartier anweisen."

„Aber mein Sohn ist Lieutenant seit heute und Adjutant des Prinzen Ferdinand."

„Lieutenant? Der? Und auch noch Adjutant? Das wird er im ganzen Leben nicht bei solcher Aufführungsliste, wie er sie unfehlbar bekommt. Zuerst wird er einmal wegen Desertion vor ein Kriegsgericht gestellt ..."

„Genug!“ sagte die Gräfin streng, sich vor Walther stellend. „Was mein Sohn gefehlt, wird er an geeigneter Stelle verantworten. Aber Euer Befehl hat keine Anwendung mehr auf ihn, denn Ihr sollt den Kadetten Graf Heckenthau verhaften und den gibt es seit einigen Stunden nicht mehr. Die Beförderung gelangt ohne Zweifel soeben an's Regiment . . .“

„Ach was, Flausen! So schnell macht man die Deserteure nicht zu Lieutenants. Er will nur auf's Neue durchbrennen.“

„Jetzt aber gehen Sie in Arrest!“ brauste Walther auf, dem Profoßen mit einer Hand das Schreiben des Kriegsministers vor das bärtige Gesicht haltend, wies er mit der anderen nach der Thür.

Der Profoß hatte kaum einen Blick auf das Papier geworfen, als er es erbleichend zurückgab.

„Herr Lieutenant, ich bin Soldat und habe die Befehle meiner Vorgesetzten auszuführen, und wenn Sie mich deshalb in Arrest schicken, so werde ich ebenfalls gehorchen.“

„Es wird wohl das Beste sein, wenn ich mich sofort bei Seiner Hoheit melde, um diesem Manne Ungelegenheiten zu ersparen und die Schuld des armen Boos auf mich zu nehmen,“ wandte Walther sich an seine Mutter. Diese küßte ihn auf die Stirn:

„Geh! Dein Herz zeigt Dir immer den rechten Weg.“

Walther eilte säbelklirrend die Treppe hinab. Unten traf er eine bleiche, schlanke Frau in ärmlicher Kleidung, deren Gesicht ihm, er wußte nicht warum, auffiel. Sie führte einen zehnjährigen, schwarzäugigen Knaben an der

Hand, dessen feine Züge ebenfalls nicht ganz zu dem alten Leinwandkittelchen paßten. Der Diener, an welchen sie sich gewandt, schien für das Studium menschlicher Gesichtszüge weniger Interesse zu haben als Walther, und machte Schwierigkeiten, die Frau, welche ihren Namen nicht nennen wollte, zur Gräfin zu lassen. Walther jedoch ward gerührt durch den Blick stummer, hilfloser Verzweiflung, mit dem sie um sich schaute, und befahl dem Diener, sie zu seiner Mutter zu führen, er werde die Verantwortung übernehmen.

Der Bediente stieg achselzuckend voran, die Treppe hinauf, und Walther machte mit jener Ritterlichkeit, die ihn auch der Armuth gegenüber nicht verließ, der Frau, indem er sich leicht verbeugte, ein Zeichen, jenem zu folgen.

„Eine Frau, die ihren Namen nicht nennen will, welche aber Herr Graf Walther zur Frau Gräfin zu führen befohlen hat,“ meldete der Diener, indem er die Thüre öffnete. „Der Kleine kann ja bei mir bleiben,“ fügte er hinzu und ergriff Raoul bei der Hand, um ihn am Eintreten zu hindern.

Margarethe hatte bereits die hohe weibliche Gestalt im eisengrauen Taffetkleide, welche in der Mitte des Zimmers stand, erblickt und machte rasch einige Schritte vorwärts. Die Gräfin zuckte ein paarmal stark mit den Wimpern, als zweifle sie Angesichts einer unerhörten Thatsache an dem Zeugniß ihrer eigenen Sinne. Dann streckte sie langsam und gebieterisch die Hand nach der Thür aus. Aber schon lag Margarethe ihr zu Füßen, und die Lähmung, welche sich einen Augenblick lang ihrer geistigen Fähigkeiten bemächtigt hatte, löste sich in wildes Schluchzen auf.

Die ausgestreckte Hand der Gräfin sank herab und ihre fest auf einander gepreßten Lippen arbeiteten krampfhaft. Wie um sich aus dem Bereich jeder Berührung mit der Knieenden zu bringen, wich sie einen Schritt zurück und dann kamen Worte zwischen ihren zuckenden Lippen hervor — heftig, rauh, stoßweise„ als müsse jedes derselben zuerst die Schranken eines fast unüberwindlichen Widerwillens gegen die Knieende durchbrechen:

„Steh' auf. — Was willst Du hier? — Du weißt, daß wir nichts mehr mit einander zu schaffen haben ... Abscheulich, so heruntergekommen zu sein, wenn man unserer Familie angehört hat! — Steh auf! — Ich kann Dich nicht ansehen in dieser Erbärmlichkeit! —"

Mühsam richtete Margarethe sich auf; ihre Thränen waren vertrocknet.

„Ich komme nicht als Schwester hieher," sagte sie mit leiser, aber deutlicher Stimme, „sondern als Bettlerin, die ihr Kind retten will ..."

„Dein Kind? Was geht mich Dein Kind an? — Diese Verworfenheit, noch von ihrem Kinde zu sprechen! — Soll doch das Pack sich um ihn kümmern, dem er angehört ... Schulden auf meinen Namen gemacht und mir die Leute geschickt! — Abscheulich, so herunterzukommen."

„Ich nahm, was man mir aufdrängte, weil mein Kind hungerte! ..."

Die Gräfin schien sich gegen die Unbehaglichkeit des Schreckens zu wehren, der sie unwillkürlich befallen, und mit finsterer Neugier die Züge Margarethens prüfend, begann sie rauh auflachend wieder:

„Rede nicht so gemein! Hungern! In unserer Zeit verhungert man nicht! — Was ist denn aus Deiner — Familie geworden? Hast Du Dich selbst ihr zu schlecht aufgeführt?"

„Ich hatte keine Familie als meinen Mann und mein Kind — und Henry ist ertrunken. — Ich wollte, ich hätte mich an jenem Tage ihm nach in den See gestürzt!"

Margarethe schlug die Hände vor's Gesicht und ein heiseres Schluchzen drang aus ihrer Brust.

Die Gräfin war sehr bleich geworden und sah zu Boden.

„Ertrunken!" sagte sie mit einem Schauer. „Ja, ja, ich weiß, man hat mir ja die Ehre einer Anzeige angethan — ich hätte wohl Trauer anlegen sollen . . ."

Entsetzt bei allem Schmerz sah Margarethe auf die Spottende.

„Verzeih' mein Kommen! Ich konnte nicht ahnen, daß kein Funken menschlichen Gefühls mehr in Dir lebt!"

„Gegen Dich — nein!" herrschte die Gräfin, daß ihre Stimme einem Bellen glich und ihre Züge sich verzerrten.

„Nun denn, so ist es doch wohl noch leichter, zu sterben als Dich zu erweichen!"

„Sterben!" höhnte die Gräfin. „Das dritte Wort ist sterben und dabei bettelt man sich ruhig weiter und versinkt zur Schande seiner Familie immer mehr im Schmutz! — Pfui! so wenig moralische Kraft zu besitzen . . ."

Margarethe wankte.

„Gott verzeihe Dir Deine moralische Kraft!" murmelte sie.

Rasch, mißtrauisch schnellte die Gräfin das Haupt empor.

Aber das Antlitz der Schwester zeigte nur die trostloseste Verzweiflung.

Schweigend standen sich die beiden Frauen gegenüber.

Agathe v. Heckenthau war eine hohe, stattliche, bei aller Ausgeprägtheit ihrer Züge vielleicht etwas kalte Erscheinung. Sie hatte unbestreitbare Aehnlichkeit mit Margarethe Dumont; nur war das Antlitz der Gräfin mit plastischer Regelmäßigkeit erhausgebildet, während in Margarethens Zügen alles unregelmäßiger, weicher, unbestimmter erschien. Die Stirn der Letzteren war ebenso hoch, trat aber mehr zurück; ihr Kinn war weniger ausgebildet, und die Nase ragte dadurch schärfer hervor, ohne die Züge kräftiger erscheinen zu lassen. — Wenn man die Gräfin Heckenthau zum ersten Male sah, suchte man unwillkürlich in seinem Gedächtniß nach, welches von den alten nachgedunkelten Rococobildern in den Gängen des Residenzschlosses ihr gleiche, während man auf das Antlitz Margarethens nur die entschwundene Jugend zurückzuzaubern und ihrem schlanken Körper eine elegante Hülle zu geben brauchte, um sich eine jener sentimentalen Liebesscenen in Wald oder Park vor die Erinnerung zu rufen, wie sie uns zahlreiche Almanache und Stahlstiche aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts überliefern. Bei Begegnung der Gräfin dachte man nur an sie selbst, und die noch immer schöne Frau mit den aschblonden Bauschlocken, welche sich mit fünfzig Jahren schon in die strenge Einfachheit der Matrone kleidete, füllte das Interesse des Beschauers vollkommen aus.

Nach einer Weile begann die Gräfin wieder:

„Es ist überhaupt eine Thorheit, mit so heruntergekom-

menen Menschen noch von Charakter zu reden. Uebrigens hat Dich der Elende, dem Du Ehre und Familie geopfert, elend genug gemacht ..."

Zum ersten Mal richtete sich die unglückliche Schwester mit einer Entschiedenheit auf, die an jene der stolzen Gräfin erinnerte.

„Henri Dumont war kein Elender!" rief sie in einer Erregung, welche die Mitte hielt zwischen Zorn und Schmerz und ihre schlanke Gestalt bebte unter den Schauern einer tiefen Entrüstung. „Nicht elend, sondern unendlich glücklich hat er mich gemacht! Was mich elend machte, war allein sein Ende."

Agathe v. Heckenthau war fast häßlich in diesem Augenblick, so sehr war ihr Antlitz entstellt von Leidenschaft, und mit geballten Fäusten vor die Schwester hintretend, fragte sie fast drohend:

„Du hast Deinen infamen Schritt nie bereut?"

„Niemals!" entgegnete Margarethe mit hocherhobenem Antlitz und der Verklärung einer Märtyrerin.

Agathe schüttelte den Kopf und betrachtete die Schwester, als sei ihr ein solcher Ausbund niedrigster Gesinnung ein unergründliches Räthsel:

„Du freche, schamlose Person!"

„Ist es ein so großes Unrecht, glücklich gewesen zu sein?" fragte Margarethe mild.

„Mit einem solchen Menschen, ja!" antwortete die Gräfin hart. Aber es war nicht mehr die Hoheit der beleidigten Familienehre, welche ihrer Entrüstung Worte lieh, sondern der heißblütige persönliche Haß des in seinen eigensten Gefühlen verletzten Weibes.

Margarethe schien fast zu wachsen ihr gegenüber und mit einem großen ruhigen Blick und einem bitteren Lächeln um die bleichen Lippen wendete sie sich zum Abschied:

„Leb' wohl, Agathe — ich hatte Unrecht, unter allen Menschen Dich allein um Hilfe anzuflehen — aber Du hättest mich nicht gerade in dem schmähen sollen, was mich allein noch aufrecht hält, die Erinnerung an ihn! Er hätte nie eine Hilfesuchende von sich gestoßen; er hatte tausendmal mehr Edelmuth als Du, obwohl er nichts war und sein wollte, als ein einfacher Arbeiter!"

Statt sie noch mehr aufzubringen, schienen diese Worte die Gräfin zu beruhigen. Sie beachtete es nicht, daß Margarethe sich zum Gehen gewandt hatte und fuhr mit wenn auch immer noch verächtlichem Tone fort:

„Edelmüthig war er auch? Was doch so ein Uhrmacher alles sein kann! Mir machte er, denn ich habe ja auch die Ehre ihn zu kennen, damals den Eindruck eines recht albernen eingebildeten Gecken, und schien der Meinung, daß alle Töchter adeliger Familien sich sofort in einen interessanten Uhrmacher verlieben müßten. Behauptete er nicht auch von mir, ich sei ihm — entgegengekommen?" fragte Agathe rasch aufblickend und athmete sehr kurz dabei, als ob sie die Antwort fürchte.

Margarethe war stehen geblieben und schüttelte ernst den Kopf:

„Wenn wir von Dir sprachen, geschah es von seiner Seite nur immer mit der größten Achtung, und er machte mich öfter darauf aufmerksam, daß Du als die kräftigere von uns Beiden auch kräftiger Deinen Vorurtheilen ange-

hangen und nicht vor die Wahl gestellt worden seist, ihnen oder Deiner Liebe zu entsagen. Du habest von Deinem Standpunkt aus nur folgerichtig gehandelt —"

„Komödie," sagte die Gräfin achselzuckend, aber sie schien merklich milder gestimmt. „Er suchte sogar den Glauben zu erwecken, als ob er von guter Familie sei."

„Er war es. Er stammte aus einem altadeligen, einst fürstlichen Geschlechte Savoyens, dessen Nachkommen wegen ihres Glaubens nach der Schweiz geflohen waren. In der Schweiz aber gibt es keinen Adel mehr und die Arbeit ist eine Ehre ..."

Agathe sah die Schwester scharf an:

„Seit wann lernen die Nebelsterns das Lügen?"

„Ich lüge nicht. Unter seinen Papieren fand ich solche, die seine Abkunft von den Fürsten Deux monts, wie der ursprüngliche Name hieß, außer Zweifel stellen. Er selber lachte, wenn ich dergleichen nachspürte, und nannte mich eine unverbesserliche Aristokratin."

Gräfin Heckenthau preßte die Unterlippe unter die starken Zähne und blickte eine Weile sinnend vor sich nieder:

„Die Papiere mußt Du mir bringen, hörst Du?" sagte sie dann rasch und erröthete, als habe sie zu viel Interesse verrathen. Und in barscherem Tone fügte sie hinzu: „Wenn Du überhaupt wiederkommst ... Jedenfalls aber will ich nicht, daß Du die Familie, der Du doch einmal angehört hast, noch mehr bloßstellst. Ich werde Dir die Mittel geben, Deine Schulden zu bezahlen und zu leben, aber Du kannst nicht hier bleiben, das geht nicht ..."

Thränen entstürzten Margarethens Augen und schluchzend ergriff sie die Hand der Widerstrebenden:

„Ich will ja hingehen, wo Du willst, nur errette sein Kind vor dem Hunger!“

Agathe machte sich rasch und unwillig los:

„Wo ist das Kind?“ fragte sie heftig und tonlos. Wie freudiger Mutterstolz leuchtete es in den Augen Margarethens; sie eilte auf die Thüre zu und ehe die Gräfin es hindern konnte, stand Raoul vor ihr und sah sie mit seinen großen südlichen Augen scheu und verlegen an.

Agathe schien bei dem Anblick des bleichen ausdrucksvollen Kindergesichtes den eigenen Unmuth fast zu vergessen, in ihren Augen schimmerte es feucht und sie machte einen Schritt vorwärts, als wolle sie den Knaben an die Brust drücken. Aber dieser schmiegte sich scheu an seine Mutter und auch Agathe fand etwas von ihrer strengen Haltung wieder.

„Er gleicht seinem Vater!“ sagte sie mit erzwungener Gleichgiltigkeit.

„Also Du erinnerst Dich seiner noch?“ rief Margarethe freudig, mit der Zutraulichkeit eines rasch versöhnten Kindes.

Die Gräfin wurde dunkelroth, dann todtenbleich und fand nicht gleich eine Antwort.

„Ja,“ sagte sie endlich mühsam und mehrmals stockend. „Ich erinnere mich seiner — ist er doch der Urheber des größten Unglücks in meinem Hause. Ich würde ja auch den verbrecherischen Knecht nicht vergessen, der mir einen lieben Verwandten meuchlings ermordet hätte. Dein Mann hat mir mehr gethan!“

Und in seltsamem Widerspruch zu diesen harten Worten strich sie dem Knaben mit der feinen weißen Hand wie segnend über die dunklen Locken und die hohe Stirn.

Margarethe hatte nicht das Herz, mit der Schwester, die eben ihr Kind liebkoste, ob ihrer Worte zu rechten.

Auch Raoul's ernstes Kindergesicht war sonnig geworden und als seine Mutter zu ihm sagte: „Das ist Deine Tante," ergriff er die Hand der schöngekleideten Dame und drückte sie an die Lippen.

Agathe hatte eine heftige Antwort geben wollen, als sie aber die zarten Lippen des Kindes auf ihrer Hand fühlte, vermochte sie es nicht. Wie in Selbstvergessenheit hielt sie die Hand des Knaben fest und ihr Grollen ward immer sanfter, als sie in ihrer unvermittelten Art wie aus ihrem innersten Gedankengang heraus das Gespräch wieder aufnahm:

„Es ist ein Verbrechen, einem solchen Wesen das Leben zu geben, das in der Welt nirgends recht an seinem Platz sein wird ..."

Mit einem fast wilden Blick riß Margarethe ihr Kind an sich.

„Er wird sich der ehrlichen Arbeit so wenig schämen, wie sein Vater," sagte sie, als ob sie jetzt, da es sich um ihr Kind handelte, den Absichten der Schwester das Ungeheuerlichste zutraue.

„Der Arbeit!" entgegnete diese heftig. „Warum bist Du dann hieher gekommen, wenn Dein Kind Tagelöhner werden soll? Nur um Skandal zu machen und Deiner Familie Verlegenheiten zu bereiten?"

„Ich floh, weil man mir mein Kind nehmen wollte, und glaubte vielleicht noch an Erbarmen bei Dir, ohne es mir zu gestehen," stammelte Margarethe, die Hände vor das Antlitz schlagend.

„Das heißt, Du willst in Deiner unvernünftigen Affenliebe Dein Kind an Dein eigenes verpfuschtes Dasein ketten, daß es schon demoralisirt und verkommen ist, körperlich und geistig, ehe es noch die Welt kennen soll?"

„Gewiß nicht — aber ich war sicher, daß man ihn nicht um seinetwillen, sondern um das geringe Habe seines Vaters verlangte, daß man ihn vielleicht zurückgesetzt und mißhandelt hätte. Man haßte mich ja dort so sehr wegen meiner Abkunft, wie man mich hier wegen meiner Heirath verachtet!"

„Das beweist eben nur, daß Du in allen Verhältnissen eine unmögliche Person bist. Liebst Du denn Dein Kind gar nicht?"

„Ich würde lieber verhungern, als Raoul entbehren sehen — so lange ich etwas habe!"

„Geschwätz — so fühlt jede Mutter, manches Thier sogar — für die Zukunft eines Menschen sorgen ist menschenwürdig!"

Erschreckter als durch jeden anderen Vorwurf blickte Margarethe auf die Schwester.

„Wie soll ich das? Man hat mir alles genommen, was ich hatte!" sagte sie leise.

Die Gräfin zuckte leicht zusammen und versank dann in tiefes Nachdenken. Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Antlitz und mit einem eigenthümlichen Ausdruck von

Neigung und Mißtrauen betrachtete sie zuweilen den Knaben, welcher zu begreifen begann, daß zwischen seiner Mutter und der Tante nicht alles in bester Ordnung sei und mit den großen dunklen Augen flehend die Gräfin betrachtete, als könne er sich das Räthsel nicht erklären, daß eine so schöne Frau so böse sei.

„Du willst sagen, daß ich Dein Kind bestohlen habe," sagte die Gräfin endlich.

„Das nicht — ich dachte nicht an Dich —" versetzte Margarethe — „ich weiß wohl, daß nach den in Deinen Kreisen herrschenden Anschauungen die Enterbung die nothwendige Folge jeder Mißheirath ist."

„Wenn das, was Du sagst, aufrichtig gemeint ist, so bist Du weniger unvernünftig, als ich dachte. Nun, wir werden über diesen Punkt noch reden. Vorläufig gehst Du, um Dich und Deinen Sohn anständiger anzuziehen, damit ich mich nicht vor meiner Dienerschaft zu schämen brauche, wenn ihr morgen wiederkommt. Ja, ihr sollt morgen um dieselbe Zeit wiederkommen!" sagte die Gräfin, als Margarethe mit leuchtendem Antlitz zu ihr aufblickte, und es war als sollte der herrische Ton ihre tiefe Rührung verbergen. „Ich werde Dir einen Brief an meinen Wechsler mitgeben, welcher Dir die nöthige Summe auszahlen soll. Aber vor Allem die Schulden bezahlt, ich will mit dem gemeinen Menschen, welcher hier war, nicht mehr in Berührung kommen, hörst Du? Sonst sind wir geschiedene Leute. — Vergiß auch nicht, die Papiere mitzubringen, welche von der Abkunft Deines Mannes handeln ..."

„Gewiß nicht!“ entgegnete Margarethe, während die Gräfin in das Nebenzimmer ging, um die Anweisung für ihren Wechsler zu schreiben.

Als Agathe wieder eintrat, sah sie, wie Mutter und Sohn sich inbrünstig umschlungen hielten, während die Thränen über Margarethens Wangen liefen.

„Was sind das wieder für Thorheiten!“ sagte sie rauh und betrachtete mit einer Art eifersüchtigen Unmuths die feinen Züge und zierlichen Bewegungen ihres Neffen. „Führt euch anständig auf, dann braucht ihr nicht zu weinen!“

Und indem sie Margarethe die Anweisung reichte, bückte sie sich rasch zu dem Knaben nieder und drückte einen Kuß auf seine Stirne. Dann rauschte sie hinweg.

Agathe v. Heckenthau hatte sich bis in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Dort auf einer Chaiselongue ausgestreckt, mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen lag sie lange, und das Dämmerlicht, welches durch die dunkelrothen Damastgardinen hereindrang, schmückte ihr alterndes Antlitz mit den Rosen der Jugend.

Es waren die Züge ihres kleinen, unebenbürtigen Neffen Raoul, welche vor ihren geschlossenen Lidern mit unheimlicher Deutlichkeit noch immer standen, aber diese Züge blickten sie nicht mehr aus dem Antlitz eines Kindes an, sondern ein ernster junger Mann hielt die dunkeln, räthselhaften Augen unverwandt auf sie gerichtet. Sie konnte sich ihrer sanften Gewalt nicht entziehen, so sehr sie das milde Lächeln und den Ausdruck unbewußter Ueberlegenheit kannte und haßte, welche von dieser breiten Denkerstirne

und diesen feinen Lippen untrennbar schienen. Und wieder wie einst in der jungen Freiin v. Nebelstern empörte sich in der stolzen Gräfin v. Heckenthau Alles gegen die Macht, durch welche dieser Abenteurer die Gemüther zwang, sich mit ihm zu beschäftigen und sie beunruhigte, unterjochte ... Die Gräfin neigte sinnend das Haupt mit den geschlossenen Augen. Abenteurer? Das war wohl nicht die richtige Bezeichnung für den jungen Fremden, dem der Ruf einer wunderbaren Geschicklichkeit in seinem Handwerk vorausgegangen war, und welcher von Landhaus zu Landhaus, von Schloß zu Schloß geholt wurde, um dem über den duftigen Heumatten der bayrischen Hochebene eingeschlummerten Schmetterling Zeit wieder Fühlhörner und Flügel zu verleihen. Abenteurer — das war wohl nicht die richtige Bezeichnung für einen Mann, der mit einer Kunstfertigkeit ohne Gleichen in seinem Berufe den Anstand eines Edelmannes der besten Art verband, nie über die Schranken seiner Obliegenheiten hinaustrat und dessen Bescheidenheit doch nie an die Unterthänigkeit eines Dieners streifte. Komödie und weiter nichts! sagte die wegen ihres durchdringenden Scharfblicks und ihrer rücksichtslosen Offenheit von einer nicht unfähigen aber etwas geistesträgen und im Landleben schwerfällig gewordenen Nachbarschaft trotz ihrer Jugend und Schönheit fast gefürchtete Agathe v. Nebelstern. Sie sagte das zu ihrer jüngeren Schwester Margarethe, welche, weicher geartet und leicht zur Begeisterung geneigt für Dinge und Personen, die derselben nicht werth schienen, immer wieder von dem seltsamen Uhrmacher sprach, welcher ihrem geliebten Rococo-Uehrchen, dem theuersten Fa-

milienstück des Hauses, eine neue Seele eingehaucht hatte, nachdem alle Fachgenossen der Residenz an der Wiederbelebung des längst verstummten Werkes verzweifelten.

„Komödie? Aber zu welchem Zweck?" fragte damals Margarethe, obschon gewöhnt, sich fast immer der geistigen Ueberlegenheit der Schwester unterzuordnen. „Er hat überall, wo er war, das beste Andenken hinterlassen. Unsere Base v. Kleehauf sprach erst gestern davon — seine Arbeit sei die beste und seine Ansprüche die bescheidensten, deren man sich erinnere. Kleehaufs waren so entzückt von ihm, daß sie ihn sogar zu Tisch baten. Und Kleehaufs halten auf ihren neuen Adel nicht weniger, als wir auf unsern alten. Er lehnte es in der feinsten Weise ab ..."

„Dieser Fall jedoch beweist, daß Kleehaufs adelige Gesinnung mit ihrem Stolze nicht immer gleichen Schritt hält ..." entgegnete Agathe hart.

„Also Du würdest es für unschicklich halten, ihn wenigstens am Sonntag mit uns essen zu lassen, zugleich mit dem Verwalter? Er müßte doch sonst ganz allein essen, wie ein Gefangener ..."

Agathe war seit dem Tode der Mutter nicht blos als die ältere, sondern auch als die kräftigere und entschiedenere der beiden Schwestern in die Rechte der Hausfrau eingetreten und herrschte fast unumschränkt, nicht nur über das ausgedehnte Schloßgut Nebelsternau oder die Sternau, wie es der Kürze wegen mit all seinen Höfen genannt wurde, sondern auch über das träumerische Gemüth der Schwester und alle wichtigeren Handlungen des alten Kammerherrn, ihres Vaters, in dem das Gichtleiden bereits die geistigen

Fähigkeiten beeinträchtigte. Es mußte Agathe daher auffallen, daß sich Margarethe statt mit Piano, Familienjournal und Stickrahmen, nun plötzlich mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigte und nicht ohne Absicht setzte sie, die Schwester genau beobachtend, ein Gespräch fort, das sie sonst wohl mit einer kurzen Abfertigung beendet hätte.

„Du sagtest doch eben, der junge Mann habe die Einladung Kleehauf's abgelehnt?"

„Allerdings," erklärte Margarethe eifrig. „Aber unsere Base meint, er habe es nur deshalb gethan, weil er gemerkt habe, daß Graf Heckenthau bei Tisch sein werde, welcher ihn bereits einige Mal ganz unnöthig beleidigt hatte. Sie war sehr neugierig, wie er sich den Derbheiten des Grafen gegenüber bei Tisch benehmen würde. Du weißt ja, Hermine richtet bei aller Gutmüthigkeit gern ein wenig Unfug an und denkt nicht an die Gefühle Anderer dabei — in diesem Falle finde ich das Benehmen des Herrn Dumont taktvoller als das Herminens und des Grafen ..."

„Du hast Dich ja sehr in die Angelegenheit vertieft ..." sagte Agathe gedehnt. „Leider habe ich bereits vor einigen Wochen den jungen Heckenthau im Auftrag Papa's gebeten, auch an Sternau nicht vorüber zu gehen, ohne einige Tage bei uns zuzubringen, und heute erhielt ich eine Karte, worin er seinen Besuch für morgen ankündigt. Uebrigens will ich zu Deinem Troste annehmen, daß unser hübscher Uhrmacher seine Muttersprache besser schreibt, als der gefürstete Graf die unsere," fuhr die junge Gebieterin etwas spöttisch fort. „Da während der Anwesenheit unseres Gastes auch der Verwalter nicht zur Tafel gezogen werden

kann und Herr Dumont also auch Sonntags seine Gesellschaft hat, so sehe ich vollends keinen Grund, vielleicht eine für den Grafen sowohl wie für den Herrn Uhrmacher peinliche Lage herbei zu führen ..."

Margarethe beugte sich schweigend der allezeit besseren Einsicht der Schwester.

„Weißt Du, was zwischen Heckenthau und Herrn Dumont vorging?" fragte Agathe wieder nach einer Pause. Margarethe schrak auf als wie aus tiefem Sinnen.

„O gewiß, die Kleehauf hat mir alles erzählt!" berichtete sie eifrig. „Der Graf hatte, als er zu den Rennen nach England gegangen war, dort um sehr viel Geld eine Uhr gekauft, welche jedoch nach kurzer Zeit immer unregelmäßiger ging und endlich ganz stehen blieb. Herr Dumont sollte sie wieder herstellen, gab sie jedoch mit dem Bemerken zurück, daß er nur Reparaturen vornehme, deren Erfolg er gewährleisten könne. Das Werk der Uhr sei aber so nachlässig und schlecht gearbeitet, daß alle Arbeit daran vergebens sein würde. Darauf wurde der Graf sehr wüthend, da ihm die Uhr als ein Meisterwerk verkauft worden war, und als Dumont sagte, er sei damit einfach betrogen worden, nannte ihn Heckenthau einen unverschämten Dummkopf ..."

„Und das hat er sich gefallen lassen?" fragte Agathe fast heftig.

„Die Kleehauf erzählte, sie habe geglaubt, im nächsten Augenblick würde der Herr Graf zum Fenster hinausfliegen, so todtenbleich sah der Herr Dumont aus und so groß wurden seine Augen. Aber er antwortete gar nichts,

sondern bat nur die anwesenden Damen um die Erlaubniß sich zu entfernen, da er eine Fortsetzung des Gesprächs in dieser Weise doch nicht für zarte Ohren geeignet halte. Merkwürdiger Weise habe der Graf gar nichts mehr gesagt, sondern wie verlegen zum Fenster hinausgeschaut."

„Und Niemand ist für den armen Dumont eingetreten?" fragte Agathe entrüstet. „In meinem Hause dürfte sich kein Gast so etwas erlauben."

Margarethe zuckte die Achseln:

„Base Kleehauf hatte viele Entschuldigungen für Heckenthau — er sei rauh und heftig, meine es aber nicht so böse — auch Herr Dumont scheine sich nicht so viel daraus zu machen. Er sei am Ende ja doch nur ein Mann aus niederem Stande, der beleidigende Worte nicht so sehr fühle. Ich glaube, sie möchte den Grafen heirathen!" fügte Margarethe bei.

„Desto weniger Lust scheint er zu haben," lächelte Agathe. „In seinem Meisterwerk der Rechtschreibung spielt er nämlich sehr deutlich darauf an, daß die Häuser Nebelstern und Heckenthau schon vor Jahrhunderten verschwägert gewesen seien ..."

„Er wird doch nicht ..." stammelte Margarethe erbleichend, „eine von uns heirathen wollen?"

„Das kann wohl sein, wenn er meine reizende Schwester kennen lernt!" scherzte Agathe.

„Mit Verachtung würde ich die Bewerbung eines so rohen Menschen zurückweisen!" rief Margarethe und ihr Antlitz glühte.

„Ei, Du bist ja sehr rasch damit, eine der begehrtesten

Parthieen auszuschlagen, noch ehe sie Dir geboten wird. Und eine Nebelstern hat doch auch noch andere Rücksichten zu nehmen, als auf ihre Empfindsamkeit," meinte Agathe verweisend. „Derb sind unsere jungen Landedelleute durch die Bank, es ist aber noch lange nicht bewiesen, daß man bei einigen vielleicht nicht ganz feinen Gewohnheiten und mangelhafter Erziehung auch ein schlechtes Herz haben oder dumm sein müsse. Eine sanfte, nachgiebige Frau kann da viel bessern und mildern, sagte unsere Mutter, wenn sie von Papa's Jugendthorheiten sprach ..."

„Ich sollte doch denken, daß Klugheit und Entschiedenheit leichter und sicherer zu diesem Ziele gelangen," gab Margarethe mit einer Schärfe zurück, die man an ihr nicht kannte. „Auch bist Du die Aeltere und hast mehr von den Eigenschaften Mama's geerbt als ich. Ich überlasse Dir daher gerne den Vortritt."

„Nun, ehe wir wissen, wen und ob Heckenthau überhaupt eine von uns begehrt, wollen wir uns noch nicht darüber zanken, wer ihn heirathen soll. Das Schicksal könnte uns sonst den Streich spielen, daß wir ihn beide zum Manne wollten und daß ihn keine bekäme ..."

Margarethe zuckte bei dem Scherz der Schwester verächtlich die weichen, schöngerundeten Schultern. So viel Abneigung der gewöhnlich bis zur Willenlosigkeit nachgiebigen Schwester gegen einen Mann, den sie nur vom Hörensagen kannte, mußte Agathe auffallen und sie verlor Margarethe nicht aus den Augen, als sie derselben vorschlug, einmal in das Thurmzimmer hinauf zu steigen, um nach dem Wetter zu sehen, der Verwalter wolle am nächsten

Tage mit der Ernte beginnen und die schon so lange anhaltende Trockenheit könne unmöglich noch lange andauern.

Margarethe wechselte sehr rasch die Farbe und erinnerte die Schwester daran, daß ja Herr Dumont seit einigen Tagen damit beschäftigt sei, die alte Schloßuhr wieder in Gang zu bringen.

„Nun, was schadet das? Er wird doch nicht glauben, daß unser Besuch ihm gilt?“ gab Agathe zurück. „Uebrigens kannst Du ja hier bleiben — ich sehe nichts Auffallendes darin, allein zu gehen — Bediente und Handwerker sind keine Männer!“

Margarethe fuhr etwas zusammen und erklärte sich bereit die Schwester zu begleiten. Sie schien jedoch an außergewöhnlichem Herzklopfen zu leiden, denn sie mußte öfter auf den Treppen ausruhen, die sie sonst mit Leichtigkeit empor geeilt war.

Nicht ohne Absicht ließ Agathe die Schwester zuerst eintreten. Schüchtern blieb Margarethe am Eingang des hochgelegenen Gemaches stehen, als ob sie sich vor dem jungen Mann fürchte, der da im Arbeitsgewand, die Brust mit einer grünen Schürze bedeckt, eine barettähnliche Sammtmütze weit auf das lockige Haupt zurückgeschoben, in gestreiften Hemdärmeln an dem derben Räderwerk des längst verstummten Zeitmessers feilte.

Auch er erröthete leicht, als er die Damen erkannte, nahm seine Sammtmütze ab und legte die Feile weg, deren schriller Ton schon auf der Treppe vernehmbar gewesen war und den Nerven zarter Frauen unmöglich angenehm sein konnte. Aber die Art, wie er sich wieder seiner Arbeit

zuwandte, deutete an, daß er den Besuch der jungen Damen weder dieser noch sich selber zuschrieb, und selbst Agathe konnte ihn wegen dieses Zartgefühls innerlich nur beloben, während sie mit der seltsam erregten Schwester auf den schmalen Altan hinaustrat, welcher die Vorderseite des Thurms schmückte und wo die Uhr ihr verrostetes Zifferblatt mit den gewundenen Zeigern den Höfen und Ländereien der Sternau zuwendete. Flimmernd lag das Sommerlicht über wogenden Saatfeldern und buschigen Waldparzellen und der Blick ermüdete an der langen schnurgeraden Straße und der endlosen Pappelallee, über deren letzten sichtbaren Stämmen am Horizont verdämmernd die beiden mächtigen Frauenthürme emporragten. Leise tönte das Gezirpe von unzähligen Grillen bis hier herauf, sonst war alles still auf den Fluren und den gepflasterten Höfen der Sternau, selbst das muntere Taubenvolk, welches sonst alle Dächer belebte, hielt auf der langen Stange, welche unter dem vorspringenden First des Wagenschuppens die Feuereimer trug, in Reih und Glied sein Mittagsschläfchen.

Margarethe war sehr einsilbig, ihre Schwester jedoch hielt es für angemessen, sehr eifrig über die am Horizonte sich zeigenden Gewitterwolken und die Mißlichkeit eines Hagelschlags gerade im gegenwärtigen Augenblicke sich auszulassen.

Als die Damen wieder in das Thurmzimmer traten, um auf die Treppe zu gelangen, war Agathe sehr erstaunt, von dem Uhrmacher angesprochen zu werden. Dumont theilte ihr unbefangen aber ohne jede Dreistigkeit mit, daß man nach seinen Beobachtungen auf einigen neuen, von ihm zusammengestellten Wettergläsern wenigstens noch acht

Tage auf klaren Himmel und trockenes Wetter rechnen dürfe. Dumont hatte die Bemerkungen Agathens hören müssen und wenn er ihre Befürchtungen nach bestem Wissen zu zerstreuen suchte, so war das nicht nur nicht unpassend, sondern sogar eine dankenswerthe Dienstfertigkeit.

Dagegen glaubte Agathe einige Zweifel in die Untrüglichkeit seiner Zaubervorrichtung setzen zu sollen.

Dumont antwortete einfach und würdig, daß es sich keineswegs um etwas Wunderbares oder Geheimnißvolles, sondern um zweckdienliche Vervollkommnung bereits vorhandener Instrumente, und um eine Vergleichung der herrschenden Luftströmungen und des Atmosphärendrucks mit den bisherigen Erfahrungen und den Andeutungen jener Instrumente handle.

Und von Agathe, welche das Gespräch zu fesseln schien, aufgemuntert, verbreitete er sich zwanglos über einige einschlägige Probleme der Meteorologie und der darauf angewandten Mechanik und unmerklich fühlten sich die Schwestern aus dem engen Thurmzimmer hinausgeführt in die Unendlichkeit und ihre Seelen durchzitterte eine Ahnung, daß das wirre unverständliche Räderwerk vor ihnen und der Lauf der Gestirne denselben Gesetzen gehorche, und daß es kein ganz unbedeutender Mensch sein könne, der sich mit solcher Liebe und Ausdauer zugleich dem Kleinsten und Größten widmen könne.

Während Margarethe stumm und mit glänzenden Augen lauschte, gab Agathe ihrem Staunen offen Ausdruck, daß Herr Dumont bei seinem Wissen und Streben nicht Gelehrter oder Künstler sei.

Der junge Mann verneigte sich verbindlich und ein bescheidenes Lächeln verschönte seine Züge.

„Meine Eltern und das Schicksal haben mich zum Mechaniker bestimmt und ich bin mit dieser Bestimmung zufrieden. Ich vermag nicht absolut zu denken, ein Problem nur dann zu beherrschen, wenn ich von einem naheliegenden kleinen Zweck ausgehen und ihm das Allgemeine unterordnen darf. Fehlte mir diese Handhabe, so fing mein Geist stets zu taumeln an und hätte sich wahrscheinlich in erfolglosen Träumereien verzehrt, wenn ich nicht rasch wieder ein kleines Rädchen in das große Uhrwerk der Atome hätte einfügen können . . ."

„Eine solche Selbsterkenntniß wäre manchem vielberühmten Künstler zu wünschen!" rief Agathe mit einem Feuer, daß Margarethe die stolze, zurückhaltende, ja manchmal herbe Schwester kaum wieder erkannte. „Sie sind übrigens Künstler in Ihrem Fach."

„Von der Kunst trennt mich fast noch mehr als vom Forscher," antwortete Dumont und ein leiser Zug von Wehmuth bebte in dem gelblichen Blaß seines interessanten Gesichtes. „Vor Allem der Zweck; die Kunst ist Selbstzweck, wie die Schönheit" (die Blicke des jungen Mannes irrten bei diesen Worten von einer der Schwestern zur andern), „und dann die harmonische Erfindung. Entdecken und herausklügeln ist noch nicht künstlerische Erfindung."

„Aber auch zu Ihren Aufgaben gehört doch ein ganz besonderes Talent," beharrte Agathe, welche die Anwesenheit der jüngeren Schwester vergessen zu haben schien.

„Allerdings, ein gewisses Talent gehört zu jedem Hand-

werk, um es gut zu lernen, die Kunst aber fordert vor Allem künstlerische Natur und Anschauung und diese besitze ich nicht."

Agathe schüttelte mit ungläubigem Lächeln die blonden Locken.

„Ich bin dessen sicher, gnädiges Fräulein!" beharrte Dumont und der ihm ungeläufige Titel klang seltsam von seinen zögernden Lippen. „Es gab eine Zeit, da auch ich nicht daran glauben wollte, daß uns das Eine gegeben und das Andere versagt sein könne — auch ich habe einst Wissen und Können verwechselt; jetzt aber weiß ich, daß ich kein Künstler bin, nie einer geworden wäre, und tröste mich damit, daß ja schon die gewaltigsten und durchdringendsten Geister die Himmelsgabe Kunst umsonst erfleht haben. Zum Beispiel ..." fuhr Dümont fort, als Agathe noch immer mit siegesgewisser Ungläubigkeit ihn anschaute. „Sie erinnern sich gewiß der kleinen, alterthümlichen Uhr, die Sie mir vor einiger Zeit übergaben. Dem Pferde, welches den Ritter Georg trägt, fehlt ein Ohr und dem Drachen die Spitze des Schwanzes. Tagelang habe ich mich bemüht, wiederherzustellen, was ein mittelmäßiger Metallbildner in einer Viertelstunde ergänzt hätte. Endlich mußte ich Ihnen zu meiner Beschämung die Uhr zerbrochen wieder zurückgeben ..."

„Das seit Menschengedenken verstummte Werk geht — das ist die Hauptsache für uns," entgegnete Agathe bestimmt. „Jeder, der seinen Platz ganz ausfüllt, ist an diesem Platze Alles werth!"

Staunend hob Margarethe die schüchternen befangenen

Blicke zu der Schwester, von der sie solche Aeußerungen nie vernommen, nie für möglich gehalten hätte.

Von unten herauf drang Hufgeklapper durch die offene Balkonthüre, als ob Reiter in den Schloßhof ritten.

Agathe trat hinaus auf den Altan und blickte hinab.

„Es ist Graf Heckenthau, der eben ankommt — der ganzen Beschreibung nach,“ sagte sie laut, in der Meinung, daß Margarethe ihr gefolgt sei. „Ja, ja — der Diener trägt auch die Farben der Heckenthau — blau mit Silber...“

Als Niemand antwortete, wandte Agathe sich um. Was war das? Es schien ihr doch, als ob die Hände Margarethens und des Uhrmachers in einander gelegen und sich eben rasch getrennt hätten. Aber das konnte ja nicht sein — es war nicht viel zu unterscheiden in dem dämmerigen Raum, wenn man aus dem strahlenden Lichte hereintrat... Aber warum blieb Margarethe hier im Halbdunkel bei Dumont stehen und schrak zusammen, als die Schwester ihre Hand ergriff und sie mit sich fortzog. Auch Herr Dumont war todtenbleich in diesem Augenblick, aber das konnte auch von der Ankunft des jungen Grafen herrühren, der ihn so tief verletzt hatte. Dumont's tiefe, achtungsvolle Verbeugung galt offenbar Agathe, nicht Margarethen. Erstere empfand eine gewisse Scheu, der Schwester den flüchtigen Verdacht mitzutheilen, als habe sie selbst ein Geheimniß zu verbergen. Und die Verschüchterung Margarethens war ja natürlich in einem Augenblick, da sie einen Mann als Gast des Hauses, ja vielleicht als Bewerber um ihre Hand begrüßen sollte, gegen dessen Umgangsformen sie ein allem Anschein nach gegründetes Mißtrauen hegte.

Die Verblüffung des jungen Grafen beim Anblick der beiden schönen Schwestern war jedoch eine so ungeheuchelte, und die linkische Verbeugung, die er machte, so ehrerbietig, daß das etwas roh ausschauende Gesicht des überkräftigen Junkers für Agathe sogar flüchtig den Ausdruck einer liebenswürdigen Kindlichkeit erhielt. Schon während des Mittagsmahls jedoch, nach den ersten Gläsern Wein und im Gespräch mit dem Kammerherrn, dessen geschwächter Geisteszustand dem jungen Grafen vielleicht mehr Vertrauen in die eigenen Gaben einflößte, hatte er allmählig alle Scheu überwunden, und das Bild eines gewaltthätigen, auf seine Unwissenheit und Beschränktheit pochenden Landjunkers, das sich nun in ungehemmter Ursprünglichkeit enthüllte, war von den beiden Schwestern nie für möglich gehalten worden. Als Agathe endlich die Tafel aufhob, hatte sie mit ihrer Schwester gemeinsam vollauf zu thun, sich der liebenswürdigen Gewaltthätigkeit des halb Trunkenen zu erwehren, welcher sie bei Tisch zurückhalten wollte. Bis in ihre Zimmer hörten sie noch das wüste Geschrei, vor dem der geistesmüde Herr des Hauses längst verstummt war. Lange noch konnte sich Agathe nicht trösten über all das, was sie hatte hören müssen — und sie gab sich keine Mühe, den Grafen die ironische Geringschätzung fühlen zu lassen, die sie für ihn hegte. Margarethe dachte milder und nahm den jungen Grafen, nachdem sie von ihren Gutsnachbarn mehr über ihn erfahren, gewissermaßen sogar in Schutz. Die große Ausdehnung ihrer Güter hatte es den Grafen Heckenthau gestattet, auf ihrem Grund und Boden ein Stück Mittelalter zu erhalten, welches nach der Aufhebung der Guts=

herrlichkeit fast noch stärker hervortrat, denn jetzt ging ihr Bestreben dahin, ihre dünnbewohnten Ländereien vollends zu entvölkern und eine Wüste um sich zu schaffen, welche selbst Gesetz und Obrigkeit nicht immer zu betreten wagte. Dort wuchs der junge Graf auf, unter Rüdengeheul und Rossegewieher, von sklavischem Bedientenvolk umgeben und von seinem Vater für Ausschreitungen belobt, welche die härtesten Rügen verdient hätten. Julius v. Heckenthau sollte nach dem oft mit der Faust auf dem Tisch bekräftigten Schwur seines Erzeugers ein bayrischer Junker von altem Schrot und Korn werden und wurde es — trotzdem ein Schlagfluß jenem schon frühzeitig den allezeit vollen Humpen aus der Hand geschlagen hatte...

Agathe neckte die Schwester ob ihrer milden Beurtheilung des jungen Grafen, und als Margarethe die Hoffnung aussprach, daß er einst an der Seite einer klugen, sanften Gattin seine Wildheit und Ungebundenheit verlernen möge, wurde sie von der älteren Schwester mit wohlwollendem Scherze aufgefordert, doch diese kluge, sanfte Gattin zu werden.

Margarethe wurde dunkelroth und schwieg und nach einigem Nachdenken fand auch Agathe den Gedanken nicht so schrecklich, den jungen Grafen zum Schwager zu bekommen — war sie ja dadurch der immerhin lästigen Entschließung überhoben, eine so gute Parthie auszuschlagen.

Am anderen Morgen war Agathe eben im Begriff, in das Zimmer ihres Vaters zu treten, als sie durch die halboffene Thür die Stimme Henri Dumont's vernahm, welcher bereits so oft während seines kurzen Hierseins mit uner-

müdlicher Geduld die kindliche Neugier des geistesschlaffen alten Schloßherrn zu befriedigen gesucht hatte, eine Neugier, die durch Dumont's Arbeiten angeregt, ganz von den geheimnißvollen Räthseln der Mechanik in Anspruch genommen wurde und ihre Lösung von einem Tag zum andern wieder vergaß.

Mit pochendem Herzen und angehaltenem Athem lauschte Agathe den freundlichen und doch ehrerbietigen Worten, mit welchen der seltsame Fremdling die nicht immer geistreichen Fragen des alten Mannes beantwortete — sie waren anscheinend mit der Betrachtung eines zerbrochenen Uhrwerks beschäftigt. Endlich fragte der Freiherr nichts mehr und sein lautes Röcheln verkündete, daß er eingeschlafen war. Vorsichtig näherte sich Henri Dumont der Thüre und — stand Agathe gegenüber. In der Hand hielt er die kleine Uhr mit Ritter Georg und dem Drachen...

Agathe wagte nicht ihn anzusehen in diesem Augenblick; ihr Blick haftete starr an dem Familienerbstück, das ihr in diesem Augenblick unendlich gleichgiltig war, und auch ihre mechanisch hervorgestoßenen Worte folgten dieser Richtung:

„Ich dachte doch, die Uhr sei fertig?“

„Sie war es,“ antwortete Dumont und etwas wie Trauer lag in seiner Stimme, „aber wohl beim Aufziehen ist ihr ein kleiner Unfall begegnet!“

„Ich verstehe,“ sagte Agathe unwillig, „Papa hat damit gespielt und den Erfolg Ihrer Sorgfalt und Geschicklichkeit vernichtet.“

„Nun, der Schaden wird sich ja wieder ausbessern lassen,“ meinte Dumont ruhig. „Ihr Herr Vater bringt meiner

Thätigkeit so viel Aufmerksamkeit entgegen, daß es undankbar wäre ..."

Agathe trat rasch auf den Uhrmacher zu und ergriff seine Hand:

„Sie sind ein nachsichtiger, ein edler Mensch, Dumont ..."

„Sie sind sehr gütig," versetzte Dumont verlegen.

„Sie können sich in einer Stellung unmöglich wohl fühlen, zu welcher Sie nicht geboren scheinen!" fuhr Agathe hastig fort, als wolle sie sich diese Gelegenheit, das Gespräch weiterzuführen, um keinen Preis entgehen lassen.

Dumont schlug die dunklen Augen zu dem adeligen Fräulein auf mit einem Ausdruck, der sie erbeben machte.

„Jeder, der seinen Platz ausfüllt, ist an diesem Platze Alles werth!"

„Ganz richtig — ich habe das selbst gesagt — aber Sie sind nicht an dem Platz, an den sie gehören. Sie würden auch einen anderen ausfüllen. Sie haben die Gesinnungen eines Edelmannes gleich den besten unseres Standes ..."

Henri Dumont schwieg. Sein Gesicht war bleich und in seinen Augen schimmerte es wie selige Hoffnung. Auch Agathe war einen Augenblick sinnend dagestanden. Plötzlich schüttelte sie energisch den Kopf und sagte kurz:

„Sie sind nicht, was Sie scheinen."

Henri Dumont wurde dunkelroth und wie tief verletzt antwortete er:

„Meine Papiere sind in vollkommenster Ordnung. Ich bin ..."

„Ich weiß, ich weiß," wehrte Agathe fast heftig ab. „Aber Ihr Gewerbe ist eine Laune, eine Liebhaberei ..."

„Die Laune zu leben, die Liebhaberei, mich redlich zu ernähren ...“ lächelte Dumont trübe.

„Also doch nur ein Gebot der Nothwendigkeit!“ bestand Agathe hartnäckig. „Ihre Familie ist ohne Zweifel herabgekommen, verarmt ...“

„Mein Vater war Uhrmacher wie ich,“ antwortete Dumont ausweichend.

„Und ihr Großvater? Antworten Sie mir — es ist nicht müßige Neugier, die mich fragen läßt!“ bat Agathe.

„Mein Großvater? Nun, der saß allerdings im Großen Rathe meiner Vaterstadt, und Genf verdankt ihm eine Reihe seiner schönsten Paläste ...“ versetzte Dumont zögernd.

„Er war von adeliger Herkunft? Genf besitzt eine Reihe alter Geschlechter, welche ihr Patrizierwappen kühn in die Reihe unserer Schilder stellen können —“ erwiederte Agathe.

„Vor den Gesetzen der Republik gibt es keinen Adel...“

„Aber im Munde des Volks, in der Tradition, — nachgeborne Geschlechter können durch Jahrhunderte verbrieftes Erbrecht nicht aberkennen, Titel nicht vernichten, die sie nicht verliehen.“

Agathens Augen blitzten und ihre Wangen glühten. Heinrich Dumont schüttelte den Kopf:

„Ich bin ein gehorsamer Sohn meines Vaterlandes, das mich als freien Bürger geboren werden ließ, gleichberechtigt mit seinen ersten wie mit seinen letzten Bürgern. — Was über Generationen zurückreicht, darum kann man sich in unserer rasch dahinstürmenden, von der eisernen Nothwendigkeit gepeitschten Zeit nicht kümmern ...“

Agathe richtete sich auf und es war ein leidenschaftlicher Befehl, der von ihren Lippen klang:

„Aber ich kümmere mich darum ... Sie müssen mir sagen, wer Ihre Ahnen waren ..."

Heinrich Dumont ließ vor dem glühenden Blick der jungen Gräfin die Augen herabsinken auf das Zifferblatt der kleinen Uhr, die er noch immer hielt und sagte sinnend:

„Vielleicht um dieselbe Zeit, da mein geschickter Ahnherr in der Uhrmacherei diesem zierlichen Werk eine Seele gab, sollen meine Voreltern als gefürstete Grafen der ‚Zwei Berge' große Macht gehabt haben in Savoyen. Die Religionskriege, welche ja die Schicksale so mancher Länder damals toll durcheinander warfen, vernichteten auch jene Herrschaft und verschlugen ‚meine Familie' nach Genf, wo sie mit den Trümmern ihres Reichthums noch ein großes Haus geführt haben sollen bis zur Sündfluth der französischen Revolution. Nach und nach, wenn auch langsam, sanken sie — wie man das nennt. Ich bin ein moderner Mensch und gewohnt, mit gegebenen Größen zu rechnen und lege auf jene Herkunft wenig Gewicht. Und wenn ich jetzt davon spreche, geschieht es nur, um Ihrem heraldischen Interesse zu genügen ..."

Wie melancholischer Spott klang es in der Stimme des jungen Mannes und seine Verbeugung zeigte deutlich, daß er entlassen zu sein wünsche.

Agathe bebte vor Erregung und die Flügel ihrer zierlich und energisch geformten Nase öffneten sich weit:

„Ihr Verzicht ist ein Verrath an Ihrer Ehre!"

Befremdet trat Dumont einen Schritt zurück:

„Ein Verrath, wenn ich, der Arbeiter, der von seiner Arbeit leben muß, nicht Fürst oder Graf heißen will in einem Lande, das keine Fürsten und Grafen kennt? Wenn ich vor dem Volk in der Blouse und mit schwieligen Händen, das meine Welt bildet, nicht mit längst verschollenen Titeln prahle? Ich fürchte, daß Ihr hartes Urtheil doch allzu sehr von den Einrichtungen des Landes Ihnen eingegeben ist, das Sie bewohnen, und hoffe, daß Sie es bei uns milder beurtheilen würden, daß ich mich zum Gecken oder Don Quixote nicht eigne . . .“

Und Dumont wandte ihr den Rücken und schritt der Thüre zu. Die Lider dunkelroth umrandet und die Augen thränenfeucht eilte Agathe ihm nach und vertrat ihm den Weg und ihrer selbst nicht mächtig flüsterte sie:

„Es gilt in solchen Fragen gewöhnlich nicht blos das Schicksal eines Menschen . . .“

Dumont erbleichte und sah mit wirrem Schreck in das Antlitz der jungen Gräfin:

„Ich bin allein und Mutter und Schwester sind unzweifelhaft bürgerlicher Abkunft . . .“

„Sie sind denen verantwortlich, welche Ihnen zugethan sind!“ stieß Agathe heraus und eilte hinweg.

Die Uhr im Arme des jungen Mannes zitterte, daß die zerbrochenen Räder klirrten. Dann tastete er sich aus dem Saal, als dringe plötzlich blendendes Licht auf ihn ein und betäube ihn.

Aber kaum hatte sich der Saal hinter ihm geschlossen, als Agathe wieder erschien. Sie seufzte tief auf, als ob ihr die Brust zu eng werde und aus ihren schönen, energi-

schen Zügen leuchtete das erste Liebesglück. Sie trat hinaus auf den breiten, steinernen Balkon und schaute hinab auf die vollen Blumenkronen des tiefer liegenden Parks. Zum ersten Mal wirkte der Zauber des herrlichen Sommermorgens wie berauschend auf sie ... Lange stand sie so und sogar Gedichte kamen ihr in den Sinn, alte, längstvergessene Reime, welche sie einst mit der Sentimentalität der Backfischjahre mechanisch vor sich hingelispelt. Ein paar blühende Rosenstöcke standen auf dem breiten Steingeländer — jetzt kam auch Dumont aus dem Hause und schritt langsam nach dem Park. Er sah nicht auf — er träumte — vielleicht von ihr! Unwillkürlich brach Agathe die Rose, mit deren Stengel sie gespielt und warf sie hinab, lispelnd:

„Ich weiß nicht, fiel sie vom Windeshauch,
Doch nieder fiel eine Rose ...“

Dumont hatte sie nicht bemerkt. Er war unwillkürlich stehen geblieben, wie unschlüssig, ob er seinen Weg fortsetzen solle, denn aus dem Parke kam gestiefelt und gespornt, zum Ausreiten gerüstet, Graf Heckenthau. Seine Reitgerte mähte ein paar Schwertlilien nieder, als er des jungen Uhrmachers ansichtig wurde, und er veränderte absichtlich die Richtung seines Wegs, um recht nahe an Dumont vorüber zu kommen. Agathe's Herz pochte, als wolle es seine Wände zersprengen und weit beugte sie sich über das Geländer.

Dumont hatte inzwischen seinen Weg fortgesetzt. Jetzt befand er sich dicht vor dem Grafen, der ihn zornroth im Gesicht beobachtete. Agathe jubelte, Dumont hatte den Junker fast gestreift, aber nicht beachtet.

Heckenthau hatte indeß das Freifräulein entdeckt und todtenbleich drehte er sich um:

„Er!" schrie er mit wutherstickter Stimme.

Ohne seinen Schritt zu beschleunigen setzte Dumont seinen Weg fort.

Der junge Graf eilte ihm nach.

„Ihn mein' ich — kennt Er mich nicht?"

Dumont war stehen geblieben und maß den Grafen mit einem Blick von oben bis unten.

„Warum grüßt Er mich nicht, wenn Er mich kennt?" schrie Heckenthau außer sich.

„Ich grüße nur Leute — die ich achte!" antwortete Dumont jetzt mit einer klaren hellen Stimme, die ohne Beben bis zu Agathe drang.

Heckenthau erhob die Reitgerte. Dumont regte sich nicht, mit erhobenem Haupte und gekreuzten Armen stand er da und die dunklen Augen stachen unheimlich ab von dem marmorbleichen Antlitz.

„Feigling!"

Die Reitgerte des Grafen, welche über dem Haupte des störrischen Uhrmachers schwebte, zischte nicht herab, als man vom Balkon herunter jenen Ruf vernahm, und bis Heckenthau demselben die für seine eigene Person möglichst schmeichelhafte Auslegung gegeben hatte, war Dumont bereits zwischen den Bäumen des Parkes verschwunden.

Wie Agathe aus dem Saal in den Hof und von dort durch eine Nebenthüre in's Freie gelangte, wußte sie selber nicht. Sie fühlte nur, daß sie dem Mißhandelten eine Genugthuung schuldig und zu jeder bereit war. Er ist

tausendmal mehr Edelmann als Heckenthau! rief es in ihr; das Handwerksgeräthe, das er so trefflich führte, erschien ihr jetzt ehrenvoller als ein siegreiches Schwert und der höchste Orden, den irdische Macht zu vergeben hat, denn es bedeutete den höchsten Sieg, den ein Mensch erringen konnte, den Sieg über sich selbst. Unbeobachtet gelangte sie in den Park, dessen Bäume sich dicht an die Hofmauer anschlossen und eilte auf verwachsenen Seitenpfaden vorwärts, um auf den Weg zu gelangen, auf welchem sie Dumont zu begegnen hoffte. Da rauschte und flüsterte es vor ihr in den Zweigen — vorsichtig trat sie näher — grünes Blätterdunkel und der würzige Duft der Waldkräuter umfingen sie und dort standen zwei Gestalten, schön wie die Cherubim, und hielten einander eng umschlungen. Agathens Herz stand still und ihre Hand griff zuckend in das feuchte Moos eines uralten Baumes. Mit der andern fuhr sie sich über die kalte nasse Stirn, als wolle sie das trügerische Bild hinwegwischen, das sie quälte. Aber jetzt sprach man; leise, aber deutlich drang jedes Wort an ihr Ohr: „Margarethe, Deine Schwester scheint unsere Liebe zu ahnen und zu billigen.“ — „O glaube das nicht — Sie würde mich lieber todt oder in den Armen Heckenthau's sehen, denn als Gattin eines Bürgerlichen,“ antwortete es.

„Elende!“ zischte es von Agathens blutlosen Lippen und wie ein zürnender Rachegeist stand sie vor den Ueberraschten.

Margarethe fiel ihr zu Füßen und suchte ihre Kniee zu umfassen, aber von dem zierlichen Fuß Agathens hinweg geschleudert sank sie verzweifelnd auf den Waldboden zurück. Was Zorn, Haß, Verachtung und alle bösen

Leidenschaften eines Frauenherzens in jenem Augenblick sie sagen ließen, davon hatte der Sturm der Leidenschaft, der über sie dahinbrauste, selbst das Gedächtniß verwischt, nur das wußte Agathe noch, daß der Erbärmliche, der sie verrathen und ihre Familienehre geschändet hatte, noch schützend vor die Schwester hinzutreten und sie selbst an ihre weibliche Würde zu erinnern wagte. Er, der verlogene Abenteurer, der hergelaufene Plebejer, der hinter der Hecke geboren sich mit einem romantischen Familiengeschick brüstete, sprach von Würde! — Das gab Agathe sich selbst wieder. Kurz wendete sie sich um und eilte zum Schloß zurück. Graf Heckenthau glaubte sie nie so schön gesehen zu haben wie heute, als sie einer Rachegöttin ähnlich auf ihn zukam, und ehe er ihr noch seinen Dank für ihre Einmischung zu seinen Gunsten aussprechen gekonnt hatte, bat sie ihn mit von Haß und Leidenschaft fast erstickter Stimme, den Elenden, welcher sie beleidigt, zu züchtigen, wo er ihn finde und mit Peitschenhieben aus dem Schloß zu jagen. Dann stürmte sie zu ihrem Vater und als der halb schwachsinnige Mann kraftlos dastand vor dem Orkan des Zornes, der auf ihn einstürmte, wandte sie auch ihm verächtlich den Rücken und schloß sich in ihr Zimmer ein. Dort löste sich ihre Wuth in Thränen auf . . .

Umsonst hatte sich Graf Heckenthau zu immer höherer Wuth gestachelt und den frechen Plebejer in der ganzen Umgebung des Schlosses gesucht — Dumont war verschwunden. Auch Margarethe fehlte beim Mittagstisch, aber es fiel nicht auf, da auch die ältere Schwester sich wegen Unwohlsein hatte entschuldigen lassen. Als aber am

andern Morgen das Kammermädchen meldete, daß Margarethe nicht auf ihrem Zimmer und ihr Lager unberührt sei, da wurde das ganze Schloß aufgeboten, sie zu suchen. Die erste Vermuthung Agathens, daß sie den Tod gesucht habe, wurde bald durch einen Brief der Entflohenen widerlegt, worin sie mittheilte, daß sie daran verzweifle, die Billigung ihrer Liebe von Seite ihrer Familie zu erlangen und daher ihrem erwählten Bräutigam in seine Heimath folge. Man möge sie nicht einzuholen suchen, denn jede Gewaltmaßregel werde nur die Vernichtung zweier Wesen zur Folge haben, welche unter andern Verhältnissen vielleicht noch glücklich werden könnten.

Agathe zerdrückte krampfhaft das in höchster Aufregung geschriebene Billet und nach wenigen Tagen schon unterschrieb der Kammerherr weinend die ihm von seiner Tochter diktirte Urkunde der Lossagung und Enterbung Margarethens. Und nachdem einige Wochen über Nebelsternau dahin gegangen waren, hatte sich Agathe überzeugt, daß der einzige Anker in diesem trügerischen Leben, der uns hoch über der Menge zu erhalten vermag, Rang und Geburtsadel seien und daß kein persönlicher Vorzug für diese „idealen" Eigenschaften der höheren Stände entschädigen könne — und mit einem feierlichen Feste, das zugleich die Schande der mißrathenen jüngeren Schwester bedecken sollte, wurde die Verlobung Agathens mit dem Grafen Heckenthau gefeiert. Dann folgte eine schwere dumpfe Zeit mit Augenblicken gewaltsamer Aufregung und Monaten bleischwerer Betäubung, in denen sich Agathe mit aller Seelenkraft zwingen wollte, einen Mann zu lieben, vor welchem ihr ganzes

Wesen zurückschauderte, und der sie im Tage hundertmal verletzte. Aber sie wollte glauben, daß eines der erlauchtesten Grafengeschlechter keinen unverbesserlich rohen Trunkenbold erzeugen konnte, und wo sie den Augenschein nicht leugnen konnte, da gab sie nur die Verirrungen überschäumender Jugendkraft zu, und Handlungen empörender Heftigkeit, die sie sonst entsetzt haben würden, wurden zum gerechten Ritterstolze, der das Gemeine haßt.

Die Brautzeit ging ohne größeres Ereigniß vorüber — Graf Heckenthau fühlte sich ganz behaglich in seiner Rolle als zärtlich geliebter Bräutigam und hielt sogar die Zurückweisung allzu derber Vertraulichkeiten von Seite seiner Braut für liebenswürdige Neckerei. Das „Ja“, welches Agathe in der Schloßkapelle von Nebelsternau sprach, klang fast trotzig, als verkünde sie damit einer ganzen plebejischen Welt: „Wie er auch sei, ein Graf Heckenthau ist doch mehr werth, als ihr Alle mit euren spießbürgerlichen Tugenden und eurer Krämerweisheit!“

Man hatte sich vereinigt, daß man, so lange der alte Kammerherr lebte, abwechselnd auf Nebelsternau und auf den gräflichen Gütern wohnen und mit dem Aufenthalt auf letzteren die junge Ehe beginnen wolle ... Zur Ausführung des ersten Theils der Verabredung kam es nicht, denn der alte Herr starb und Agathe sah die heimathlichen Fluren erst nach dem Tode ihres Gatten wieder. Sie lebte während ihrer Ehe wie eine Gefangene in einer der düstersten und ödesten Gegenden ihres Vaterlandes, und der Mann, den sie hatte beherrschen wollen zu seinem eigenen Besten und aus dessen übersprudelnder Kraft sie einen

Edelmann der besten Art zu schnitzen gesucht hatte, gebot über sie durch Gewaltthat und die Furcht vor dem Aufsehen. Der ausschweifende ungebildete Mann, der vor nichts zurückscheute, zwang seine Frau zu Allem, selbst zu Schweigen und Geduld durch ihren Stolz und die Achtung vor ihrem Namen. — Sie schwieg und duldete oft mit übermenschlicher Kraftanstrengung, wo Widerstand Erlösung gewesen wäre — sie schwieg, selbst als es sich um die Zukunft, um die Erziehung und Bildung ihrer Kinder handelte. Sie ließ ihre Söhne zu halben Barbaren heranwachsen und duldete selbst körperliche Mißhandlungen um ihres Namens willen. Die Welt sollte wenigstens von ihr nicht erfahren, daß ein Graf Heckenthau niedriger und kurzsichtiger denken könne, als der letzte seiner Knechte. Sie haßte ihn mit dem tödtlichsten Haß, den eine Frau gegen ihren Gatten fühlen kann, aber die Welt erfuhr es nicht und mit stolz erhobener Stirn schritt sie an seiner Seite und ihre Blicke schienen den zerschmettern zu wollen, der über ihren Gatten zu lächeln wagte . . .

Und als das Leben ihres Gatten an der eigenen Wüstheit zu Ende ging, verlangte sie von Anderen eine Trauer um seinen Tod, von der ihr eigenes Herz nichts wußte, und während sie die Folgen seines sinnlosen Eigensinns zu verwischen suchte, errichtete sie seinem Gedächtniß einen Kultus, der selbst das ungeschulte Gefühl der letzten Magd verletzen mußte. Denn sie hatte beschlossen, daß das Andenken des Mannes, der wie ein drückender Alp den schrecklichen Traum ihrer eigenen Ehe beherrscht hatte, der Mit- und Nachwelt als leuchtendes Vorbild ritterlicher Männ-

lichkeit überliefert werden sollte. Während sie am Tage ihren todten Gatten für eine Zierde des Adels seines ganzen Jahrhunderts erklärte und sich selber zwang, an die eigenen Worte zu glauben, zuckte sie in der Stille der Nacht doch noch oft unter den moralischen Keulenschlägen, mit denen der Todte jedes weibliche Gefühl in ihr zugleich mit der eigenen Würde zu Boden geschlagen hatte. Und wieder hörte sie den empörenden Vorwurf, den der Trunkene mit dem düsteren Ahnungsvermögen des Rausches einst gestammelt, daß sie nicht besser sei als die entartete Schwester und mit dem hübschen Uhrmacher ohne Zweifel selber davongelaufen wäre, wenn jener die hübschere Schwester nicht vorgezogen hätte ...

8. Mutter und Sohn.

Entsetzt, gewaltsam öffnete die Gräfin die geschlossenen Augen, um das vom brutalsten Hohn entstellte Antlitz nicht mehr zu sehen, aber es wich nicht, nur jünger und feiner wurde es, aber das ironische Lächeln des jugendlichen Mundes erschien kaum weniger verletzend.

„Nun, Mama! Seit wann halten Sie schon vor Tische Mittagsruhe?“

„Ich bin unwohl, Moritz!“ antwortete die Gräfin ziemlich kurz der Frage ihres Sohnes, und der Ton einer spöttischen Ueberlegenheit, den sie bis jetzt als berechtigtes Erbtheil Derer v. Heckenthau betrachtet hatte, erschien ihr heute unerträglich.

„Soll ich nach dem Arzt schicken?“

„Nein, es ist mehr moralisches Leiden, ich fühle mich

angegriffen von verschiedenen Ueberraschungen, die mir heute zu Theil wurden. Da sollte Walther wegen eines leichtsinnigen Streiches eingesperrt werden und seine ganze Laufbahn stand auf dem Spiel und fast gleichzeitig kam seine Beförderung zum Offizier und seine Wahl zum Adjutanten des Prinzen Ferdinand — gewiß ein großes Glück ..."

Ein häßlicher Zug wie von Neid flog über das hübsche Gesicht des jungen Mannes.

„Ich weiß," sagte er kühl, „Walther besuchte mich im Vorübergehen auf dem Fechtboden der Landsmannschaft und theilte mir seinen Triumph mit. In seinem Stande kommt man rascher und mit weniger Anstrengung vorwärts, als bei uns ..."

„Du bist der Klügere," wehrte die Mutter den Vorwurf ab, den sie wohl verstanden hatte.

„Bin ich darum auch der Bevorzugte?" lächelte Moritz bitter.

„Sei wenigstens der Aeltere, der Du den Jahren nach bist, und quäle mich nicht mit dergleichen Thorheiten ..."

„Thorheiten? Ich erinnere mich nicht, daß ich Dir nur ein einziges Mal eine jener Ueberraschungen bereitet habe, für welche mein Bruder jede Woche ein paarmal sorgt."

„Du bist wie gesagt der Aeltere und ein angehender Diplomat. Wer weiß, was Du anfingest, wenn Du Kürassierkadett wärest. Auch Walther wird ruhiger werden — und was mich für seinen Charakter beruhigt, ist sein gutes Herz, das stets ein offenes Buch für mich ist. Du bist verschlossener und wirst Deiner Mutter immer mehr ein

Räthsel. Ich hätte Dir einige Thorheiten gern verziehen, wenn Du mich von dem Gefühl zu befreien vermöchtest, daß Du nicht aufrichtig gegen Deine Mutter bist . . ."

Moritz biß sich auf die Lippen und zuckte die Achseln:

„Das ist eine sehr bequeme Beweisführung, Mama, um die Parteilichkeit seiner eigenen Neigungen zu rechtfertigen. Nun, vielleicht gelingt es mir bald, mich durch einige leichtsinnige Streiche meinem bevorzugten Bruder ebenbürtig zu erweisen."

„Du könntest Dich über den Erfolg täuschen, wenn Du nicht auch die Gutherzigkeit und Aufrichtigkeit Deines Bruders dabei zeigtest," erwiederte die Gräfin trocken. „Doch zu Ernsterem! Du siehst mich noch angegriffen von einem Besuche, den ich soeben hatte. Erzählte Dir Walther nicht auch davon?"

„Nein, er hatte zu viel mit sich selber zu thun!"

Die Gräfin warf ihrem Sohn ob dieser unbrüderlichen Bemerkung einen verweisenden Blick zu und begann wieder:

„Du erinnerst Dich doch einer mißrathenen Verwandten — einer Schwester — welche sich seit einiger Zeit — mit ihrem Kinde hier aufhält . . ."

Die abgebrochenen Worte bewiesen, wie schwer es Agathe ward, den dunklen Punkt ihrer Familiengeschichte vor dem Sohne ihres Gatten zu berühren.

„Ich erinnere mich, daß Du mich um Rath fragtest, ob man die Person nicht ausweisen lassen könne und daß ich Dir davon abrieth, weil das unliebsames Aufsehen machen könnte. Als das Beste erschien mir, die Person zu ignoriren . . ."

Die Gräfin athmete tief. Das Geständniß wurde ihr hart, aber es mußte gemacht werden.

„Sie war mit ihrem Kinde hier!“

„Du hast sie natürlich nicht vorgelassen!“

„Walther befahl sie vorzulassen, wahrscheinlich ohne sie zu kennen. Es war ohne Skandal unmöglich für mich, sie fortzuschicken ...“

„Warum? Verweigerte die Dienerschaft den Gehorsam? Die Furcht vor dem Skandal darf nicht so weit gehen, daß man sich einschüchtern läßt ...“

Die Gräfin sah den Sohn mit weit und schmerzhaft geöffneten Augen an:

„Das Elend entwaffnete mich — sie war ja doch einst meine Schwester!“

„Aber hoffentlich nie meine Tante!“ entgegnete der Student etwas kurz, dem es einen eigenen Reiz zu gewähren schien, die gewöhnlich so entschiedene Mutter heute so unsicher zu sehen. Die Gräfin bemerkte das und begann entschuldigend wieder:

„Vielleicht auch stimmte mich das unerwartete Glück, das Walther gemacht hatte, milder ...“

„Das scheint mir im Gegentheil ein Fingerzeig, es mit der Reinheit unserer Familienbeziehungen noch etwas peinlicher zu nehmen als bisher ...“

Die Gräfin schwieg einen Augenblick und betrachtete ihren Sohn fast ängstlich von der Seite.

„Wenn dasjenige, was Du mir mittheilen willst, Mama, nicht allzusehr das Licht zu scheuen hat, so schlage ich vor, daß wir uns in ein helleres Zimmer begeben!“

sagte nun Moritz, und seiner Mutter den Arm bietend, führte er sie aus dem Schlafgemach.

Aber schon in dem kleinen Boudoir, das davor lag, blieb Agathe stehen:

„Es handelt sich nicht nur um Margarethe, sondern auch um ihr Kind, einen hübschen, halberwachsenen Knaben ..."

Mit aufrichtigem Erstaunen blickte Moritz in das Gesicht seiner Mutter:

„Was geht uns dieser hübsche, halberwachsene Knabe an?"

„Ich sagte Dir ja — er ist der Sohn meiner Schwester!" versetzte die Gräfin fast heftig.

„Also mein Vetter!" meinte Moritz mit übellauniger Fassung.

Der spöttische Ton ihres Sohnes hatte die Gräfin allmählig aufgebracht und sie ging weiter als sie wollte, indem sie sagte:

„Das Vergehen Margarethens zeigt sich in einem milderen Lichte, als es anfangs den Anschein hatte. Die Familie ihres Mannes ist zwar im Laufe der Jahrhunderte herabgekommen, aber Margarethe hat sich erboten, die Beweise zu bringen, daß er aus einem gräflichen Herrschergeschlechte Savoyens stammt ..."

Die Gräfin hatte diese Behauptung bei aller Erregung mit einer gewissen Schüchternheit vorgebracht und Moritz schien an ihrem Ernste zu zweifeln.

„Warum lachst Du?" fragte die Gräfin verweisend.

„Weil Du einst mit so großem Ernste meine beginnende Neigung zum Romanelesen bekämpft hast," antwortete der

Sohn kühl. „Es ist Dir das so gut gelungen, daß mir Uhrmacher, welche von savoyischen Herrschergeschlechtern abstammen, in der That keinen Eindruck machen! Hast Du das wirklich geglaubt?"

„Ich bin nicht so schnell fertig in meinem Urtheil wie meine Kinder. Jedenfalls habe ich versprochen, die Papiere zu prüfen . . ."

„Und selbst wenn sie echt wären, was soll das ändern?"

„Ihre Schuld in unseren Augen verringern und ihr unsere Unterstützung und Theilnahme sichern," sagte die Gräfin fest.

Moritz ging ärgerlich in dem kleinen Raume auf und ab.

„Ich verstehe Dich nicht mehr, Mama!" begann er dann stehen bleibend. „In demselben Augenblick, da unserer Familie in meinem Bruder große Bevorzugungen zu Theil werden, willst Du Walthers fernere Laufbahn und meine eigene, die ich ja nicht einmal freiwillig gewählt habe, durch eine falsche Weichherzigkeit für unsere davongelaufene Tante in Frage stellen und eine längstvergessene Geschichte wieder in aller Leute Mund bringen. Mag ihr Mann in gerader Richtung vom Großmogul abstammen, für die Gegenwart und die Erinnerung der Zeitgenossen ist er Uhrmacher und Deine Schwester war seine Frau. Also ist sie für uns todt, wenn wir von unseren Standesgenossen nicht mit ihr in einen Topf geworfen werden und auf unsere eigenen gesellschaftlichen Vorrechte verzichten wollen . . ."

Die Gräfin sann nach.

„Ja, sie muß in der Vergessenheit bleiben, die sie selbst gewählt hat," sagte sie nach einer Pause. „Aber der Sohn?

Er war ja nie Uhrmacher, und wenn die Beweise seines Adels beschafft werden..."

„So werden wir uns hüten, sie anzuerkennen, denn so viel ich weiß, hast Du Deine Schwester schon zu Lebzeiten beerbt unter der Voraussetzung, daß sie eine standeswidrige Ehe geschlossen..."

„Aber wenn jene Voraussetzung sich als irrig erweist, wäre es ein schreiendes Unrecht an ihrem Kinde, das Vermögen Margarethens zu behalten..."

Moritz sah seine Mutter mit einem fast feindseligen Blick an:

„Nun, es steht Dir ja frei, für den Sprößling des Uhrmachers gegen die Rechte Deiner eigenen Kinder Stellung zu nehmen — und die Hälfte ihres künftigen Vermögens zu verschenken. Aber dann hättest Du wenigstens Walther nicht zur militärischen, mich nicht zur Diplomatenlaufbahn bestimmen sollen, denn es kann Dir nicht unbekannt sein, daß beide mehr Ehre als Gehalt bringen und ein großes Vermögen voraussetzen lassen..."

Die Gräfin schwieg. Dunkle Röthe und Todesbläffe wechselte auf ihrem Antlitz. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie aus dem Munde ihrer Kinder mit den eigenen Ueberzeugungen geschlagen worden, die sie zu verleugnen suchte. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Ausführungen ihres älteren Sohnes hart, aber richtig waren, und doch zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen, wenn sie daran dachte, den hübschen klugen Knaben, der Heinrich Dumont's Züge trug, wieder in hoffnungsloses Elend hinaus zu stoßen. In der Stimmung, welche sie beherrschte,

hatte Moritz seine Mutter nie gesehen. Sie hatte die Unterordnung des Sohnes bisher mehr ihrer kalten Verständigkeit und Strenge, als ihrer Zärtlichkeit zu danken gehabt — jetzt sah Moritz die Frau, die allein ihm bisher eine gewisse Achtung eingeflößt hatte, weich und verwirrt zwischen Gefühlen hin- und herschwankend, die ihm unverständlich waren, und in dem Grade, als die Mutter kleiner wurde vor ihm, nahm das Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit zu.

„Ich habe Dich in dieser Angelegenheit zu Rathe gezogen," begann sie endlich mit unsicherer Stimme wieder, „weil Du der Aeltere bist und weil ich meinen eigenen Gefühlen mißtraute. Ich mißtraute auch dem Herzen Walthers, welcher in seinem Edelmuthe jedenfalls weiter gegangen wäre, als ich selbst in unser Aller Interesse wünschen kann ..."

„Der Hauptgrund Deines Vertrauens zu mir wird wohl der sein, daß ich in dem Augenblick, als Deine Theilnahme an dem Uhrmachersohn am regsten war, mich in Deiner Nähe befand, während Walther abwesend war ..."

Die Gräfin richtete sich auf:

„Seit wann habe ich Dir ein Recht gegeben, mich der Unwahrheit anzuklagen?"

„Das liegt mir ferne!" antwortete Moritz ruhig. „Ich erlaubte mir nur, in diesem Augenblick an der richtigen Beurtheilung Deiner eigenen Gefühle zu zweifeln ..."

Die Gräfin sah ihren Sohn lange an, ihr Antlitz wurde immer bleicher und ihr Blick immer fester und klarer:

„Du hast Unrecht, Deine Mutter darum zu mißachten,

weil eine erschütternde Erinnerung ihr Gefühl und Urtheil einen Augenblick in's Wanken gebracht hatte. Ich danke Dir für Deine Offenheit und gedenke in dieser Angelegenheit zu handeln, wie ich es vor mir selbst, vor meinen Standesgenossen und vor meinen Kindern verantworten kann! Du wirst Walther gegenüber von unserer Unterredung schweigen, schon deshalb, weil ich ebensowenig wie von Dir durch seinen überwallenden Edelmuth mich beeinflussen lassen möchte."

Moritz wollte etwas erwiedern, aber er blieb stumm vor dem eisigen Blick der Mutter. Als der Sohn den ersten Versuch wagte, sie zu beherrschen und zu übersehen, hatte Gräfin Agathe v. Heckenthau sich selber wiedergefunden.

Es war noch ziemlich früh am anderen Morgen, als Margarethe in hoffnungsfreudiger Erregung und doch mit geheimem Bangen, ihren Sohn an der Hand, in das Haus der Schwester trat. Sie waren beide mit äußerster Einfachheit, aber gut und anständig gekleidet und verleugneten in ihrer ganzen Haltung die Abkunft von feiner gearteten Menschen nicht.

Ohne Anstand wurden sie vom Pförtner eingelassen und von dem Diener, welcher sie gestern begleitet hatte, in das Zimmer der Gräfin geführt. Bald erschien auch diese. Margarethe wollte auf die Schwester zueilen und ihre Hand an die Lippen führen, aber Agathe machte sich heftig los und die Züge ihres Antlitzes schienen versteinert, als sie fragte:

„Hast Du die Papiere?"

„Hier sind sie!" antwortete Margarethe, das Päckchen darreichend.

„Lege sie dorthin!“ befahl die Gräfin, indem sie unwillkürlich die ausgestreckte Hand zurückzog, und deutete auf den Spiegeltisch zwischen den beiden Fenstern.

Margarethe that, wie ihr befohlen.

„Es sind auch die Genfer Tauf- und Schulzeugnisse Raouls dabei und einige andere Familienpapiere,“ erklärte Margarethe.

„Ich werde sie später durchsehen!“ antwortete ihre Schwester. „Für jetzt laß Deinen Sohn in jenes Zimmer treten und höre, was ich Dir mitzutheilen habe!“

Unheimlich berührt durch die seltsame Art der Schwester führte Margarethe Raoul in das angewiesene Zimmer und kehrte dann zu Agathe zurück.

„Ich will mich kurz fassen,“ begann diese, aber wenn ihre Züge auch unbeweglich blieben unter dem angstvoll forschenden Blick der Schwester, so schien sie doch selber eine gewisse Scheu zu empfinden vor dem, was sie mitzutheilen hatte. „Ich habe mit meinem ältesten Sohne Rücksprache genommen darüber, was für Dich und Dein Kind zu thun sei. Wollte ich seinen gerechten und vernünftigen Rathschlägen folgen, so würde ich Dir wiederholen, was ich Dir schon gestern erklärt, daß Du selbst aus freiem Willen und ohne jede Rücksicht auf Deine Familie das Band zwischen uns gelöst hast und das wir schon um unser selbst willen und aus Selbsterhaltungspflicht außer Stande sind, wieder anzuknüpfen. Du könntest Dich billigerweise nicht darüber beklagen, wenn ich diesem Rathe folgen und Dein und Deines Kindes ferneres Schicksal in Deine eigenen Hände legen würde.

Ich will jedoch nicht so weit gehen — ich will zugeben, daß der arme Knabe schuldlos ist an der Verirrung, der er das Leben verdankt, und bin geneigt, auf dem Privatwege — denn meine Familie geht er nichts an — für seine Zukunft zu sorgen — mit anderen Worten, ihn in anständige Umgebung zu bringen, ihn etwas Tüchtiges lernen zu lassen, vielleicht eine Kunst oder eine Wissenschaft, dazu eignen sich solche Existenzen, die weder oben noch unten unterzubringen sind, oft am besten ... Alles natürlich unter den Beschränkungen, denen ein menschlicher Wille in solchen Dingen unterworfen ist. Ich kann nicht mehr thun, als ein hinreichendes Kapital zu diesem Zwecke auszusetzen."

„O Schwester!" Mit gerührtem Blick hatte Margarethe gelauscht und erhob die gefalteten Hände, „Du bist ja selbst Mutter, also wirst Du meinen Dank auch ohne Worte verstehen!"

„Nicht so voreilig mit Deinem Dank; höre mich lieber zu Ende, und wie ich Dich kenne, wirst Du mir fluchen, statt mich segnen ... Es handelt sich nämlich nur um Dein Kind, nicht um Dich, denn ich sehe eine ersprießliche Zukunft für dasselbe nicht voraus, wenn Du Dich an den Knaben hängst mit Deinem verpfuschten Leben ... ihr müßt euch trennen!"

Lautlos und unaufhaltsam rannen die Thränen herab über Margarethens Antlitz und lange antwortete sie nicht, denn Stöße inneren Schluchzens erstickten ihre Stimme.

Mit verächtlich herabgezogenen Lippen stand die Schwester vor diesem harten Seelenkampf:

„Das nennt sie nun aufopfernde Mutterliebe! Will ihr Kind lieber für alle Zukunft verkommen lassen in Laster und Elend, nur um ihr Spielzeug nicht zu entbehren!“

Margarethe richtete sich auf und die Gluth fieberhafter Entschlossenheit flog über ihr Antlitz.

„Ich will, Schwester, ich weiß ja, Du hältst, was Du versprichst. Er soll an meiner Zärtlichkeit nicht zu Grunde gehen!“

„Nun, Du scheinst klüger, als ich dachte. Wenn es nur auch anhält!“ sagte Agathe zweifelnd.

Mit Margarethens Kraft war es zu Ende:

„Nur von Zeit zu Zeit sehen möchte ich ihn.“

Mit eisigem Erstaunen hob die Gräfin den Kopf:

„So war es nicht gemeint. Es ist geradezu frech, Dir einzubilden, daß ich Dich von einer Last befreie, der Du nicht gewachsen bist, nur um Dir Gelegenheit zu geben, uns so oft Du willst zu beunruhigen und bloßzustellen. Wenn Du meinen Vorschlag annimmst und Dich von Deinem Sohne trennst, so ist es ganz und für immer. Du trittst alle Rechte an ihn ab und schwörst, nie mehr einen Versuch zu machen, Deinem Kinde Dich zu nähern oder mit ihm in brieflichen Verkehr zu treten. Dann gebe ich Dir meinerseits mein Wort, für Deinen Sohn zu sorgen nach bestem Wissen und Gewissen, soweit es die Rechte meiner eigenen Kinder erlauben.“

Mit todtbleichem Gesicht hatte Margarethe zugehört und unwillkürlich gegen die Thüre zurückweichend, wie aus Entsetzen vor der Frau, die ihr ein solches Ansinnen zu machen wagte, stieß sie hervor:

„Du willst mir das Letzte nehmen, was mich bis jetzt vor der Verzweiflung bewahrt hat! Es ist nicht möglich, daß Du selber Kinder hast!“

Die Gräfin brauste nicht auf und wies der Verachteten nicht die Thüre, sondern schien sogar vergessen zu haben, daß sie nicht allein war, als sie mit einem bitteren Lachen abgerissene Worte vor sich hinmurmelte, während ihr wilder leerer Blick hinausirrte in eine entsetzliche trostlose Vergangenheit.

„Wer sagt, daß ich keine Kinder habe?“ rief sie aufgeregt. „Sie gehören mir so gut wie ihm — wenn ich sie auch hundertmal dahingegeben hätte an den nächsten besten ehrlichen Mann, um sie vor ihm zu retten. Es ist nicht leicht, der Verthierung und Verwilderung seines eigenen Fleisches und Blutes thatlos zuzusehen. — Wenn ich es gethan, so geschah es, um ihnen den Namen des Vaters makellos zu übergeben! Welches Weib außer mir hatte die Kraft, ein ganzes entsetzliches Leben lang an der Seite eines wüsten Trunkenboldes auszuharren um des Namens ihrer Kinder willen? Wer? ...“

„Ich hatte einen edlen Gatten!“ flüsterte Margarethe, mit furchtsamer Neugier auf die Erregte blickend.

Die Gräfin schrak zusammen beim Ton dieser Stimme.

„Du! Wer spricht von Dir?“ rief sie und dunkle Gluth schoß in ihre Wangen. „Was geht mich die Tugend eines Uhrmachers an? Wer spricht von Gesellen und Handwerkern? Es gibt ja auch unwürdige Edelleute, aber sie sind immer Edelleute und darum immer noch unendlich viel mehr werth, als der rechtschaffenste Pöbel. Verstehst

Du? Doch was streite ich mich mit Dir herum! Wenn Du Deinen Sohn durchaus im Kothe nachschleifen mußt in Deiner Affenliebe, so thu's. Wenn Du ihm entsagen willst, so kannst Du noch heute nach Genf zurückkehren, oder wohin Du sonst willst, und für ihn wird gesorgt ... Entscheide Dich!"

„Und nie mehr soll ich ihn sehen?" fragte Margarethe, deren Antlitz immer mehr einzufallen schien, während die Augen aus den dunklen Höhlen hervorleuchteten.

„Nie, nie! Es geht nicht! Jeder Versuch dazu würde mich zwingen, ihn fallen zu lassen, und er fiele um so tiefer, je höher wir ihn gebracht."

„Ich kann nicht!" sagte Margarethe tief aufathmend und machte einen Schritt nach der Thüre, hinter der Raoul seiner Befreiung harrte.

Aber bevor sie dieselbe erreicht hatte, blieb sie stehen und hielt sich wankend an den Thürvorhängen.

„Komödiantin!" murmelte hörbar die Gräfin.

Margarethe wandte sich langsam um und gegen ihre Schwester.

„Und Du glaubst wirklich, daß er zu Grunde gehen wird bei mir?" fragte sie und ihre Blicke schienen in die Seele der Schwester dringen zu wollen, während ein leises Zittern ihre abgemagerte Gestalt erschütterte.

„Allem Anscheine nach, körperlich und geistig!" entgegnete Agathe mit hartem entschiedenem Tone.

„Und Du schwörst mir bei der Liebe zu Deinen eigenen Kindern, daß er es gut haben und etwas Tüchtiges werden soll, wenn ich ihn verlasse? ..."

„Ich schwöre es Dir, soweit menschliche Kraft und mein Vermögen reicht," sagte die Gräfin feierlich. „Ich werde ihn sogar, wenn es nöthig sein würde, in Schutz nehmen gegen meine eigenen Kinder. Aber Du mußt für ihn todt sein!"

„Ich werde todt sein für ihn!" wiederholte Margarethe dumpf und ihr Blick wich dem der Schwester aus. Dann wandte sie sich rasch um, als ob sie nach der Ausgangsthüre wolle, aber ihr Blick war vielleicht von Thränen getrübt und sie stieß gegen einen Stuhl. In Agathe regte sich etwas wie Mitleid:

„Wenn Du Dein Kind noch einmal sehen willst . . ."

Margarethe schüttelte heftig und ohne aufzusehen den Kopf.

„Und ich habe von Dir keine Reue, keinen Umschlag zu befürchten?" fragte die Gräfin, seltsam berührt durch das Gebahren der Schwester.

Margarethe hielt sich an der Lehne des Stuhls, an der sie stand, aufrecht und streckte drei Finger der andern Hand empor:

„Keinen — aber die Rache des Himmels komme über Dich, wenn Du es nicht gut meinst mit meinem Kinde . . ."

Margarethe sah wie verklärt aus in ihrer drohenden, feierlichen Haltung.

„Du hast Recht, es ist vielleicht besser, wenn ihr euch nicht mehr seht!" sagte Agathe, dann schritt sie rasch und mit geöffneten Armen auf Margarethe zu und drückte die Schwester an die Brust: „Vergieb mir, ich kann nicht anders!"

„Ich weiß es, Du bist stolz und würdest die Schande der Schwester nicht ertragen,“ flüsterte Margarethe. „Du hast ja vielleicht Recht und ich will Dir und dem Glück meines Kindes nicht im Wege sein. Sei Raoul eine gute Mutter!“

Und sich rasch losreißend wollte Margarethe aus dem Zimmer. Die Gräfin hielt sie zurück:

„Hast Du Dir schon Pläne wegen Deiner Zukunft gemacht? Es wäre am besten, wenn Du zu den Verwandten Deines Mannes zurückkehren möchtest.“

Margarethe antwortete nicht, sondern sah starr zu Boden.

„Hast Du noch hinreichend Mittel, um zu reisen?“

Margarethe nickte:

„Ich habe genug, um von hier fortzukommen!“

„Ich möchte Dich die nächste Zeit vor Mangel geschützt wissen ...“ bestand die Gräfin mit einem bänglichen Gefühl, über dessen Ursache sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

„Ich danke Dir, ich habe mehr, als ich brauche. Leb' wohl und sei meinem Kinde eine gute Mutter!“

Die Hast, mit welcher Margarethe fort wollte und jede Unterstützung ausschlug, machte die Schwester wieder an der Redlichkeit ihrer Absichten zweifeln.

„Du hoffst wiederzukommen!“ sagte sie mißtrauisch.

Mit einem fast irrsinnigen Lächeln sah Margarethe die Schwester an:

„In wenigen Tagen schon wirst Du darüber beruhigt sein. Küsse mein Kind!“

Ihre tastende Hand hatte den Thürdrücker erreicht und

mit fluchtähnlicher Raschheit eilte sie hinaus und die Treppen hinab. Agathe trat an's Fenster und sah, wie die Schwester mit gesenktem Haupte, ohne aufzusehen, raschen Schrittes gegen die innere Stadt eilte, wo sie wohnte.

„Sie war von je ein haltloses, unklares Wesen," dachte Agathe „und fühlt sich offenbar durch den Handel erleichtert. Alles Uebrige macht sie sich selber vor. Sie wird schon wissen, woher sie Geld bekommt."

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich und als die Gräfin sich umwandte, sah sie in das bleiche Gesicht und die großen dunklen Augen ihres Neffen.

„Ich sah meine Mutter fortgehen," sagte er, auf das Fenster deutend. „Warum nahm sie mich nicht mit?"

Wieder kam etwas von jener Zärtlichkeit wie beim ersten Anblick Raouls über die Gräfin — und indem sie den schmerzvoll fragenden Blick der großen Kinderaugen vermied, antwortete sie:

„Deine Mutter mußte für einige Zeit verreisen, nach eurer alten Heimath. Sie hat inzwischen die Sorge für Dich mir übertragen. Es wäre zu theuer geworden, Dich mitzunehmen."

Die Augen des Kindes füllten sich mit Thränen:

„Aber warum hat Mutter nicht Abschied von mir genommen? Ich bin ja nicht eigensinnig und hätte sie gewiß an nichts Nothwendigem gehindert!"

„Wahrscheinlich fürchtete sie, daß die Aufregung des Abschieds sie zu sehr angreifen und an der Reise hindern könne. Du liebst Deine Mutter wohl sehr?"

Raoul antwortete mit einem Aufschlag der thränen=

feuchten Augen, welcher der Gräfin in's Herz schnitt. Und dennoch konnte sie den Blick nicht wenden von den jugendlichen Zügen, welche die wogende Sturmfluth längst versunkener Gefühle wieder aufrüttelten in ihrem enttäuschten, gealterten Herzen und ihr war, als müsse sie die Schwester hassen wie damals.

9. Prinz Ferdinand.

Während in seinem elterlichen Hause so schwerwiegende Entscheidungen getroffen wurden, befand sich Walther in fast traulichem Gespräch bei dem als Sonderling bekannten Prinzen. Die Wahl des Letzteren schien eine glückliche gewesen und die frische kecke Unmittelbarkeit des neugebackenen Lieutenants wirkte günstig auf das feinsinnige aber auch zu Menschenscheu und Schwermuth neigende Gemüth des erlauchten Jünglings. Denn das war der Prinz noch immer trotz seiner dreißig Jahre, innerlich und äußerlich. Er kannte von der Gesellschaft bis jetzt nur die hoffähige, und wo er einen Versuch gemacht hatte, über die Schranken ceremonieller Heuchelei hinaus den Menschen näher zu treten, war er durch die erste rauhe unlautere oder unverstandene Berührung wieder in sein scheues Seelenleben zurückgescheucht worden. Dieser Anlage entsprach auch das Aeußere des Prinzen. Seine hohe schlanke Gestalt beugte sich etwas nach vorn, sein Gesicht war schmal und von einem dünnen schwarzen Vollbart umrahmt und bei aller Eigenthümlichkeit hatte das adlerartige Profil nichts Kräftiges. Auch bei dem Prinzen hatte es nicht an plötzlichen Entschlüssen und Anläufen gefehlt, die Schranken zu durch-

brechen, die seine Art immer fester und beengender um ihn gezogen, aber auch diese Wellenschläge, unter denen die bleierne Fluth der Gewohnheit sich bewegte, waren immer seltener geworden. Der Seitenlinie eines regierenden Fürstenhauses angehörig, war er schon frühe durch Krankheit, später durch Studien und Geschmack vom Militär- und Staatsdienst zurückgehalten worden und stand dem eigenen Hofe fast als Fremder gegenüber.

Da er außer seiner Apanage auch kein für seinen Stand nennenswerthes Privatvermögen besaß, so fiel auch jeder besondere Grund weg, ihn zu verheirathen und er selber suchte sich möglichst in Vergessenheit zu bringen. Er redete sich endlich ein, daß er mit seinem Loose vollkommen zufrieden sei und wenn er sich einmal vermaß, einen Blick in die Zukunft zu thun, so erschien sie ihm friedlich und eintönig, wie die zierlich verschlungenen Wege seines kleinen Parks, deren weißer Sand wie heute seit Jahren um dieselbe Stunde unter den Schritten zweier ernst auf und nieder schreitender Männer geknistert hatte, nur mit dem Unterschiede, daß die aristokratischen Füße Walthers, der heute zur Linken des Prinzen ging, weniger ergiebige Spuren zurückließen, als die breiten Sohlen des bürgerlichen Hauptmanns, den er zu ersetzen bestimmt war.

Denn dieser Hauptmann Körbel, der dem Prinzen in seiner Jugend als militärisches Kindermädchen beigegeben worden war und dessen pedantische Geistesarmuth und schlecht ziehende Cigarren dem hochgeborenen Sonderling allmählig so vertraut geworden waren, wie die knisternden Gartenwege und der blatternarbige Sandstein ihrer Musen

und Grazien — der ihm unentbehrlich geworden war, wie ein Stück altgewohnten, wenn auch bei jeder Berührung knarrenden Hausraths — Hauptmann Körbel hatte in Folge einer mißverstandenen Aeußerung des Prinzen um Enthebung von seiner Ehrencharge gebeten.

Mit dem Starrsinn eines verwöhnten Alters war der Hauptmann selbst dann unerschütterlich geblieben, als der Prinz sich zu Erklärungen und Entschuldigungen herbeiließ.

Wie vor einem Abgrund stand Prinz Ferdinand jetzt vor einem Entschluß.

Mit wahrer Seelenangst durchlief der Vereinsamte die ganze Gallerie geeigneter Persönlichkeiten, von denen er kaum mehr kannte als Gradauszeichnung und Schnurrbart — um endlich bei einem jugendlichen, von blonden Locken umgebenen Kinderantlitz stillzuhalten, aus dem ihn eine Welt voll Schelmerei und Uebermuth aus blauen Augen keck und zutraulich angeblitzt hatte. Es war dasselbe Gesicht, das ihm auf dem letzten Offiziersball durch seine resolute Jugendlichkeit so sehr aufgefallen war, daß er sofort darauf zugesteuert war, obwohl von ihm in Hofkreisen die Sage ging, daß er vor einem besonders imposanten Lakaien die Flucht ergriffen und vor einem neuernannten Fähndrich während eines längeren Gesprächs die Augen nicht aufgeschlagen habe.

Der Ton, in welchem Walther damals die Fragen Seiner Hoheit beantwortet hatte, war so sehr verschieden gewesen von demjenigen, den der Prinz als herkömmlich kannte, daß Letzterer die kurze und einfache Unterhaltung lange nicht vergaß. Er hatte ja so viel Zeit, über Gering-

fügiges nachzudenken, denn die Hof- und Ehrenchargen, mit denen man hin und wieder seine Zusammengehörigkeit mit dem regierenden Hause bestätigte, waren ebenso viele Anstandsrollen, und legten nur die Pflicht auf, ab und zu bei einer Vorstellung, einem Mahle oder Tanz in der Residenz oder bei einem fremden Gesandten in einer der vielen bunten goldgestickten Uniformen zu erscheinen, welche seine Garderobe füllten und seine Einnahmen nicht unerheblich schmälerten. Es war damals nicht Styl, daß Mitglieder der fürstlichen Familie sich mit Gelehrten und Künstlern umgaben oder in auffallender Weise literarische oder wissenschaftliche Neigungen bekundeten und Prinz Ferdinand war gewiß nicht der Mann, um die engsten Schranken des Herkömmlichen zu durchbrechen. Erst als er durch die Hartnäckigkeit Körbel's vor einen Entschluß gestellt worden war, griff er über alles Herkommen hinweg und wählte sich einen blutjungen Kürassierkadetten zum Adjutanten, obwohl es noch sehr zweifelhaft war, ob sein Einfluß hinreichend sein werde, demselben das Offiziersporteépée und damit die Befähigung zu der ihm gebotenen Stellung zu verschaffen. Und nachdem die höchsten Militärbehörden einem Prinzen, der sie so selten mit Protektionsgelüsten behelligte, schon deshalb bereitwilligst entgegenkamen, weil Walther wegen seines Namens bereits seit seinem Eintritt zum Offizier vorgeschlagen gewesen, somit das bisherige Stillleben gründlich auf den Kopf gestellt war, und der Prinz zu wünschen begonnen hatte, erging sich seine aus langem Schlummer aufgerüttelte Einbildungskraft in den kühnsten und gegenüber seiner bisherigen Eingezogenheit ausschweifendsten

Wünschen. Er wunderte sich, wie er den grämlichen Hauptmann und das einförmige Leben zu Hause so lange ertragen; er wollte Welt und Menschen kennen lernen; er wollte sich zerstreuen, glücklich sein und die lebenslustige Munterkeit, die ihm aus dem Antlitz des jungen Kürassiers entgegengeblitzt, sollte ihn in die Welt begleiten.

In dieser thatendurstigen und im Gegensatz zu seiner bisherigen Lebensweise excentrischen Stimmung kann es nicht befremden, daß er sofort seinen eben erprobten Einfluß zu überschätzen begann und den jungen Mann, der in einer Viertelstunde sein ganzes verwaistes Herz gewonnen hatte, am liebsten zum Rittmeister gemacht und mit dem fürstlichen Hausorden geschmückt hätte. Sogar der sanfte elegische Hauch, der über das Wesen des jungen Kürassiers ausgegossen schien, gefiel ihm. Der junge Mensch hatte unzweifelhaft Herz, Gemüth . . .

„Wenn Sie noch irgend einen Wunsch haben, den Sie vor Ihrem Eintritt in die neue Stellung erfüllt sehen möchten, so vertrauen Sie sich mir an! Ich möchte, daß Sie recht zufrieden mit mir den Dienst beginnen!“ sagte der Prinz in überwallender Güte, da er zu bemerken glaubte, daß die gute Laune Walthers immer mehr abnahm und seine Stimmung eine sehr gedrückte wurde.

Walther blieb stehen, sah den Prinzen mit kindlich aufrichtigen Augen flehend an und sagte mit gepreßter Stimme:

„Ich möchte nicht gern, daß der Gefreite Voos meinetwegen zum ‚Polacken‘ käme, Hoheit!“

Dem Prinzen erschien dieser Wunsch ebenso seltsam als unverständlich.

„Wer ist der Polack?" sagte er, mühsam das Lachen unterdrückend.

„Das Militärgefängniß!"

„Und wer ist der Gefreite Boos?"

„Mein früherer Fourierschütze, welcher mir heute früh aus dem Fenster der Stockwache geholfen hat und dann selber durchgebrannt ist."

„Und warum sperrte man Sie auf die Stockwache?"

„Weil ich heute Nacht als freiwillige Feuerstaffete den Herrn Stadtkommandanten Excellenz angeritten und meinen Zimmerarrest gebrochen habe."

Der mühsam erzwungene Ernst des Prinzen löste sich in ein lautes herzliches Lachen auf. Das hatte zu seiner guten Laune noch gefehlt, daß er seinen neuen Adjutanten geraden Wegs aus der Stockwache bezog. Was würde Hauptmann Körbel für ein Gesicht machen, wenn er diese Entheiligung des Postens erfuhr, den er fast dreißig Jahre mit unverbrüchlichem Ernste eingenommen! Dazu kam noch, daß der Prinz, mit dessen Menschenscheu eine kaum geringere Empfindlichkeit verbunden gewesen war, sich durch die soldatische Rücksichtslosigkeit des Stadtkommandanten bei irgend einer Gelegenheit verletzt gefühlt hatte. Mühsam sich zum Ernste zwingend fragte der Prinz, ob denn Boos den Herrn Stadtkommandanten von der anderen Seite angeritten habe.

„O nein," meinte Walther ermuthigt, „den Boos hatten in einem Wirthshaus neun Leute einer anderen Waffengattung ‚Blechreiter' genannt, was er sich als Kürassier nicht gefallen lassen konnte. Er hat deshalb

seine Säbelkuppel in den Korb seines Pallasches gewickelt, den Pallasch umgekehrt, und ich weiß nicht wie viele von den Taschendeckeln oder Todtengräbern oder was es sonst waren niedergeschlagen. Ein paar liegen noch im Spital. Wissen Hoheit, der Boos ist halt ein Tölzer Floßknecht und die hör'n nimmer auf und schlagen furchtbar drein, wenn sie einmal angefangen haben," fügte Walther mit treuherziger Entschuldigung hinzu.

Der Prinz glaubte zu träumen und sah seinen neuen Adjutanten fast bewundernd an. Das war ja, als stände man mitten in Wallenstein's Lager unter der tollen Jägerschaar des wilden Holk. Nicht einmal aus der Zeitung hatte ihm dieser langweilige Hauptmann Körbel dergleichen vorgelesen.

„Ich werde den Gefreiten Boos zum Unteroffizier vorschlagen!" sagte der Prinz eifrig, als gelte es, im Verein mit Walther die Folgen eines gemeinsam verübten Streichs abzuwenden.

Walther sah den Prinzen mit aufrichtiger Bewunderung an:

„Wird sich aber der Herr Oberst wundern!"

„Und Seine Excellenz, der Herr Stadtkommandant!" lachte Prinz Ferdinand. „Nun, sind Sie mit mir zufrieden, Heckenthau!" fragte er dann die Hand ausstreckend.

Ein Schimmer jener fast verschwundenen ritterlichen Treue und Hingebung, welche die Romantik vergangener Jahrhunderte ausmachte, glänzte in den Augen Walthers, als er sich über die Hand seines hohen Freundes beugte.

10. Wenzel Topasius.

Der bürgerliche Seilermeister Wenzel Topasius befand sich noch immer in hoher Aufregung über den nächtlichen Priesterbesuch. Er war gebildet genug, um dem Ereigniß keine abergläubische Bedeutung zu geben und führte dasselbe, wie Andere, auf die Böswilligkeit eines Feindes zurück. Aber die Entdeckung, daß er solche erbitterte Feinde habe, betrübte ihn tief. Er dachte nach, wem er wohl je Unrecht gethan haben könne, um soviel Uebelwollen herauszufordern, doch so sehr er auch sann, er hatte sein ererbtes Gut nur durch redliche Arbeit, nicht durch müheloſen Wucher oder Uebervortheilung Anderer gemehrt, nie einen Schuldner bedrückt und den untauglichsten Gesellen so lange behalten, bis er ein anderes Unterkommen gefunden hatte oder freiwillig von ihm gegangen war. Er war von Leuten in Frieden geschieden, unter deren Sohlen die Zwietracht üppig aufsprießte, wohin sie sich wandten, seine milde Würde und Selbstlosigkeit hatte sie Alle entwaffnet. Wenzel Topasius war nie in eigener Sache vor Gericht gewesen, hatte nie eine Klage gestellt oder erhalten ... Wer konnte ihm also bis zu einem solchen Grade übel wollen, um den Wunsch nach seinem Tode ihm so deutlich auszudrücken? ...

Wenzel Topasius saß vor seinem altmodischen, mit reichem Messingbeschläg verzierten Schreibpult mit all den geheimnißvollen Fächern und Schubladen, an welchem er die wenigen schriftlichen Arbeiten vornahm, zu denen sein Geschäft ihn zwang und seine beschränkten Kenntnisse ihn befähigten. Es war richtig: seine Erziehung war von seinem eigensinnigen Vater, der nur die Handarbeit schätzte, die

ihn selber emporgebracht, und allen höheren Bestrebungen des niedrig Geborenen mißtraute, arg vernachlässigt worden. Wenzel hatte wohl Versuche gemacht, das nachzuholen, als der Alte die Augen geschlossen, aber er fühlte bald, daß er bereits über die Jahre des leichten Lernens hinaus war; ein großes Geschäft stellte zu ernste Anforderungen an ihn und zudem liebte er ...

Der Seilermeister hob das feine bartlose Gesicht mit der breiten Stirn und den dünnen weißen Silberlocken, die es im schimmernden Kranze umgaben, zu dem Bilde empor, das über seinem Pulte hing und seine klaren blauen Augen trübten sich, während sein Mund wehmüthig und mit leiser Bitterkeit zuckte ...

Es war das Porträt einer schönen Frau, in reicher bürgerlicher Kleidung, deren Züge auffallende Aehnlichkeit mit denen Sophia Melaina's, der Tochter des Professors, trugen.

Immer finsterer wurden die Züge des alten Mannes, je länger er das Bild betrachtete, während es aus seinen umflorten Augen noch immer wie ungestillte Sehnsucht nach der Todten brach.

Aber auch diese erlosch und die zitternden Lippen des Greisen blieben halb offen. Ja, er hatte einen Feind, der ihm oft genug seine Mißachtung und Abneigung gezeigt, der allein ein Interesse an seinem Tode hatte ... Einem Manne, der die ganze Zukunft seines Kindes und die eigene seinen eitlen Gelehrtenlaunen opferte, war auch das nächtliche Bubenstück zuzutrauen.

Aber gleich wieder schüttelte Wenzel Topasius unwillig

über sich selbst das Haupt. Nein, zu solch kleinlicher Rache konnte sich ein so hochgebildeter Mann unmöglich herabwürdigen, und als habe er einen Andern als sich selbst zu widerlegen, erhob der Meister abwehrend die Hand. Zu einem solch unwürdigen Scherze war der Professor zu ernst und bei ihm vorauszusetzen . . . nein, nein, der Schwager war verwöhnt worden durch die leidenschaftliche Hingebung der Schwester, verblendet durch die eigene Gelehrsamkeit, aber ein Mörder war er nicht . . .

Und wie beruhigt durch diese Ueberzeugung erhob sich Topasius aus seinem kurzlehnigen Stuhl und warf einen wehmüthigen Blick auf das große mit Spitzen und Goldrosetten gezierte Himmelbett der Verstorbenen und all die Möbel, welche sie benützt und die der Hinterbliebene treu in seinem Zimmer aufbewahrt hatte zur steten Erinnerung.

Dann trat Topasius an das Fenster, warf einen Blick rechts hinunter nach der Hufschmiede, unter deren vorspringender Halle eben Feierabend gemacht wurde und dann hinüber nach dem Isarthor, mit dessen vielfach gebrochenen Linien und Kanten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spielten.

Da hörte er einen schweren Tritt auf der schmalen knarrenden Holztreppe und dann ein nicht allzu bescheidenes Klopfen, dem unangemeldet, wie es bei einfachen Bürgersleuten Sitte, der Besucher auf dem Fuße folgte.

Es war Rothlauf, welcher mit dem Selbstbewußtsein des reichen einflußreichen Mannes bei dem wohlhabenden Nachbar eintrat.

Der einstige Salzstößler hatte den Seilermeister lange

nicht gesehen und war einigermaßen betroffen, denselben so würdig aussehend zu finden, wie es seiner Meinung nach nur einem ehemaligen Gemeindebevollmächtigten zukam. In der That hatte Wenzel Topasius seine schwarzen Feiertagskleider an, als bereite er sich zu etwas Besonderem vor und er war auch seit jener nächtlichen Ruhestörung nicht mehr über das Gefühl hinaus gekommen, als ob ihm etwas Besonderes bevorstehen müsse.

Jenes Ereigniß war es auch, an welches Rothlauf anknüpfend das Gespräch begann, indem er dem „Herrn Nachbar" sein Bedauern aussprach und den Wunsch ausdrückte, der schlechte Kerl, der ihm das angethan, möge in diesem und in jenem Leben dafür büßen.

„Das will ich nicht," sagte der Seilermeister, nachdem er den selbstbewußten Gruß des ‚Privatiers' ziemlich kurz erwiedert hatte. „Ich habe keinen Schaden genommen und in meinem Alter ist es kein so großes Unglück, wenn man von Zeit zu Zeit daran erinnert wird, sich für ein anderes Leben vorzubereiten."

Rothlauf hustete stark und wurde sehr roth dabei. Obwohl er bedeutend jünger war als der Herr Nachbar, liebte er derartige Erinnerungen durchaus nicht.

„Nein — Gerechtigkeit muß sein!" entschied er, nachdem er sich von seinem Husten erholt und einen Stuhl eingenommen hatte, der ihm nicht angeboten worden war. „Meine Marianne, die den Herrn Nachbar schönstens grüßen und bedauern läßt wegen des Geschehenen, meine Frau wär bei ihrer zarten Gesundheit vor Schreck ganz gewiß nicht ohne ein bleibendes Uebel weggekommen. Denken

Sie sich nun einen Schlag, eine Lähmung oder so etwas, das kann viele Jahre dauern, ehe man daran stirbt, und diese Unkosten. — Die arme Frau! — Und ich gehöre auch nicht zu den Kräftigsten, es hat jeder sein Theil. Nein, Herr Topasius, Gerechtigkeit muß sein, es ist nicht blos Ihretwegen, sondern auch für die Anderen — bedenken Sie nur, wenn es jede Nacht bei einem Anderen im Thal läuten thät' — das wär' ja schlimmer als zur Zeit der Cholera. Nein, es ist Ihre Pflicht, die Sache zu verfolgen, Herr Nachbar, und wenn Sie sich mit den Gesetzen nicht so gut auskennen, so wenden Sie sich nur an mich. Ich war ja selbst Beamter ..."

„Ich kenne meine Pflicht und suche sie in allen Dingen nach Kräften zu erfüllen," entgegnete Topasius, durch die Gönnermiene des ihm so wenig gleichartigen oder befreundeten Mannes belästigt. „In diesem Falle jedoch bin ich weder an meiner Gesundheit, noch an meinem Eigenthum geschädigt worden und möchte durch eine allzu eifrige Klage nicht Unschuldige in Verdacht oder Verlegenheit bringen ..."

„Unschuldige?" sagte Rothlauf mit einem breiten Grinsen. „Man sollte doch glauben, in diesem Fall könne man nicht leicht daneben greifen!"

Topasius, der sich eben, dem Beispiel seines Besuchers folgend, niedergelassen, richtete sich wieder auf und es lag etwas Ernstes und Zurückweisendes in seinem Wesen, dem sich auch Rothlauf nicht ganz entziehen konnte.

„Wenn Sie mir irgend eine Person nennen wollten, so könnte ich Ihnen dafür nicht danken," sagte er bestimmt.

„Ich ehre Ihre Theilnahme, aber wenn Sie deshalb gekommen sind . . .“

Rothlauf hielt es für zweckdienlicher, den Herrn Nachbar nicht ausreden zu lassen, sondern sagte mit einem giftigen Blick und einem hochmüthigen Achselzucken:

„Es ist immer ein undankbares Geschäft, wenn man als ehrlicher Mann Jemanden vor seinen eigenen Verwandten warnen muß.“

Das Gesicht des Seilermeisters wurde sehr streng und kalt:

„Sie haben Recht, denn kein rechter Mann wird das von einem Fremden anhören.“

Selbst Rothlauf fühlte, daß er auf dem eingeschlagenen Weg nicht weiter kam, und daß er es seiner Würde als gewesener Gemeindebevollmächtigter schuldig sei, sich zu ärgern. Er erhob sich daher ziemlich geräuschvoll und sagte mit bedauerndem Achselzucken und in grobem Ton:

„Wer nicht hören will, muß fühlen — und da mir der Herr Nachbar für meine wohlgemeinte Red' keinen Dank weiß, so werd' ich halt durch meinen Advokaten um das fragen lassen müssen, was ich gern von Ihnen gewußt hätte.“

Und Rothlauf nahm seinen Hut, den er ohne weiteres auf die Briefschaften des Seilermeisters gelegt hatte, erhob sich und wandte sich zur Thüre. Er kannte die Scheu des Seilers vor Gerichten und Advokaten und die Wirkung seiner Worte entsprach vollkommen seinen Erwartungen.

Noch ehe er die Thüre erreicht hatte, fühlte Rothlauf sich am Aermel ergriffen und sich umwendend sah er in

das vor Aufregung bebende Gesicht des Mannes, der ihm eben so unzweideutig die Thüre gewiesen hatte.

„Ich habe nichts mit Advokaten zu thun und liege mit Niemandem im Streit," sagte der Seilermeister ängstlich.

„Nun, der Herr Professor wird schon dafür sorgen, daß Sie mit dem Gericht Bekanntschaft machen," lachte Rothlauf brutal, dann fügte er hochmüthig hinzu: „Nichts für ungut, wenn ich gestört habe. Es geschah in der besten Meinung. Nun, wer nicht hört muß fühlen und man wird am ehesten durch eigenen Schaden klug."

„Aber ich habe mit meinem Schwager in Geschäftssachen gar nichts zu thun — wir sprechen uns seit Jahren nicht mehr," fuhr Wenzel Topasius fort, den Mann, den er eben so kühl entlassen hatte, in seiner Herzensangst am Aermel ergreifend und festhaltend.

„Nun, es wird sich ja bei Gericht herausstellen, was an dem Testamente ist, auf das der Herr Professor jetzt schon — Gelder aufnimmt . . ."

„Welches Testament?"

„Das Ihre, oder das Ihrer verstorbenen Frau."

„Setzen Sie sich noch einen Augenblick, lieber Herr Rothlauf!" stammelte Wenzel in seiner Seelenangst.

„Thut mir wirklich leid — aber es ist höchste Zeit, meine Frau abzuholen in's Schweigertheater in der Müllerstraße. Dort wird nämlich zum ersten Mal das berühmte Stück ‚Der zerbrochene Pfannenstiel' gegeben und meine Frau liebt die Kunst leidenschaftlich. Der Herr Direktor schickt uns sehr oft Billete, denn man hat ihm auch schon manche Gefälligkeit erwiesen im Hypothekenwesen — Wissen

Sie — ich hab' das Stück schon zehnmal gesehen — aber das Billet kostet ja nichts und man muß doch hie und da zeigen, daß man auch Sinn für etwas Höheres hat. ‚Der zerbrochene Pfannenstiel‘, wissen Sie . . .“

„Das Theater beginnt erst in anderthalb Stunden,“ versicherte Topasius eifrig. „Sie können mir daher immer noch einige Minuten widmen, verehrter Herr Nachbar, und mir sagen, was es mit meinem Schwager und dem Gericht für eine Bewandtniß hat . . .“

„Noch anderthalb Stunden, dann hab' ich mich um ein Stündl' geirrt,“ lachte Herr Rothlauf, nach der Uhr blickend, die unter einem Glassturz auf der Kommode stand; indem er sich mit grausamer Langsamkeit wieder in den helleren Vordergrund des langen schmalen Zimmers nöthigen ließ. „Was nun den Herrn Professor angeht, so wissen Sie vielleicht nicht, daß er mir mit der Zeit so manches Tausend schuldig ist . . .“

„Ganz gewiß weiß ich nichts davon . . .“ stammelte Topasius.

„Aber Sie wissen doch, daß er ein närrisches Haus baut, zu dem die ganze Welt kommen soll, um es anzuschauen, wie er einem weis machen will . . .“

Ein tiefer Schatten flog über das Gesicht des Seilermeisters:

„Ja, ja — sein unglücklicher Hochmuth! Das war's ja gerade, was uns aus einander gebracht hat, weil ich nicht leiden wollte, daß er das Vermögen seiner verstorbenen Frau, das ja von Rechtswegen der Tochter gehört, für seine gelehrten Narretheien ausgibt. Ich habe gewiß

allen Respekt vor der Wissenschaft und weiß besser als Einer, wie traurig es ist, keine ordentliche Schule genossen zu haben ..."

„Nun, wenn man das Seinige im Trockenen hat, läßt sich schon ohne Bücher leben," meinte Rothlauf selbstgefällig. „Aber rechnen muß heutzutage jeder ehrliche Mensch können, rechnen! Und das kann der Herr Professor nicht und wenn er so gescheidt wie einer von den vier alten Herrn wäre, die vor der königlichen Bibliothek sitzen und die vier gescheidtesten gewesen sein sollen. Das Bissel Erbschaft von der Frau Professorin — Gott hab' sie selig, war eine vernünftige Frau und wenn sie noch lebte, ständ' es anders mit ihrem Mann — die Erbschaft ist schon lang verbaut — nachher hab' ich herhalt'n müssen. Der Herr Professor hat alles mögliche versprochen und so schön gebeten, und dann hab' ich doch auch gewußt, daß er anständige, wohlhabende Verwandte hat — kurz ich hab' mich d'ran krieg'n lassen. Aber einmal hat jedes Ding ein End', hat der Hanswurstl g'sagt, wie er den Teufel todtg'schlag'n hat, die Zeiten sind schlecht und zum vierten Mal kann ich mich nicht stimmen lassen und am Ende das ganze Kapital verlieren, damit der Herr Professor sein eigenes Narrenhaus fertig bauen kann ..."

Wenzel Topasius mochte fühlen, daß es nicht würdig sei, das Gespräch über den Verwandten in dieser Weise fortzusetzen und sagte einlenkend:

„Jeder muß für seine eigenen Handlungen einstehen und hat an den Folgen oft schwer genug zu tragen. Mein Schwager ist ein bejahrter und gelehrter Herr und muß

daher besser als ich wissen, was ihm und seiner Tochter frommt."

Rothlauf hob die Schultern und sein Mund zog sich höhnisch in die Breite:

„Es ist freilich sehr bequem, einen Schwager zu besitzen, der uns erlaubt, auf seinen Tod Schulden zu machen, wenn der eigene Kredit zu Ende ist."

„Was wollen Sie damit sagen?" versetzte Topasius unwillig.

Rothlauf lächelte, wenn man die Fratze, die er schnitt, so nennen kann, griff in die Tasche und wählte aus einem Pack Papiere, den er hervorzog, das anscheinend neueste, entfaltete es und las langsam und bedächtig:

„Ich Endesunterzeichneter verpflichte mich, sofort nach Uebernahme der mir durch letztwillige Verfügung meiner Schwester, verehelichten Topasius, testamentarisch zukommenden Erbschaft meines Schwagers Wenzel Topasius, bürgerlichen Seilermeisters, sofort nach erfolgtem Ableben desselben und Antritt der betreffenden Erbschaft 3000 fl., (mit Worten dreitausend Gulden), an den Privatier P. Rothlauf hier zu bezahlen. Den Werth habe ich zu verschiedenen Zeiten in einzelnen Abzahlungen richtig und baar erhalten . . ."

Rothlauf konnte nicht zu Ende lesen, denn Wenzel Topasius hatte ihm bereits das Papier aus der Hand gerissen und heftete seine weithervorquellenden Augen darauf. Ja, es war kein Zweifel — da stand der Name seines Schwagers. Deutlich und unverkennbar hoben sich die verschwommenen und etwas charakterlosen Züge gegen die steife plumpe

Schulschrift des Privatiers ab. Wenzel Topasius hätte wie geistesabwesend ohne Zweifel noch länger auf das Papier gestarrt, wenn es ihm der vorsichtige Geschäftsmann nicht mit sanfter Gewalt entzogen und wieder in die Tasche gesteckt hätte. Der Seilermeister fuhr sich durch die dünnen Silberhaare und halb erstickt vor Erregung kamen die Worte von seinen Lippen:

„Aber ich lebe und will noch nicht sterben!"

Mit zusammengekniffenen Augen besah Rothlauf sein Opfer, das er von Grund der Seele aus gequält und aufgeregt hatte.

„Nun, der Herr Schwager meinte allerdings, mit Ihrer Gesundheit sei es nicht mehr weit her. Der Pfarrer von St. Peter werde wohl gewußt haben, warum er Ihnen die heiligen Sterbesakramente bringen wollte und Sie hätten ihn nur zurück gewiesen, daß Ihr bedenklicher Zustand nicht unter die Leute komme . . ."

Die Wirkung dieser Worte war stärker, als selbst Rothlauf sie erwartet hatte. Das eben noch so bleiche Gesicht glühte dunkelroth bis unter die dünnen weißen Haare, die Augen des alten Mannes flammten und seine magern Fäuste ballten sich.

„Das ist schändlich, das ist empörend!" keuchte er mit tonloser Stimme. „Man mißgönnt mir die wenigen Tage, die ich vielleicht noch zu leben habe, man möchte mich je eher je lieber in die Grube stoßen, um auch das Wenige, was mein Vater und ich durch redliche Arbeit in zwei Menschenaltern erworben, vielleicht in wenigen Monaten schon einer kostspieligen Laune zu ofern und an Leute weg-

zuwerfen, welche sich nicht schämen, aus den Thorheiten Anderer Nutzen zu ziehen ..."

Rothlauf schien plötzlich von einer Halskrankheit befallen, so heftig räusperte und hustete er. Aber ohne sich beirren zu lassen, fuhr der erzürnte Greis fort:

„Er hätte Handwerker werden müssen, gleich mir, wenn ich ihm nicht die Mittel zum Weiterstudiren gegeben hätte um seiner Schwester willen. Und als er dann ein Gelehrter war, verachtete er mich wegen meiner Unbildung, und mein Weib, für das ich Alles geopfert hätte, sah über den niedern Handwerker, den sie aus Noth geheirathet hatte, hinweg, immer nur zu dem schönen und klugen Bruder empor. Ich ertrug alles, denn ich liebte sie hundertmal mehr als mich selber und war ja so glücklich für sie und die Ihrigen arbeiten zu dürfen. Ein freundlicher Blick entschädigte mich für hundert Kränkungen und als sie mich kurz vor ihrem Tode bat, wenn ich früher sterben sollte als mein Schwager, diesem, oder wenn er früher dahingehen sollte, seiner Tochter mein Eigenthum zu vermachen, da versprach ich es, da er damals bei allem Hochmuth noch ein gesetzter Mann war, dem seine Gelehrsamkeit auch Weisheit für's Leben gab. Aber Thorheiten, wie er sie in den vergangenen Jahren gemacht, hat meine Frau nicht vorausgesehen, und wenn es der Fall gewesen wäre, so hätte sie jenes Versprechen nicht von mir verlangt. Es wäre ein Wahnsinn, einem Manne ein Vermächtniß zu machen, der es schon zu Lebzeiten des Erblassers zu verschleudern sucht. Das wollte meine Frau nicht, und noch heute werde ich bei Gericht die feierliche Erklärung ablegen, daß mein bereits zu

Gunsten meines Schwagers niedergelegtes Testament null und nichtig ist."

Rothlauf konnte kaum seine Genugthuung verbergen. Er hielt es jedoch nicht für zweckmäßig, dieselbe zu zeigen.

„Das hat man von seiner Gutmüthigkeit," sagte er, wie tief gekränkt. „Wäre ich nur Mariannen gefolgt, dann säße ich nicht mit meinen dreitausend Gulden da und könnte sehen, woher ich sie bekomme. Aber jetzt werde ich mir nichts mehr vermachen lassen von Erbschaften und dergleichen, und eben auf jede Weise sehen, wie ich zu meinem Gelde komme . . ."

Den Seilermeister schien sein Entschluß halb zu reuen. Doch wie ärgerlich über sich selbst schüttelte er den Kopf und sagte traurig aber bestimmt:

„Thun Sie, was Sie für Recht halten und vor Gott und den Menschen verantworten können. Das einzige Mittel, meinen Schwager wieder auf den Weg der Vernunft zurück zu bringen, ist vielleicht die Ueberzeugung, daß er selbst von dem Todesfalle, den er so sehr zu wünschen scheint, nichts mehr zu hoffen hat. So befreie ich ihn von der Versuchung, mir ein frühes Ende zu wünschen . . ."

Merkwürdiger Weise machte Rothlauf für einen Gläubiger, der in Gefahr ist, eine nicht unbedeutende Forderung einzubüßen, nur geringe Anstrengungen, den Seilermeister in seinem Entschlusse zum Wanken zu bringen. Ja seine hingeworfenen Bemerkungen konnten auch bei einer so milden Gemüthsanlage, wie Wenzel Topasius sie besaß, nur dazu dienen, die Kluft zwischen ihm und dem Schwager zu

erweitern. Topasius jedoch hörte sie kaum. Die Hände in seine Locken begraben saß er da und dachte an ein langes, verlorenes Leben, an alle die Opfer, die er der Familie seiner Frau gebracht, an die halbe Geringschätzung und geringe Liebe, die er dafür von dem Wesen geerntet, das er über Alles geliebt hatte. Es war nicht oft, daß die unter anderen Voraussetzungen erzogene Frau des Seilers über seinem guten Herzen den Stand ihres Gatten hatte vergessen können, aber jene Augenblicke ungetrübten Glückes nahmen selbst in der Erinnerung Wenzels, sobald er dabei angelangt war, einen so breiten Raum ein, daß seine Augen feucht wurden und seine Lippen bebten, während es über sein Antlitz mild wie Vergebung schimmerte.

Da fiel ihm eine kleine elegante Visitenkarte in's Auge, die vor ihm auf dem Pulte lag, und hastig danach greifend, betrachtete er sie lange und nachdenklich.

„Sie sind, wie man sagt, in vielen adeligen Häusern bekannt,“ wendete er sich dann plötzlich und unvermittelt an Rothlauf.

Dieser schien anfangs nicht recht zu wissen, ob er das für eine Schmeichelei oder etwas Anderes halten solle. Er zog jedoch die erste Auslegung vor und meinte mit stolzer Bescheidenheit, auch in adeligen Häusern sei nicht alles Gold was glänze, man kenne ihn als hilfsbereiten und verschwiegenen Mann und wende sich daher in mancher heiklen Angelegenheit an ihn, um — Rath zu schaffen. Wenn er erzählen wollte, dann würde der Herr Nachbar staunen, welche hohe Herrschaften schon seine einfache Wohnung mit ihrem Besuche beehrt hätten.

Der Herr Nachbar schien jedoch nicht im Geringsten neugierig, sondern reichte Rothlauf die Karte:

„Kennen Sie auch diesen Herrn?“

Rothlauf besah die Karte und machte dann ein halb schlaues, halb verlegenes Gesicht, weil er nicht wußte, worauf Wenzel hinaus wollte. Dann antwortete er ungefähr mit den Worten des Professors:

„Der Studiosus Graf Moritz v. Heckenthau gehört einer der reichsten, vornehmsten und einflußreichsten Familien des Landes an. Seine Mutter ...“

Topasius unterbrach ihn ziemlich ungeduldig:

„Diese Karte befand sich mit mehreren desselben Namens in einem kleinen gestickten Täschchen, das der Meßner von St. Peter heute bei Tagesanbruch genau an der Stelle gefunden hat, wo ihm eine dunkle Gestalt den bewußten Auftrag gegeben. Es kann das ein Zufall sein, aber jedenfalls ist es ein sonderbarer ...“

„Ein sehr sonderbarer!“ bestätigte Rothlauf mit schnarrender Wichtigkeit, seine Augen und sein Mund öffneten sich immer weiter und runder und seine Worte klangen behutsam und berechnet, als dürfe kein Tropfen des unversöhnlichen Hasses, den er dem alten Mann einflößen wollte, seinen Zweck verfehlen. „Ein sehr seltsamer Zufall,“ wiederholte er mit Nachdruck, „denn eine Stunde nachdem ich das an dem Herrn Nachbar verübte Verbrechen in der Zeitung gelesen hatte, traf ich mit dem Herrn Grafen zusammen ...“

Rothlauf stockte. Mit bebenden Händen und drohendem Antlitz hatte Topasius sich aufgerichtet:

„Wo trafen Sie ihn?"

„Bei dem Herrn Professor!" schnarrte der Privatier mit hocherhobenem Haupte.

Entsetzt und ungläubig starrte Wenzel ihn an:

„Bei meinem Schwager?"

Rothlauf nickte feierlich und sagte dann langsam:

„Bei Ihrem gelehrten Herrn Schwager! Der Herr Professor schienen viel auf den reichen jungen Herrn Grafen zu halten und das Fräulein noch mehr!"

Eine lange Pause entstand, während welcher Wenzel Topasius den Himmel zu fragen schien, womit er eine solche ruchlose Verfolgung durch seine nächsten lebenden Verwandten verschuldet habe.

Es klang nach all dem wie der bitterste Hohn, als Rothlauf mit einer widrigen Zutraulichkeit die Vermuthung aussprach, die Sache mit den Sterbesakramenten werde wohl unaufgeklärt bleiben, da es ohne andere Beweise schwer sein werde, gegen einen so vornehmen jungen Herrn etwas zu unternehmen und mit dem Testament werde es Herr Topasius wohl schon deshalb beim Alten lassen, weil er sonst vielleicht noch mehr geängstigt werden könnte.

Das ehrwürdige Haupt des Seilermeisters schnellte empor und seine blauen Augen blitzten vor Zorn:

„Sie mögen mich umbringen, wenn ich ihnen im Wege bin, aber sie sollen mein in Ehren ergrautes Haar nicht zum Kinderspott machen. Noch heute werde ich die gerichtlichen Schritte thun, um das bisherige Testament umzustoßen. Ich glaube nur im Sinne meiner verstorbenen Frau zu handeln, wenn ich ein ihr gegebenes Versprechen

nicht halte, das die Verblendeten noch zum Verbrechen treiben könnte. Ueberdies haben sie ja, wie Sie sagen, mächtigere und vornehmere Freunde als mich."

11. Fliegen im Spinnengewebe.

Rothlauf sah, daß er eine Sinnesänderung nicht mehr zu befürchten habe und empfahl sich mit einer Reihe der ihm geläufigen Redensarten von der Schlechtigkeit der heutigen Welt und den immer größer werdenden Schwierigkeiten für die ehrlichen Leute, sich dazwischen durchzufinden.

Auf der Straße angekommen schien er jedoch mit dem Gang dieser Welt ziemlich zufrieden zu sein und beruhigte das Schelten seiner schon für das Schweigertheater in Grün und Scharlach gekleideten Ehehälfte wegen seines späten Kommens mit den hochtrabenden Worten:

„Schweig Marianne und tröste Dich damit, daß wir das nächste Ziel schon in einem Haus wohnen werden, das hundertmal schöner ist als das Schweigertheater, alles aus Marmor, was dort Holz ist, und wirkliche Malerei und steinerne Menschen und Köpfe und Bilder, wo dort alles nur Papier ist . . ."

Und als Marianne den Mund soweit als möglich aufmachte vor Staunen, schrie er ihr, trotzdem die Mühle stand, entgegen:

„Der Professor hat sich selber den Strick um den Hals gelegt und ein kleines Kind kann ihn zuziehen, daß er nimmer schnaufen soll."

Und Marianne schloß lächelnd den Mund und maß ihren Mann mit einem bewundernden Blick:

„Hat's lang verdient, die hochmüthige Sippschaft. Heut freut mich der ‚zerbrochene Pfannenstiel' doppelt."

„Ja, ja, wir haben Glück in unsern Geschäften," schnarrte ihr Ehegemahl wohlgefällig. „Die Dumont, die wir schon verloren gaben, hat ja auch bei Heller und Pfennig bezahlt."

„Ist es ein Glück, wenn man das Seinige wieder bekommt?" fragte Marianne.

„Nun, wir haben auch eine Kleinigkeit an ihr verdient!"

„Verdient?" kreischte Marianne, indem sie sich unwillig über eine solche unverantwortliche Weichherzigkeit noch in der geöffneten Thüre umwandte. „Hast Du nicht Arbeit, Lauferei und Aerger genug gehabt von dem liederlichen Frauenzimmer? Ich habe es überhaupt gar nicht gern, wenn Du mit solchem Volk Dich einlässest. Keine anständige Frau hat das gern."

Der also gescholtene Gatte lachte noch laut und geschmeichelt, als er seiner Gattin nach in den dunklen Thorbogen hinabstieg. Und als er das Hausthor öffnete lachte es noch immer laut und höhnisch und wie mit seiner eigenen Stimme, daß Herr Rothlauf vor Schrecken bebte und Frau Marianne mit einem „Schweig doch endlich!" ihrer Entrüstung über die Albernheit ihres Gemahls Ausdruck gab. Und um den Schrecken des Privatiers vollständig zu machen, vermochte er lange nicht, die Hausthüre zu schließen, weil sie von innen wie von einer kräftigen Hand immer wieder aufgezogen wurde.

„Nun, was hast Du denn, müssen wir immer zu spät in den ‚zerbrochenen Pfannenstiel' kommen?" fragte Frau Marianne unwirsch.

„Da drinnen zieht immer Einer, wenn ich das Thor schließen will!“ keuchte Rothlauf.

„Dummheiten — die liederliche Person liegt Dir im Sinn!“ entschied Frau Marianne nicht ganz beweiskräftig, indem sie sich wieder in den Thorgang drängte.

Aber mit einem entsetzten Schrei jungfräulichen Entsetzens prallte sie zurück, als sie sich von zwei Armen umschlungen fühlte — und mit der Kraft der Verzweiflung schlug der Privatier das Thor zu und verschloß es. Drinnen hörte man diabolisches Gelächter, das in dem wieder beginnenden Klappern der Mühle unterging.

„Der Teufel,“ stöhnte Rothlauf, indem er seine Gattin rasch von dem Thorweg wegzog.

„Wenn es der Teufel war, so kommt er geradenwegs aus einem Mehlsack!“ antwortete Marianne spöttisch, indem sie im Schein der nächsten Laterne ihr weißbestäubtes Tuch betrachtete; aber die ungewöhnliche Lage, der sie sich eben entrissen hatte, schien sie doch nicht so sehr aufzubringen, wie man hätte voraussetzen sollen.“

„Morgen werde ich bei Gericht Klage führen gegen den frechen Menschen, der sich so etwas erlaubt hat!“ schrie Rothlauf, dessen Antlitz eben so weiß gewesen war, wie das Tuch seiner Gattin.

„Bah! Damit sie Dich auslachen, weil Du Dich noch vor dem Teufel fürchtest!“ entgegnete Marianne geringschätzig. „Putze mich lieber ab und schlag demjenigen von den Müllerburschen, dem Du morgen zuerst begegnest, eins an die Ohren — dann wird er's schon den anderen sagen —“

„Ein Mann in meiner Stellung und in meinem Alter

darf seine Würde nicht so weit vergessen,“ sagte Rothlauf gravitätisch.

„Was Würde! Du hast nur Angst, daß er wieder schlägt und daß Du den Kürzern ziehst! Wenn man eben kein Mann ist, muß man sich solche Scherze gefallen lassen —“

„Die Du nicht einmal sehr übel zu nehmen scheinst..!.“

„Was würde es mir nützen, da Du nicht Mann's genug bist, um mich zu vertheidigen?“

„Du hättest dann eben einen Hausknecht, aber nicht einen Mann meines Ranges und meiner Bildung heirathen sollen!“ gab der Privatier tief verletzt zur Antwort und schmollend setzte das Ehepaar seinen Weg in's Schweigertheater fort. Dort angelangt, konnte Frau Marianne dadurch auch nicht versöhnt werden, daß die Aufführung des interessanten Stückes schon seit einer halben Stunde begonnen hatte.

Der nächste Morgen, der die schäumenden Wasser der Hochstatt in den schönsten Regenbogenfarben schimmern ließ, schien auch hell durch die tadellos weißen Vorhänge der Mühlenwohnung, aber er weckte weder auf Mariannens noch auf dem Antlitz ihres Gatten einen freundlichen Widerschein. „Der zerbrochene Pfannenstiel“ war kein Bühnenstück, geeignet, die erregten Gemüther entzweiter Ehegenossen zu versöhnen. An die unbrauchbar gewordene Handhabe eines nützlichen Hausgeräthes reihten sich ebenso lebhafte als wirkungsvolle Scenen männlicher Untreue und weiblicher Eifersucht, wie sie die Einbildungskraft lockerer Ehemänner nur zur Nachahmung reizen und das Miß-

trauen bereits unsicher gewordener Hausfrauen bis zur wildesten Energie zu entflammen vermochten.

Eine lange schlaflose Nacht hindurch, während welcher ihr Eheherr neben ihr alle bekannten Töne durchschnarchte, hatte Frau Mariannens entfesselte Vorstellungsgabe Zeit, die Verwickelungen des „zerbrochenen Pfannenstiels“ in ihr eigenes bisher ungetrübtes Familienleben einzufügen und plötzlich sah sie das scheinbar so friedliche Idyll versinken in einem Abgrund von Laster und Verbrechen. Hatte Peter gestern nicht in auffallender Weise die Partei einer anerkannt nichtsnutzigen Person genommen, seine eigene angetraute Gattin von einem Mühlknecht im Finstern umarmen lassen, ohne von ihm Rechenschaft zu fordern, und erst im Theater — von der frechen Person mit den schwarzen Augen, die den Ehemann seiner Familie abwendig zu machen suchte, hatte er keinen Blick verwandt, so daß ihm Marianne zuletzt unbarmherzig auf den kleinen Zehen getreten hatte. Und auf dem Heimweg hatte er ihr nicht einmal den Arm geboten und sich ohne Gruß zur Ruhe begeben — bedurfte es mehr, um einer feinfühlenden Frau zu beweisen, daß ihr Gatte bisher mit ihr ein schändliches Spiel getrieben hatte? Und sein Umgang mit Leuten der verschiedensten Stände, das häufige und lange Fernbleiben von Hause, welches ihm seine Geschäfte als nothwendig vorzuschützen gestatteten, war ganz geeignet, einen so gearteten Mann immer weiter zu führen auf der Bahn des Leichtsinns und der Ruchlosigkeit. Und daß ihr Mann Gelegenheit genug fand, vom rechten Wege abzuweichen, daran zweifelte sie um so weniger, als sie ihn ja selber zum

Lebensgenossen gewählt hatte. Das Maß ihrer Entrüstung wurde voll, als sie ihren allzulauten Gatten unsanft zu wecken suchte und die röchelnde Antwort erhielt: „Ja, sie ist sehr schön!“ — „Wer ist schön?“ kreischte Frau Marianne. — „Die Professorstochter!“ stöhnte der Schlaftrunkene, auf die Kissen zurücksinkend, denn er hatte im Traum eben sein Gespräch mit Wenzel Topasius zu Ende geführt. Mit Thränen der Wuth sank Marianne in die Kissen zurück und wartete auf den Morgen.

Nach dem Frühstück wollte sie das Verhör beginnen, aber ehe sie dazu kam, gab es eine unangenehme Neuigkeit nach der andern. Zuerst hatte man keine Milch zum Kaffee, denn die Milchfrau, die bei Tagesanbruch ihre Runde machte, hatte den Topf zerschlagen im Hausflur gefunden und ihn also nicht füllen können. Dann kam der Müller, ein auf seinen Reichthum stolzer brutaler Mann und drohte, daß er kündigen müsse, wenn man nochmals seinem Knechte, wenn dieser die Hausthüre schließen wolle, dieselbe gegen die Nase schlage und dabei behaupte, seine Mühle solle der Teufel holen. Rothlauf war sprachlos vor Entrüstung, und als Marianne den Knecht anklagte, sie umarmt zu haben, meinte der Müller grob, das bilde sie sich ein, denn so weit könne sich sein Knecht selbst im Finstern nicht „versehen“.

Endlich hatte Rothlauf sich so viel gesammelt, um seinen Vortrag zu beginnen, aber der Müller hatte bereits die Thüre hinter sich zugeschlagen und polterte die Treppe hinab. Stumm blickten die tiefbeleidigten Ehegatten einander an. Doch ehe Marianne noch ihren Gatten für die

ganze ihr vom Müller angethane Beleidigung zur Rechenschaft hatte ziehen können, pochte es wieder an die Stubenthür und eine große auf das Eleganteste gekleidete Dame rauschte herein — es war Gräfin Agathe v. Heckenthau. Die Gräfin hatte es sich nämlich in der ersten Erregung eines ihr selber nicht ganz verständlichen Gefühls leichter gedacht, ihrem unebenbürtigen Neffen eine passende Unterkunft zu verschaffen, als es sich nach kurzem Nachdenken herausstellte. Als das größte Hemmniß stellte sich ihr bisheriger unnahbarer Stolz heraus, der es sorgfältig vermieden hatte, mit Leuten aus der zweiten oder dritten Gesellschaft in anderen als ganz dringenden Fällen zu verkehren und sie hatte daher keine einzige Bekanntschaft, die ihr in diesem Falle nützen konnte. Sich an ihre Dienerschaft mit einer so heiklen Angelegenheit zu wenden, widerstrebte ihrem Selbstgefühl, ihrem Rechtsbeistand hätte sie den Auftrag nur mit den nöthigen Erklärungen geben können, aber Alles in ihr sträubte sich, ihre so tief gesunkene Schwester dem Dunkel der Vergessenheit zu entziehen. Moritz aber durfte nichts von ihrem Vorhaben mit Raoul wissen, den kalten ironischen Ton des jungen Menschen, der bisher vergeblich ihre geistige Oberhoheit abzuschütteln versucht hatte, wollte sie nicht wieder hören, er sollte nicht noch einmal durch ihre Weichherzigkeit Gelegenheit erhalten, seine Mutter zu übersehen. Walther, das Kind, hätte ihr ohnehin nichts helfen können und nur unangenehme Eindrücke mit auf die Reise genommen. Auf sein junges heiteres Gemüth sollte nicht der Schatten jener unglücklichen Geschichte fallen, selbst nicht auf Augenblicke.

Die Gräfin dachte an die und jene Erziehungsanstalt, aber überall verlangte man voraussichtlich Zeugnisse und Aufschlüsse über die Herkunft des Knaben und es war dies besonders bei dem fremdartigen Aussehen desselben vorherzusehen. Zur Unwahrheit aber, selbst wenn dieselbe in diesem Falle möglich gewesen wäre, fühlte sich die Gräfin unfähig, und die Wahrheit gestehen? Glühend heiß schoß bei diesem Gedanken die Scham in ihr feines stolzes Gesicht ... Vielleicht wären die nöthigen Schritte leichter gewesen, als Agathe v. Heckenthau sich vorstellte, aber der Stolz lähmte alle ihre Entschlüsse. Da in ihrer Noth tauchte das Bild eines Mannes vor ihr auf, welcher ihr einst mit brutaler Offenheit ihr Verwandtschaftsverhältniß mit Margarethe vorgehalten, Geld von ihr verlangt hatte und für Geld zu Allem fähig schien. Es gab also einen Menschen, vor dem sie in dieser Angelegenheit nichts zu verbergen hatte, sie hatte ihm zwar die Thüre gewiesen damals, aber er war ja endlich befriedigt worden und hatte ihr nicht den Eindruck gemacht, als ob er um seines etwa verletzten Selbstgefühls willen einen guten, mühelosen Verdienst ausschlage. Zudem schien er ein in allen Verhältnissen erfahrener Mann. Wenn sie seinen Rath beanspruchte, so gab sie sich damit nicht mehr in seine Hand, als sie dies schon war durch seine Kenntniß des verwandtschaftlichen Verhältnisses Margarethens zu ihr. Wenn er es unter die Leute bringen wollte, so hatte er, nachdem sie ihn beleidigt, mehr Grund dazu, als wenn sie mit ihm in Verbindung trat und ihm etwas zu verdienen gab. Bei ihm hatte sie keine langen Auseinandersetzungen nöthig,

da er die Verhältnisse kannte. Vorläufig wollte sie nur seinen Rath einholen, seine Kenntniß der Schichten der Gesellschaften, wo man Raoul am ersprießlichsten unterbringen konnte, benützen ... In dieser Absicht hatte sie die nicht ganz reinliche Adreßkarte zu sich gesteckt, welche Rothlauf damals bei ihr zurückgelassen, und sich in eine ihr fast unbekannte Gegend der Stadt gewagt, nachdem sie sich von einem Miethwagen bis in die Nähe hatte fahren lassen.

Sprachlos vor Entrüstung stand Marianne vor der Eintretenden und der Eindruck, den die Erfüllung ihrer schlimmsten Befürchtungen auf sie hervorbrachte, wurde nur übertroffen von der grauenhaften Entdeckung, daß ihre glücklichen Nebenbuhlerinnen sich in Sammt und Seide kleideten — ohne Zweifel von Mariannens eigenem Eingebrachten ...

Ihre kleine verwachsene Gestalt aufreckend, mit in die Seite gestemmten Armen und flammenden Blicken stand sie da und maß die Eintretende vom Kopf bis zum Fuße.

Agathe fühlte sich so unbehaglich als möglich bei diesem Empfang und zum ersten Mal verlor sie solchen Leuten gegenüber etwas von ihrer sonstigen Sicherheit und fragte fast schüchtern, ob sie den Herrn Rothlauf sprechen könne?

„Ihr ganz unterthänigster Diener, gnädigste Gräfin!" versicherte Rothlauf, der sich, da er annehmen mußte, die Dame komme in feindlicher Absicht, den Schutz seiner Gattin bis jetzt gern hatte gefallen lassen, und trat in den Vordergrund.

„Ich komme in Geschäften zu Ihnen und möchte mir einige Rathschläge von Ihnen holen!" begann Agathe wieder

mit einem Blick auf die kleine unheimliche Frau, von der sie so seltsam angestarrt wurde.

Herr Rothlauf war der Richtung ihrer Blicke gefolgt, und die Gattin mit einem bedeutsamen Blick messend, sagte er:

„Du hörst, Marianne, die Frau Gräfin hat mit mir in Geschäften zu sprechen!“ Zugleich bot er mit steifer Grazie der Dame einen Stuhl.

Marianne setzte sich entschlossen auf einen andern:

„Eine verheirathete Frau darf immer wissen, was für Geschäfte fremde Damen mit ihrem Manne haben!“

„Marianne!!“ Rothlauf warf seiner Gattin einen furchtbaren Blick zu. Zum ersten Mal schämte er sich ihrer trotz aller Tanten.

Die Gräfin, welche fast belustigt zu werden begann durch das Benehmen der Frau und ihre ganze Sicherheit wieder gewonnen hatte, erklärte, daß sie auch den Rath der Frau Rothlauf gerne annehme.

Aber der Privatier, auf's Aeußerste gebracht durch die ihm von seiner Gattin angethane Demüthigung, sagte mit stolzer Zurückhaltung, wenn die Frau Gräfin v. Heckenthau es erlaube und ihm eine Stunde angebe, so werde er es sich zum Vergnügen und zur Ehre schätzen, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen und ihre Befehle entgegen zu nehmen.

Als sie den Namen der Gräfin erfuhr und doch nachgerade einsah, daß es keine ganz junge Frau mehr sei, die vor ihr saß, erhob sich Marianne und verschwand mit einem Knix vor Agathe und einem nicht sehr freundschaftlichen Blick auf ihren Mann.

Ihr Verdacht war durch den Namen der Gräfin nur halb beschwichtigt, denn diese war ja immerhin die Schwester einer liederlichen Person und ihr Stand und Reichthum konnten nach Mariannens Ansicht einen Mann wohl über ihre Jahre täuschen. Sie verfolgte daher im Nebenzimmer mit dem Ohr an der Thüre das Gespräch Silbe für Silbe, und was sie da hörte, konnte sie nur halb beruhigen. Es handelte sich nämlich um Unterbringung eines Kindes jener Frau Dumont und ihr Mann sollte Rath schaffen. Eine solche Zumuthung war etwas Unerhörtes für eine anständige Familie und Marianne war im Begriff, aus ihrem Versteck hervorzubrechen und ein feierliches Verbot einzulegen, als sie durch den Entscheid ihres Mannes beruhigt wurde. Derselbe versicherte nämlich der Gräfin seine hohe Dankbarkeit, daß sie sich in einer solchen Vertrauensangelegenheit an ihn und an Niemand anders gewendet habe, versprach über die Sache nachzudenken, Erkundigungen einzuziehen und ihr noch im Laufe des Tages Nachricht zukommen zu lassen. Damit fiel der Grund einer thatsächlichen Dazwischenkunft für Frau Marianne weg, welche noch überdies durch die Mittheilung, die Dumont habe sich verpflichtet, außer Landes zu reisen, nicht unerheblich beruhigt wurde.

Kaum hatte sich die Gräfin Heckenthau entfernt, als der Privatier seine Frau herausrief, ihr die Angelegenheit mittheilte und ihr den Vorschlag machte, den jungen Menschen, für den seine Familie jedenfalls ein gutes Kostgeld bezahlen werde, selber zu übernehmen. Habe man

einmal eine Hand in der Angelegenheit, so könne man die verschiedensten Vortheile daraus ziehen.

Frau Marianne hielt einige Einwendungen für angemessen, da jedoch Frau Dumont fort war und nicht wiederkommen durfte, so ließ sich jene endlich auch formell von ihrem Manne überzeugen und gleich darauf theilte ein unterthänigstes Billet Rothlauf's der Gräfin mit, daß das Auskunftsmittel sich gefunden habe und daß er am Nachmittage selber bei ihr vorsprechen werde, um weiter über die Angelegenheit zu verhandeln.

„Und warum nicht jetzt sogleich?“ fragte Marianne, welcher sich bereits eine kleine Hilfe in der Hauswirthschaft, an der man noch überdies etwas Tüchtiges verdiente, als sehr wünschenswerth dargestellt hatte.

„Weil ich jetzt mit der sauberen Professor-Sippschaft zu Ende kommen muß!“ sagte der Privatier, indem er mit energischem Griff sich seines Sonntagsrockes bemächtigte.

Mariannens Eifersucht war nur eingeschlummert, um sofort mit erneuter Kraft wieder zu erwachen.

„Ich werde Dich begleiten, ich möchte auch einmal unsere künftige Wohnung besehen —“ sagte sie.

Herr Rothlauf schien überrascht, geärgert:

„Dazu ist noch immer Zeit, wenn das Haus erst unser ist! Heute habe ich zu ernste Dinge mit dem Professor zu verhandeln, als daß man Frauen brauchen könnte.“

„Auch das schöne Professorfräulein nicht, von dem man sogar des Nachts träumt?“

Es war schwer zu entscheiden, ob es Schuldbewußtsein oder Ueberraschung war, was dem Privatier ein so ver-

blüfftes Aussehen gab. Marianne fand es angemessen, sich für Ersteres zu entscheiden, und das gezwungene Lachen, in welches ihr Gemahl ausbrach, konnte sie in ihrer Meinung nur verstärken.

„Das ist hoffentlich nur Scherz," meinte er. „Du hast ernstlich gewiß nicht im Sinn, Dich in meine Geschäfte zu mischen."

„Deine Geschäfte?" rief Marianne. „Werden sie nicht auch mit meinem Geld gemacht? Nun, wenn Du so anfängst, so zahle mir nur mein Eingebrachtes wieder aus und ich werde es nach meinem eigenen Geschmack anlegen!"

Rothlauf erbleichte. So war es nicht gemeint gewesen, als er Marianne geheirathet hatte. Es hatte ihn genug geärgert, daß ihre Tanten ihr das Verfügungsrecht über ihr Eigenthum bei der Eheschließung vorbehielten, aber es wäre nicht klug gewesen, von seiner Seite auf einer anderen Bestimmung zu beharren.

Es zeigte sich jetzt, daß Marianne nicht, wie er gehofft, diesen Rechtszustand vergessen hatte und es blieb Rothlauf, wenn er nicht auf die Hälfte des bisher als sein Eigenthum Betrachteten verzichten wollte, nichts übrig, als die aufgeregte Gattin zu versöhnen und ihr Mißtrauen zu beschwichtigen.

Aber Marianne blieb hartnäckig dabei, ihn zum Professor zu begleiten, so daß ihr Mann endlich nachgeben mußte, und eine halbe Stunde darauf schritt sie in ihrem rothen Tuch an der Seite ihres Gatten durch die belebtesten Straßen. Auf dem Platz vor der Feldherrnhalle, welchen sie eben beim Aufziehen der Wachtparade über-

schritten, erregte das seltsame in feierlicher Würde dahinschreitende Paar die allgemeine Aufmerksamkeit der dort massenhaft vertretenen Studenten, und die Bemerkungen, welche Rothlauf da und dort hören mußte, stimmten ihn nicht milder, und als sie bei dem Hause des Professors anlangten, war sein Grimm und Mariannens Eifersucht wieder auf's Höchste gestiegen.

Mit brutalem Selbstbewußtsein durchschritt der Privatier den noch immer unvollendeten Garten, während Marianne neugierig das mit Fresken bedeckte, fast fensterlose Haus anstarrte, in dem sie nach ihres Mannes Versicherung baldigst wohnen sollte.

Zwischen zwei säulenartigen Pfeilern gelangte sie, ihrem Manne folgend, in eine Art unverschlossenen Vorflur, dann drückte Herr Rothlauf an die Hausthüre und sie öffnete sich. Fast war es, als berühre ihn ein Hauch des Geistes, der hier wehte, und flöße ihm Beschämung oder Bangen ein, aber Rothlauf war nicht der Mann, welcher dergleichen Regungen lange nachgab, und mit einer gewissen Wucht trat er auf das in zierlicher Mosaik auf der Schwelle eingelassene „Willkommen" in griechischer Sprache. Sie gelangten dann durch einen anderen Flur in einen großen Hof, und mit sicherem ortskundigen Schritt ging Rothlauf auf einen Raum zu, aus welchem unverkennbar der Geruch von Speisen drang — die Küche. Kühn folgte ihm Marianne, deren Gesichtsfarbe mit der Röthe ihres Tuches wetteiferte. Sie erinnerte sich nicht, je eine so unsinnige Kücheneinrichtung gesehen zu haben. An der Decke hingen an einer Reihe von Haken zwischen offenen Luftlöchern die

Fleischvorräthe und andere Eßwaaren. Die Platten des Herdes waren mit Dreifüßen bedeckt, auf denen Kessel, Pfannen und Kasserolen ruhten. Daneben auf dem Boden standen prächtige Eimer aus Bronze, mit einfachen und doppelten Henkeln versehen und mit zierlichen Ornamenten geschmückt. An den Wänden erblickte man eine Reihe blinkender Küchengeräthschaften: Löffel und Schöpfkellen, deren lange, zurückgebogene Stiele in einem Schwanenkopf endeten, Töpfe, Tiegel und Kannen, Bratspieße, Roste, Formen für das Backwerk, Durchschläge und Schaumlöffel, deren durchlöcherte Flächen die zierlichsten Muster zeigten. Auch Werkzeuge, deren Gebrauch auf den ersten Blick unerkennbar war, fehlten nicht. Es waren lauter wirkliche Alterthümer, welche der Professor seit Jahrzehnten mit unermüdlichem Sammeleifer zusammengetragen und vervollständigt hatte, und welche jetzt dazu dienen sollten, die Gewohnheiten einer längst vergangenen Zeit um ihn herum wieder aufleben zu lassen.

Das Sonderbarste in der Küche aber war die Köchin, eine umfangreiche, gesund aussehende und nicht mehr ganz junge Person, welche, ein Buch in der Hand, dem mit dem Abquirlen von Eiern beschäftigten Hausmädchen in höchster Ekstase aus einem Goldschnittbuche vorlas. Ihr Haar war nach Art der Tochter des Hauses in einen Knoten zusammengebunden und auch an ihrer Kleidung bemerkte man schüchterne Versuche, in karrirtem Kattun den griechischen Schnitt herzustellen.

„Es wird eine Zeit kommen,“ rief sie eben mit lauter Stimme und unverkennbar schwäbischem Dialekt, „es wird

eine Zeit kommen, wo die ganze Menschheit wieder zur Wiege der Schönheit, zum heiligen Hellas zurückpilgert. Und damit ist das Buch aus, das mir der Herr Professor eigenhändig zu meinem Geburtstag geschenkt hat,“ setzte sie erklärend hinzu.

„Aber was ist denn das, Bärbele, ein heiliger Hellas!“ fragte das jüngere Mädchen, schüchtern zur Weisheit der also Bevorzugten aufblickend.

„Ja, weißt Cenzi, so ganz genau weiß ich's auch nicht,“ antwortete Bärbele, indem sie das Buch zuschlug. „Aber pilgern heißt so viel wie wallfahrten, also wird es wohl das Altötting der Griechen und Römer gewesen sein, von denen der Herr Professor immer erzählt. Und in der Wiege der Schönheit wird halt einer ihrer Apostel aufgewachsen sein!“

Cenzi hatte keine Gelegenheit, weitere Nachforschungen anzustellen, denn Bärbele hatte soeben, sich umwendend, Herrn und Frau Rothlauf erblickt und stieß einen lauten Schrei der Ueberraschung aus:

„Da sind schon ein paar so alte Herrschaften!“ —

„Wir wollen den Herrn Professor sprechen!“ sagte der Privatier grob. Aber Bärbele war nicht so leicht einzuschüchtern und hatte inzwischen in Rothlauf einen älteren Bekannten erkannt, nach dessen Besuchen der Herr Professor immer sehr niedergeschlagen zu sein pflegte.

„Der Herr Professor ist soeben bei seiner griechischen Mahlzeit,“ sagte sie hochfahrend, und leise setzte sie gegen Cenzi hinzu: „Der braucht nicht zu wissen, daß der Herr Professor so gern Leberknödel und Sauerkraut ißt.“

„Melde dem Herrn Professor nur, daß Herr und Frau Rothlauf ihn zu sprechen wünschen,“ meinte der Privatier leichthin.

„Das ist gegen unsere griechische Hausordnung,“ entgegnete Bärbele entschlossen. „Sie müssen eben später wiederkommen oder warten.“

„Nun gut, so werden wir warten!“ entschied Herr Rothlauf mit unheildrohendem Grollen und ging mit seiner Gemahlin wieder in den Vorplatz, der ebenso wie alle übrigen Räume unvollendet war und den Stempel unzureichender Mittel deutlich zur Schau trug.

Dem Bärbele war es aber doch nicht ganz heimlich bei der Sache und sie begab sich zu dem Professor und seiner Tochter, um ihnen den Besuch zu melden. Der Professor sprang sofort vom Tisch auf und befahl, Herrn Rothlauf in die Andronitis zu führen. So sehr Bärbele bereits auf die griechischen Benennungen eingeübt war, so setzte der Professor doch noch erklärend hinzu: „In den Hof, wo der Herr des Hauses die Männer und Geschäftsleute empfängt.“

„Aber es ist auch eine scharlachrothe Frau bei ihm,“ meinte Bärbele.

„Die Frau führst Du in den hinteren Hof, die Gynaikonitis, wo meine Tochter gleich erscheinen wird, um ihren Besuch zu empfangen.“

Es ward Bärbele um so leichter, Herrn Rothlauf in der Andronitis unterzubringen, als er bereits mit großen Schritten das trockene Regenwasserbassin umschritt, welches der Professor getreu seinen griechischen und pompejanischen Mustern im Atrium angebracht hatte und zu dem aller-

dings nichts fehlte, als die kostspielige Leitung, um es zu füllen.

Frau Marianne weigerte sich jedoch standhaft, von der Seite ihres Gatten weg nach der rückwärts gelegenen Peristyl sich zu begeben, und erst als ihr gesagt wurde, daß Fräulein Sophia sie dort erwarte, willigte sie ein, Bärbele dahin zu begleiten. Zuvor jedoch theilte sie ihrem Mann sehr bedeutsam mit, daß sie sich nie dazu herbeilassen werde, in einem so verrückten Hause auch nur eine Nacht zuzubringen, eine Behauptung, welche von Bärbele mit einem Blick verächtlichen Mitleids erwiedert, von dem Privatier aber mit würdigem Schweigen übergangen wurde.

Marianne hatte sich vorgenommen, der jungen Person, von deren Schönheit ihr Mann sogar im Schlafe sprach, bei der geringsten verdächtigen Annäherung an denselben tüchtig die Meinung zu sagen, stand aber einige Augenblicke schüchtern und sprachlos vor der lieblichen Erscheinung, welche trotz der fremdartigen Gewänder, die sie trug, doch so wenig den Spott oder die Geringschätzung herausforderte. Die Begrüßung Mariannens fiel daher linkisch genug aus, und sie mußte sich erst einige Mal sagen, daß die ganze hochmüthige Sippschaft in ihrer und ihres Mannes Gewalt sei, um den Ton zu finden, den sie für ihre Unterredung mit dem Fräulein passend hielt. Derselbe war nun allerdings derart, daß Sophia Melaina nach den ersten schüchternen Versuchen einer Erwiederung nur mehr mit Schweigen antwortete, und nur ihr abwechselndes Erröthen und Erbleichen bewies ihre Verwunderung über Fragen, wie sie noch nie an sie gestellt worden waren.

Sie seufzte erleichtert auf, als Bärbele wieder erschien und ihr mittheilte, daß der Herr Gemahl bereits das Haus verlassen habe.

In der That war die Unterredung zwischen dem Herrn des Hauses und seinem Gläubiger sehr kurz, aber so erregt gewesen, daß sich Bärbele bereits mit einigen antiken Schöpflöffeln bewaffnete, um dem Professor zu Hilfe zu kommen. Rothlauf hatte seinem Schuldner in kurzen brutalen Worten mitgetheilt, daß Herr Topasius, bei dem er sich erkundigt, wie es mit dem Testament stehe, erklärt habe, daß er im Begriff sei, dasselbe umzustoßen. Er, Rothlauf, sehe sich daher genöthigt, wenn er nicht sogleich die vollständige Befriedigung für seine Forderungen finde, die Angelegenheit seinem Advokaten zu übergeben, der dann erst noch zu untersuchen habe, ob es ein gesetzlich erlaubtes Mittel, sich Geld zu verschaffen, sei, Theile einer Erbschaft zu verkaufen, auf die man gar keinen rechtlichen Anspruch habe.

Die Bitten des Professors hatte der Privatier mit Drohungen erwiedert, als er jedoch die Anschuldigung eines an dem Schwager verübten Mordversuchs hinzufügte, übermannte in dem greisen Gelehrten der Zorn die Verzweiflung, und am ganzen Körper vor Erregung zitternd, wies er seinem Quäler mit ausgestreckter Hand die Thüre . . .

Mit drohend geballter Faust und niedrigste Rachsucht in den gemeinen Zügen erklärte Rothlauf, daß er nur mit dem Gerichtsvollzieher wiederkommen werde und verließ mit langen Schritten Haus und Garten, während das rothe Tuch seiner kaum weniger erregten Gattin kriegslustig neben ihm herflatterte.

Sophia Melaina trat an die Seite ihres Vaters.

„Die Frau, die Du mir schicktest, hat seltsame Reden geführt,“ sagte sie. „Sie muß irrsinnig sein, denn sie fragte mich nach meinen Gefühlen für ihren Gatten aus, und als ich ihr antwortete, daß ich ihn nie gesprochen und kaum kenne, erklärte sie mir, daß sie das nicht glaube, und sagte mir Dinge, die wie Drohungen klangen und die mich empören, obwohl ich sie nicht verstand. In welchen Beziehungen stehen wir denn eigentlich zu diesen Leuten, Papa!“

Der Professor wagte das gesenkte Haupt nicht zu seiner Tochter zu erheben.

„Wir sind in ihrer Gewalt,“ sagte er dumpf. „Sie können mit einem Federzuge zerstören, was ich Jahrzehnte lang geschaffen, ja woran ich mittelbar mein ganzes Leben gewendet. Sie können uns der Schmach und Verarmung preisgeben. O, ich Thor, der ich an eine Harmonie des Schönen glaubte in einer Welt, wo ein Wesen unrettbar der Raubgier des anderen verfallen ist.“

Und der Professor bedeckte das bleiche Gesicht mit den Händen.

„Sie können uns nicht mehr nehmen als unser Eigenthum,“ antwortete Sophia, trotz ihrer todtbleichen Erregung die Hand tröstend auf die Schulter des Vaters legend, „Deine Kenntnisse, Deinen Geist, die Tröstungen der Wissenschaft und die Hingebung Deines Kindes können sie Dir nicht nehmen. Wenn wir auch Alles verlieren sollten, so haben wir Kenntnisse genug, uns zu ernähren, und in der kleinsten Dachkammer will ich Dir das Leben erträglich zu machen suchen ...“

Sophia schlang ihren Arm um seinen Nacken und lehnte ihre bleiche Stirne an seine Wange. Der Professor drängte sie fast unwillig von sich.

„Und Du glaubst, daß ich mich zu einem solchen Jammerdasein hergeben würde? Nachdem ich mein bisheriges Leben dem Dienst hellenischer Schönheit gewidmet, soll ich von nun an der grinsenden Noth täglich hundertmal in's Antlitz schauen, mich von der Mansarde auf den Katheder schleppen, um aus der spöttischen Nichtachtung meiner Zuhörer zu erfahren, wie tief ich gesunken. Nein, lieber ..."

Der Professor vollendete nicht, sondern starrte trübe und wie geistesabwesend vor sich nieder. Sophia beobachtete ihn in äußerster Seelenangst, und als er nicht fortfuhr, fragte sie ängstlich:

„Sprich, Papa, was wolltest Du lieber? Vielleicht ist es möglich zu machen, nur um Gottes willen sprich!"

Der alte Mann sah sein Kind mit scheuem, wirrem Blick von der Seite an und seine Lippen murmelten halblaut, als sei er sich noch nicht klar über Recht und Unrecht dessen, was er sagte:

„Die Alten hielten es für selbstverständlich, einem unerträglich gewordenen Leben auf schmerzlose Art ein Ende zu machen. Plinius der Jüngere erzählt mehrere Beispiele ..."

Ein Schauer überrieselte Sophia's Gestalt. Es war ihr nicht aufgefallen, daß ihr Vater in dem Augenblick, da er ihr die gemeinsame verzweifelte Lage mittheilte, kein Wort, keinen Gedanken hatte für sein Kind. Sie war ihr Leben lang gewöhnt, daß ihr eigenes Wesen nur insoweit Geltung

und Berücksichtigung fand, als es den klassischen Liebhabereien und dem Hellenenkultus ihres Vaters sich einfügte. Sie war nur in dem unterrichtet worden, was ihr Vater liebte und mit Leidenschaft betrieb; sie las mit Fertigkeit die schwierigsten Sänger des alten Hellas, erklärte schwer verständliche Inschriften und wußte in dem häuslichen und öffentlichen Leben der alten Völker besser Bescheid, als in demjenigen, das sie täglich umgab. Aber sie verstand keine einzige moderne Sprache oder Wissenschaft, und ihre Kenntnisse der Welt und Natur erstreckten sich kaum weiter, als der Gesichtskreis des klassischen Alterthums. Sie kannte außer ihrer Muttersprache keine lebende und hatte nie die Tasten eines Klaviers berührt. Sie hatte nie einen anderen Wunsch gehabt, als ihrem Vater zu gehorchen und seit dem Tode ihrer Mutter die Gesellschaft von Frauen gern entbehrt, deren Ideenkreis so fernab von Allem sich bewegte, für was sie Interesse zu hegen gelernt hatte. Die hellenische Welt, in die ihr Vater sie eingeführt, war auch die ihrige geworden, und er war darin der wunderthätige Zauberer, der aus dem unerschöpflichen Füllhorn seines Geistes die Grenzen dieses Reiches mit immer neuen entzückenden Fernsichten erweiterte. Aber dennoch fühlte sie in dem Augenblick, da sie ihn verzweifeln sah, daß es des Vaters Seele war, an der die ihre hing, und daß sie reue- und sehnsuchtsvoll allen beglückenden Träumen Lebewohl sagen und sich mit verbundenen Augen in alle Gefahren und Entbehrungen einer unbekannten Welt stürzen würde um seinetwillen. Auch in demselben Augenblicke als er von dem Selbstmorde bei den Alten sprach, dachte sie kaum an sich, an ihr eigenes

schutzloses Dasein, als sie ernst und streng sich vor ihm aufrichtete und ihm sagte:

„Eine solche Handlung wäre eine Feigheit, ein Verbrechen, so lange Du eine Tochter hast."

Der Professor fuhr zusammen. Der ungewohnte Ton übte auf ihn seine Wirkung:

„Du willst sagen, ich habe nicht das Recht, eine unversorgte Tochter zurückzulassen, deren Vermögen ich ausgegeben."

„Daran dachte ich nicht, Vater," antwortete das junge Mädchen fest. „Ich nannte eine solche Handlung ein Verbrechen an Dir selbst um Deinetwillen. Kein homerischer Held tödtet sich, weil die Feinde sein Eigenthum verwüsteten, sondern er kämpft und sucht sich zu rächen!"

Sophia Melaina hatte den rechten Ton getroffen. In den düsteren Blicken des Professors schimmerte es wie neuerwachte Hoffnung.

Da hörte Sophia leichte Schritte und eine wohlbekannte Stimme, die sie fürchtete und liebte zugleich.

„Mein Alkibiades!" rief der Professor überwallend und sank dem eintretenden Grafen Moritz um den Hals. Heckenthau fügte sich mit Anstand in den ungewöhnlich warmen Empfang und wandte sich nach Sophia Melaina zurück, um ihr die Hand zu reichen. Sie war verschwunden.

„Warum flieht Melaina? Habe ich sie beleidigt?" fragte der Graf mit jenem kindlichen Ausdruck, der seinem trotzigen Gesicht manchmal so gut stand.

„Nicht vor Dir, mein Sohn, sie flieht vor unserer Schande!" sagte der Professor und Thränen flossen über sein abgewandtes Gesicht.

„Ich verstehe Sie nicht . . .!“

„Du sollst Alles wissen, mein Sohn; und wenn es zum Aeußersten kommt, so sollst Du die Fackel halten, wenn Charons Nachen mit mir vom Ufer abstößt.“

Arm in Arm stiegen die beiden im Alter so verschiedenen Freunde die Treppe zum Studirzimmer des Professors empor.

Nicht weit von der Wohnung des Professors war dem Privatier und seiner Gattin der junge Graf Heckenthau begegnet. Rothlauf zweifelte nicht, daß derselbe sich auf dem Wege zu Sophia befand und Rothlauf's Pläne möglicherweise durchkreuzen konnte. Dies mußte vereitelt werden, und eine halbe Stunde später ließ sich der Privatier, diesmal ohne Marianne, bei der Gräfin melden.

Trotzdem ihn diese erst später erwartet hatte, empfing sie den zweideutigen Helfer in der Noth doch mit großer Spannung, denn die Anwesenheit Raouls fing an sie zu belästigen und war vor ihren Söhnen nicht wohl länger zu verbergen. Was mußte auch die Dienerschaft über den Knaben denken, welcher in ärmlichster Kleidung erschienen war, dann plötzlich wie ein Kind anständiger Leute mit seiner Mutter wiederkam und weinend bei der Gräfin blieb, während seine Mutter nicht zurückkehrte. Dieser Zustand war der Gräfin unerträglich und mußte ein Ende nehmen.

„Nun, wissen Sie eine Unterkunft?“ fragte sie den Privatier an derselben Stelle, wo sie ihm einst die Thüre gewiesen hatte, mit einem Eifer, der über jede Selbstbeherrschung siegte.

„Die Welt ist schlecht heutzutage, sehr schlecht,“ begann

Rothlauf achselzuckend. „Ich wüßte wirklich Niemanden, den ich mit gutem Gewissen empfehlen könnte . . .“

Er hielt inne, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Die Gräfin vermochte in der That nicht die bittere Enttäuschung zu verbergen, welche sie empfand, und sie bereute bereits zur Hälfte den gewagten Schritt, den sie unternommen hatte. Rothlauf hatte sie genau beobachtet und fuhr fort:

„Ich wüßte Niemanden, den ich empfehlen könnte — schwierige Lage! Die Ehrlichen können nicht schweigen und diejenigen, welche den Mund halten, glauben, daß sie Reichthümer sammeln müssen bei einer solchen Gelegenheit . . .“

„Ich wäre zu jedem Opfer bereit, wenn sich ein Ausweg fände,“ stammelte die Gräfin.

Rothlauf machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, dann seufzte er tief auf, als habe er einen schweren Entschluß gefaßt:

„Wir sind alte Leute, die ihre Ruhe und Bequemlichkeit lieben, aber ich wüßte keinen anderen Weg, als daß wir den Knaben selbst zu uns nehmen. Meine Frau wird natürlich hundert Einwendungen haben; aber der gnädigen Frau Gräfin zu Gefallen wird sie sich fügen. Sie muß!“ fügte Rothlauf entschlossen hinzu. „In meinem Hause dulde ich keinen Widerspruch.“

Weit entfernt, sich in lauten Dankesergießungen zu ergehen, wurde die Gräfin sehr ruhig und beobachtend. Sie durchschaute den Mann; aber sie sagte sich, daß ihre Menschenkenntniß ihr in diesem Falle nicht viel nütze. Sie mußte sich dann eben mit Bewußtsein übervortheilen lassen.

Gewiß war nur, daß Raoul aus dem Hause mußte — schon wegen Moritz. Sie wollte nicht von ihrem Sohne übersehen werden, nicht das Lächeln des jungen Menschen über ihre romantische Handlung sehen. Wenn Raoul aus dem Hause war, dann konnte man weiter sehen. Aber die Gräfin hielt es auch für unnöthig, ihrem Helfer in der Noth eine größere Dankbarkeit zu bezeugen als sie fühlte. Sie hielt es im Gegentheil für besser, ihn fühlen zu lassen, daß sie ihn durchschaute, und fragte daher kühl nach den Bedingungen, unter welchen er die Sorge für den Knaben für die nächste Zeit übernehmen würde.

Herr Rothlauf schien etwas verletzt und spielte den Großmüthigen. Der geschäftliche Theil sei ja völlig Nebensache, es handle sich vor Allem darum, die Frau Gräfin aus einer Verlegenheit zu befreien und so weiter. Aber die Gräfin bestand auf genauen Abmachungen; sie verzog keine Miene bei den unverschämten Forderungen Rothlauf's und bewilligte sie ohne Weiteres.

„Wollen Sie den Knaben sogleich mit sich nehmen?“

„Marianne wird überrascht sein, aber wenn es die Frau Gräfin wünscht, soll es geschehen.“

„Ich wünsche es deshalb,“ sagte die Gräfin, „weil meine Söhne meine Fürsorge für Raoul nicht billigen würden und daher nichts davon zu wissen brauchen. Ich möchte, daß Moritz, wenn er nach Hause kommt, seinen — kleinen Vetter nicht mehr antrifft.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Kind des Hasses.

Novelle

von

E. v. Dincklage.

(Nachdruck verboten.)

1. Ein Mörder.

Die schweren friesischen Gäule vor dem grün angestrichenen Leiterwagen scharrten ungeduldig im Sande. Frau Katrin saß schon oben, ihre behäbige Gestalt füllte nahezu den ganzen Sitz, die Strahlen der Frühsonne, welche unter den Aesten der blühenden Linde durchschlüpften, funkelten in dem breiten Goldschmucke auf ihrem Busentuche, dem emsländischen Bengelwerk, das an einer sieben Mal um den kräftigen Hals geschlungenen Goldkette hing. Katrin war eine angesehene und vermögliche Bäuerin, der Nachbar Brinkhof konnte es sich zur Ehre rechnen, daß sie ihn auf seiner Marktfahrt begleitete.

Bauer Brinkhof selbst gelangte sehr beschwerlich auf das Fuhrwerk, sein Knecht mußte ihn unter dem Arm fassen und dann blieb er noch eine Zeit lang auf der Deichsel stehen, denn sein Erstgeborener, ein gelber, zäher kleiner Bursch von sieben Jahren hielt ihn am Rockschoß fest und zählte mit gellender Stimme auf, was ihm der Vater vom Markte mitbringen solle. „Und," schloß er, „wenn Ihr

mir nicht Alles mitbringt, wie ich's verlange, so erzähle ich Euch hernach nicht, was ich im Hause sehe und höre und was Mutter treibt!"

„Laß mich nur los, mein Zuckerkind," schmunzelte der Vater und setzte sich dann greisenhaft umständlich nieder, „Du bist mein Anerbe und sollst Deinen Willen haben, gewiß, mein Goldsohn!"

„Hört Ihr's, Mutter," rief der Junge frech, „ich bin der Anerbe und soll meinen Willen haben. Schliep ut, schliep ut!" er machte die Geberde des Rübchenschabens. „Niemand hat mir was zu sagen, und wer mich anrührt, den kratze und beiße ich!"

Die Frau, welche die funkelnden Augen des Kindes bei dieser Drohung suchten, stand neben dem Stamm der Linde. Die Arme über die Brust gekreuzt verrieth sie weder in Haltung noch Miene irgend welche Erregung. Nicht Zorn, nicht Ergebung bewegten das schöne brünette Gesicht, um das die feuerrothen Bänder der Bauernhaube spielten, und ihre hohe üppige Gestalt beugte sich nicht um eine Linie tiefer, nur ein kurzer Seitenblick, ein Zucken der Verachtung, des Abscheus streiften Vater und Sohn.

„Schämt Euch, Nachbar," rief Katrin ungeduldig, „der Narr solchen Flegels von einem Jungen zu sein! Seht meinen Rolf an, wie artig er ist. Nimm Dir an unserem Rolf ein Beispiel, Leffert, und nun voran!"

Der Knecht schnalzte mit der Zunge und die Braunen trabten durch den Schlagbaum vom Hofe herunter.

Der also ermahnte Anerbe begnügte sich, gegen seinen gleichalterigen, blond gemüthlichen Alters- und Standes-

genossen die Zunge zu zeigen, so weit es eben gehen wollte und dann folgte er seiner Mutter in's Haus, um ihr Thun und Lassen zu beobachten. Marianne Brinkhof schritt durch die lange Viehdiele hinab der Küche zu. Sie hatte ersichtlich nicht den leisesten Gedanken für die stattliche Reihe der schwarz- und weißgefleckten Kühe und Rinder, welche ihr Morgenfutter verzehrten, sie wandte das Haupt nicht gegen die Eimer, in welche zwei Mägde die schäumende Milch ausgossen. Auch durch die Küche ging sie ohne irgend etwas zu beachten, selbst das leise Wimmern eines bleichen Kindes, das in seiner Wiege neben dem Torffeuer, welches auf dem niedrigen Herde brannte, lag, berührte das Ohr der Mutter nicht, sie ging weiter in die Schlafkammer und öffnete daselbst eine große Holzkiste. Leffert hatte sich hinterdrein geschlichen, als er sich behutsam vorbeugte, um zu sehen, was die Bäuerin suche, deckte diese mit einem geschickten Wurf ihre grobe Wollschürze über des Knaben Kopf und drückte ihn fest an sich, bis sie ein kleines Leinensäckchen in ihre Tasche geschoben hatte.

„Wartet nur," schrie der Bube, „ich sag's dem Vater!"

Die Mutter lächelte höhnisch, ihre braunen Augen waren wie verschleiert vor lang verbissener Empörung.

„Warum schlägst und kratzest und beißest Du mich nicht?" fragte sie spottend mit tiefer, trotziger Stimme.

„Nein," schüttelte Leffert den schwarzen Kopf, „Ihr seid stärker als ich, aber ich wachse — und dann —" er ballte seine kleinen Fäuste gegen sie.

Marianne lachte. „Wenn Du einen Sack Korn zur Mühle tragen kannst, sprechen wir uns wieder!" sagte sie,

zog die Holzschuhe aus und Schuhe an und verließ das Haus durch eine Seitenthür. Sie ging an dem Kornesch entlang, quer durch die Wiesen dem blaugrünen Tannenkamp zu, der die Niederung gegen die Haide hin abschloß. Leffert, der ihr mit Rolf in einiger Entfernung folgte, war schon der Meinung, die Mutter bemerke seine Nähe gar nicht, als diese auf der Holzbrücke, die gar hoch über einen jetzt wasserarmen morastigen Graben aufgezimmert war, stehen blieb und in das ewige Gezänk der Buben hinein rief: „Rolf hat ganz Recht, die Röthekuhle gehört so gut zu seinem Hofe, als zu unserem, wir bringen beide das Flachs hinein, wenn's gezogen ist!"

„Siehst Du!" sagte Rolf. Auf das hin begann Leffert auf seinen Begleiter einzuhauen. Die Frau stand noch immer auf der Brücke, welche für die Winterfluth berechnet war und rief: „Wehr Dich, Rudolph, tüchtig d'rauf, Du bist ja stärker und reicher als er!"

Als die Kämpfer sich weidlich im Sande des Fahrwegs umherbalgten, setzte Marianne ihren Weg hoch aufathmend fort.

Je weiter sie ging, desto mehr verlor sich der medusenhafte Ausdruck ihres so überaus schön gebildeten Antlitzes, der starre, friedlose Bann, der auf den schönen Linien desselben wie eine Maske gelegen hatte, löste sich und es zog wie ein warmer Hauch über die trotzigen Lippen und die marmorne, edel gewölbte Stirn. Ein kleiner Hügel, eine Sanddüne, war erreicht. Da lag die öde weite Haide — aber Marianne mußte sie mit absonderlichen Augen erblicken, ein wehmüthig mädchenhaftes Lächeln öffnete den

rosigen Mund, sie breitete die Arme aus und flüsterte: „Dort! Dort!"

Was war dort? Einige braunschwarze Torfhaufen, eine Haidschnuckenheerde, die gleich weißen und schwarzen Ameisen durch einander wimmelte und mit den Glocken bimmelte und daneben der Schäfer im weißen Schäfermantel, der Haike. Etwas Dunkles kroch langsam dahin — ein Wagen — am äußersten Horizonte einiges Buschwerk, darüber eine kaum sichtbare Thurmspitze und tiefer noch ein rothes Fleckchen — das breite, niedere Ziegeldach eines Hauses. Mehr nichts. Marianne drückte die Hände auf's Herz und ließ sie dann wieder herab sinken. Langsam, tausendmal umblickend, stieg sie hinab und drang, ohne einen Weg zu verfolgen, in die Tannen. Zum Theil waren dieselben abgeholzt, die kleine Zweighütte der Köhler und der schwarze Halbkreis des Meilers standen noch da. Marianne legte die Hände an die Lippen und ahmte den dreifachen Wachtelschlag, den das Volk mit „Lobet Gott!" im gleichen Tonfall übersetzt, nach. Aus dem thürlosen Eingang der Hütte schaute vorsichtig ein graubärtiger Kopf, dem alsbald eine lange und ehemals gewiß sehr kräftige Gestalt folgte, doch die Jahre lagen auf den breiten Schultern, und die Füße, die es dereinst verstanden hatten, trotz des Sturmes in dem schwankenden Takelwerk eines Seeschiffes empor zu steigen, wurzelten jetzt schwerfällig auf dem Festlande. Der Mann war ein alter Matrose.

„So bist Du doch da, Tobbis!" begrüßte ihn die junge Frau.

„Natürlich, so lange die alten Beine mich noch tragen."

„Ich hoffe, Ihr habt keine Noth gelitten?“

„Nein, Möwe, gestern kam auch mein Sohn Dirk, der Steuermann, er hat ein Herz zu mir altem Seehunde, er wollte mich bereden, mit ihm zu gehen und bei seiner Frau und seinen Kindern in Leer zu wohnen, er selbst geht morgen wieder in See!“

„Ihr bleibt?“ fragte die Bäuerin unruhig.

„Natürlich, Möwe, so lange Du mich brauchen kannst, bleibe ich in meinem einsamen Neste!“

Der Alte blickte sie an wie ein treuer alter Bullenbeißer. Aber sie nickte nur zerstreut mit dem Kopfe. Keine Silbe, kein Blick verrieth, daß ihr Herz schon mit Galle getränkt war, ehe denn der Morgenthau auf den Marienblumen trocknen konnte! Es entstand eine Pause des Schweigens.

„Denkt Dir's noch, Möwe,“ sagte der Alte und pinkte mühselig mit dem Stahl auf einen Feuerstein, um ein Stückchen Zunder in Brand zu setzen, „denkt Dir's noch, als wir zwei Beide auf der See waren und ich Dich die Schiffstreppe hinab und hinauf trug, weil Du eine kleine Krabbe warst, und Deine Mutter trug ich auch, weil sie todkrank lag — na, als sie über Bord war, die arme Seele, und hinab in die Tiefe, da war's, als ob sie Deinen Vater nachzöge, er hustete und hustete, bis er endlich sagte: Da, Tobbis, da ist das Kind! und todt war, wie eine erschlagene Robbe. Weiß Dieser und Jener, wenn ich an die Zwei denke, werden mir die Augen naß, so alt ich bin!“ Er strich mit dem sehnigen und behaarten Rücken seiner Riesenfaust über die Augen. Marianne antwortete nicht,

sie mochte die Geschichte schon viel hundertmal gehört haben; der Alte pinkte und hämmerte wieder auf seinen Feuerstein. Als eben der Zunder Feuer gefangen hatte und einen kräftigen Geruch in Form eines feinen, bläulichen Rauchstreifens aushauchte, wandte die Frau den Kopf, ein tiefes Roth zog über ihr Gesicht und sie fragte entschlossen:

„Waret Ihr dort, Tobbis?"

„Natürlich, Möwe — wußte ich doch, es sei Markt und Dein Bauer fahre hinüber, wie das sein Brauch ist."

„Nun?" forschte die Andere fast unwillig.

Tobbis rauchte seinen kurzen Pfeifenstummel an und sagte zwischen den tiefen Zügen: „Ja, weißt Du, Möwe, die Beiden verstehen nichts von der Wirthschaft, rein gar nichts, und die Frau weint, wenn sie kochen soll und Gott in der Welt nicht weiß, wo Fleisch, wo Erdäpfel, wo dies und das nehmen. Ich bringe den Leuten Haidbürsteln und Besen und wärme mir die Füße am Feuer; so habe ich ihr denn gesagt, wie wir's auf dem Schiffe halten, wo auch nichts zuwächst, und sie hat mir's recht gedankt. Sie ist eben nicht zur Arbeit erzogen und hat nur gelernt, reich zu sein, so erbärmlich kleine Hände als sie hat — wie soll sie denn damit kochen und waschen und scheuern?"

„Sie entfloh ihren Eltern, um seine Frau zu werden, obwohl sie wußte, er sei ein armer Landmesser, ein Mann, der seine Zukunft verlor!" stieß Marianne leidenschaftlich hervor.

„Er dankt ihr's — er trägt sie auf Händen!" sagte bedächtig der Matrose. „Aber trotzdem sitzt sie allein, ver-

lassen im Haidedorfe, Niemand versteht sie und Keinen kann sie verstehen, es sind alles plattdeutsche Bauern, die nichts Anderes kennen als ihren Acker! Der Geometer ist den ganzen Tag draußen!"

„Doch Abends kommt er zurück, Abends kann sie seine Hände fassen, in seine Augen sehen, ihm ihr Kind in die Arme legen — Gott, o Gott, was will sie mehr? Wen braucht sie noch? Was fragt sie, ob es Winter oder Sommer ist, sie hat ihn ja! sie hat ihn ja!" Die Bäuerin sprach heiser und athemlos, ihre Hände griffen fieberhaft in die dunkeln Haare und in die feuerrothen Haubenbänder. „Tobbis — nur eine Minute ihn sehen und ich würde wieder ein ganzes Jahr getrost in meinem Haß, unter meinem Joche dahin leben. Meine Seele verdorrt in mir, ich bin schlimmer als ein wildes Thier, denn ich verabscheue meine eigenen Kinder, mein Fleisch und Blut — sind sie doch auch Brinkhof's Kinder, hat der graue Betrüger doch Vaterrechte an ihnen!" Sie vergrub ihr Gesicht in die Hände. Wieder ward es still. Der alte Mann nickte nur mit dem Kopfe und blies dazwischen große Dampfwolken hinaus.

„Der Kapitän war so wie Du geartet, Möwe!" sagte er endlich. „Er fraß auch allen Verdruß so in sich hinein, als gäbe es nichts Angenehmeres!"

„Mein Vater war besser daran," grollte Marianne, „er bekam den Husten."

„Freilich."

„Glaubt Ihr, er denkt noch an mich?" forschte Marianne angstvoll; „acht Jahre ist eine lange Zeit!"

„Der unter dem rothen Dache? Nun, wer weiß — sein kleines Töchterchen hat so viele blonde Locken und so blaue Augen, er mag des Kindes denken, wenn er in der Haide vermißt und die Kette ziehen läßt, da wo sie den Eisenbahndamm aufwerfen wollen. Einmal fragte er nach Dir, dann nicht wieder!"

„Seinetwegen, seinetwegen in der Verdammniß," schrie das junge Weib „und vergessen —!"

„Was hülfe Dir's, wenn er litte, Möwe?"

„Helfen —? Mir ist nicht zu helfen! Aber mein halbes Leben gäbe ich darum —!" Sie stand auf von dem Baumstumpf, auf welchem sie gesessen hatte, strich das Moos von den Röcken und langte ihr Leinenbeutelchen aus der Tasche. „Ich gehe jetzt, Tobbis, da habt Ihr Geld, braucht Ihr mehr?"

„Nein, Möwe, mein Sohn kam nicht mit leerer Hand."

„Es ist nicht nöthig, daß er Euch beisteht, ich bin ja da, und er hat's nicht übrig."

„Doch, Möwe, es ist nöthig, denn wo keine Fürsorge, da keine Liebe! Es wird ihn guten Muthes machen, wenn er morgen oder übermorgen das Ankeraufwinden sieht und aus dem Dollart ausläuft, zu denken, daß er für seinen alten einsamen Vater ein rechtschaffener Sohn ist!"

„Ihr seid Alle — Alle glücklich!" rief Marianne bitter und ließ zwei Goldstücke in die Hand des Alten gleiten, um sich dann kurz abzuwenden und gesenkten Hauptes heim zu gehen.

Als die Bäuerin wiederum die hohe über den verschlammten Graben klafternde Holzbrücke erreicht hatte, er=

wachte sie aus ihren nagenden Gedanken, um nach den Kindern umher zu schauen, und da, hineingedrängt in die großen grünen Blätter eines Erlenbusches, stand ihr Erstgeborner, sein Gesicht war bleich und wie verzerrt, trotzdem aber von einem hochmüthigen Triumph unheimlich belebt.

Die junge Frau legte die Rechte auf das Brückengeländer und starrte auf den zähen, schlanken, kleinen Dämon, dem sie das Leben gegeben, wie auf etwas Fremdes, Niegesehenes. Der Bursch grinste durch seine weißen Zähnchen.

„Ihr habt Euch doch versehen (geirrt), Mutter, ich bin stärker als das Muttersöhnchen Rolf!“

„Wo ist Rolf?“ fragte die Frau mühsam.

„In der Röthekuhle, wir rangen, wer den Anderen in's Wasser stoßen könnte, dem Stärksten sollte der ganze Teich gehören, und so packte ich ihn und warf ihn hinunter; erst trank er tüchtig Wasser und dann lag er ganz still!“

Marianne stieß einen furchtbaren Schrei aus, gellend, wie mit zwei wahnsinnigen Stimmen aus einer einzigen Brust, von der höchsten Tonlage zur tiefsten hinab dröhnend, dann schwang sie sich über den breiten Graben mitten in's Buschwerk, an welchem ihr Seidenmützchen mit den rothen Bändern hängen blieb, sie flog mehr als sie lief über die Wiese, wie ein Pfeil durchbrach sie den Weidenkranz, der den Teich umsäumte, und dort — zwischen den weiß und goldgelb blühenden Nymphäen lag ein bleiches blondes Köpfchen, unbeweglich wie im tiefen Schlummer. Marianne ging in's Wasser — über die Knöchel, über die Kniee, sie würde immer weiter gegangen sein, aber die Röthekuhle war seicht und sie konnte jetzt das Wämmschen des

Knaben erfassen. Sie drückte den kleinen Körper an die Brust, trug ihn an's Ufer, entkleidete die weißen runden Glieder, um sie mit ihrem Halstuche, ihrer Schürze, ihren Röcken zu reiben, sie legte das Ohr auf das junge, jäh erstarrte Herz, sie drückte ihre hauchenden Lippen auf das Knospenmündchen des Verunglückten und ihr eigenes Gesicht schien blasser und kälter als dasjenige des Kindes — aber Alles war umsonst.

„Todt!“ flüsterte Marianne endlich und legte die Leiche in das blaugrüne harte Sumpfgras, auf welchem sie kniete.

Leffert war seiner Mutter gefolgt, er beobachtete mit erschreckter Neugier ihr Beginnen, er verstand nichts von dem lächelnden Tode Rolfs und von dem grimmen Todesweh im Herzen der Bäuerin.

„Ich kann thun, was ich will!“ sagte er jetzt trotzig. „Vater wird eine Freude haben, wenn er hört, wie stark ich bin, und daß die Röthekuhle jetzt dem Brinkhofe alleinig gehört.“

Marianne sah ihren Sohn an, ohne zu reden, aber der Blick schien dem kleinen Unhold nicht zu gefallen, denn er schrie trotzig: „Ihr dürft mir nichts thun, Mutter, ich bin der Brinkhof-Anerbe und Ihr waret zuvor nur ein armes Mädchen, die Tochter eines Schiffskapitäns ohne Land und Sand so viel als meine Hand groß, was Ihr seid, das seid Ihr durch meinen Vater!“

„Ja — ja!“ entgegnete Marianne, und jedes Wort wog schwer wie ein Mühlstein. Sie prüfte den Stand der Sonne, die glänzend empor gestiegen war bis nahe zur

Mittagshöhe, und dann begann sie eine neue Thätigkeit, welche Leffert seinen ursprünglichen Plan, die Flucht zu ergreifen, vergessen ließ. Sie kleidete das todte Kind wieder an und begann ihren eigenen Anzug zu ordnen, ein Schuh war im Teiche stecken geblieben, sie zog nun auch den anderen aus und ging barfuß. Die festen Wollkleider waren während der Belebungsversuche nahezu getrocknet, sie legte ein Stück nach dem anderen an, zuletzt nagte sie mit den festen glänzenden Zähnen ein Ende ihres langen Schürzenbandes ab, und ehe sich's der Bube versah, schnürte sie vermittelst desselben Lefferts Hände auf dem Rücken zusammen. Der Knabe fluchte, drohte und schrie — aber auch diese Rufe verstummten, denn sie band ihm mit ihrem Taschentuch den Mund zu. Leffert war trotzdem keineswegs gewillt, seine Gegenwehr aufzugeben, er merkte auch bald, die Reise gehe nicht nach Haus, als seine Mutter auf dem Fahrwege eine entgegengesetzte Richtung, der Haide zu, einschlug, ihn immer am Kragen haltend. Jetzt warf er sich also in den Sand und weder Schläge noch Stöße brachten ihn auf die Füße. Er kannte seine Mutter, die in ihrer theilnahmlosen Art gewöhnlich große Anstrengungen vermied, indessen schlecht; sie band ihm jetzt mit dem zweiten Schürzenbande die strampelnden Füße, lud ihn auf den Rücken und schritt vorwärts. Bei der Brücke legte sie ihn nieder, wortlos, wie sie es während des ganzen Kampfes gewesen, und holte sich ihre rothe Bänderhaube, dann ging's wieder vorwärts. Leffert, der einen so großen Werth auf Körperkraft legte, daß er meinte, die Stärke regiere allein die Welt, berechnete ganz wohl, seine Mutter vermöge nicht

ihn quer über die weite Haide und Moorebene zu tragen, der sie stetig mit ihrer Bürde zuschritt. Nach einer halben Stunde keuchten in der That ihre Lungen und der Schweiß fiel in Tropfen von den Spitzen ihrer kurz verschnittenen Haare, aber sie rastete nicht — noch eine Viertelstunde. Leffert bemerkte, daß der Schritt seiner Mutter schwankte und sie mitunter zusammenzuckte, aber sie ruhte nicht; einmal trat sie mit den nackten Füßen in eine Wasserlache, dieselbe färbte sich roth, sie mußte sich verwundet haben im Dorngestrüpp oder dem harten Haidekraut. Die nächsten Häuser erschienen inzwischen nur um ein Geringes größer, als zu Beginn der Wanderung, und Leffert triumphirte, wie ein junger Spartaner seine unbequeme Lage und die Sonnengluth ertragend: „Sie kommt nicht hin!"

Da trat ein neues Ereigniß ein.

„Tobbis!" rief Marianne, als ob sie Geister in der Einöde beschwören könne. Neben einem Torfhaufen stieg eine hohe breite Gestalt empor und eine rauhe Stimme staunte: „Bei allen Heiligen, Möwe, was führt Dich her?"

„Fluch — Schande — Mord!" entgegnete sie und legte den Jungen vor seine Füße, indem sie selbst tief erschöpft zu Boden sank.

Tobbis ließ sie und den Knaben aus seiner Schnapsflasche trinken. Der Genever und die überstandenen Aufregungen machten Leffert, nachdem er weidlich geschimpft, so müde, daß er endlich einschlief, er sah noch im halben Traume, daß seine Mutter dem Matrosen den Inhalt eines Leinenbeutelchens, das sie aus der Tasche zog, eine gute Anzahl Goldstücke in die Hand schüttete, er hörte die zwei

wie aus weiter Ferne reden und dann schlossen sich seine Augen.

2. Des Tages Abend.

Neben dem Hause, dessen rothes Dach so weit über die Haide leuchtete, standen zwei Bäume, eine Eiche und eine Tanne. Es war nicht mehr zu ermitteln, ob die beiden so verschiedenen Baumarten durch Absicht oder Zufall einander so nahe gestellt wurden, aber sie waren, Stamm an Stamm, groß und stark geworden, ihre Kronen grünten durch einander, denn sie hielten sich mit den Wipfelzweigen umarmt, ihre Wurzeln waren vielfach verschlungen, und dieselbe Scholle fristete ihr Doppelleben. Unter diesen Bäumen stand an jenem Tage ein Binsenstuhl und davor ein Tisch von Tannenholz, auf welchen sich das Reißbrett mit einer Karte stützte, in welche letztere ein blonder, noch junger Mann sorgsam einige Linien eintrug; jedoch, entweder waren seine Berechnungen sehr schwierig, oder er selbst sehr zerstreut, denn er fuhr oft durch seine glänzenden gelockten Haare und über die Stirne, welche schön gebildet und scharf abstechend gegen das übrigens gebräunte Gesicht ungemein weiß hervortrat, legte sich eine tiefe, unmuthige Falte. Ein helles jubelndes Kindergelächter unterbrach die schwüle Sommernachmittagsstille und neben dem Reißbrette erhob sich ein rosiger Kinderkopf, über dessen zahllose weißblonde Löckchen der große Strohhut des Zeichnenden gedeckt war, tief hinab bis an die großen blauen Schelmenaugen. Der sorgenvolle Vater lächelte. „Leise, leise, mein Schatzgretchen,“ mahnte er, „vergiß nicht immer, daß die Mama krank ist und jetzt schlafen möchte!“

Das Kind nahm den Hut ab und wurde nun auch ernst, Beider Blicke suchten ein halb geöffnetes Fenster des Bauernhauses und dann schlich klein Gretchen auf den Fußspitzen zu ihren Spielsachen zurück, neben denen ihr treuer Gefährte Bruno, ein alter fauler Hühnerhund lagerte, dann und wann nach einer Fliege schnappend.

Bruno war, trotzdem er sich eines stattlichen Umfangs erfreute, eine herabgekommene Größe; für das edle Waidwerk geboren, war er von dem bäuerischen Hausbesitzer zum steifgliederigen Tagelöhner herabgewürdigt, man sperrte ihn alle Morgen in ein großes Tretrad, das eine Buttermühle trieb. Buttermilch gab's, auch Brod, und mitunter ein Stück Speck — aber mit den noblen Passionen war's zu Ende, er träumte nicht einmal mehr vom Sporte, wenn er gearbeitet hatte, fraß und schlief er nur, oder lungerte um Gretchen, das Töchterchen des Geometers, der im Hause zur Miethe wohnte, herum. Sie war gewissermaßen Bruno's Adoptivkind, wenn sie den lieben langen Tag so allein umherspielte, der Hund knurrte, sobald ein irgend fremder Mensch oder ein anderes Thier dem fröhlichen Geschöpfchen zu nahe kam. Gretchen pflegte von sich und Bruno per „wir" zu reden, und dachte sich gar nicht mehr ohne ihn. Sie faßte jetzt seinen Ohrzipfel und flüsterte: „Du, wir müssen sehr leise sein, Mama will schlafen!"

Aber wie es denn zumeist mit den guten Vorsätzen geht, vergaßen Gretchen und Bruno den ihrigen schon in den nächsten Minuten, der Hund bellte entrüstet und tiefstimmig und das Kind schrie erschreckt auf. Sie erblickten gleichzeitig, zwischen die beiden Stämme der Liebesbäume gedrückt,

eine fremde Frauengestalt, welche wohl auch einen Erfahreneren, als sie es waren, überrascht haben würde — das bleiche schöne Frauengesicht, von wirrem, dunklem Haar und rothen Bändern umflattert, neigte sich mit unheimlich brennendem Blicke über die Stuhllehne des Dortsitzenden, und dieser schaute erst empor, als er den Schrei und das Bellen hörte und ein sengender Athem seiner erhobenen Stirn begegnete. Nun erbleichte auch er, dunkle Schatten legten sich unter seine an die Erscheinung festgebannten Augen und er fragte unsicher: „Marianne — was hat Dich betroffen?“

„Mich Robert — Alles — Alles — Gott sei Dank, auch Du bist freudlos und elend — sieh, wenn ich Dich glücklich gefunden hätte, ich wäre wahnwitzig geworden!“

„Weib, Weib!“ rief er, sie entsetzt mit den Händen abwehrend, „versündige Dich nicht so schwer an mir und den Meinigen, daß Du Gott für unsere Leiden dankst, was habe ich, was haben sie Dir zu Leide gethan?“

„Und was that ich, daß ich mich von Haß und Galle nähren muß all meine jungen Lebenstage? Was verbrach ich, daß sich die Natur in mir verkehrt und ich meine eig'nen Kinder nicht lieben kann, Deinetwegen, Robert? Die Füchsin und die Schlange im Felde, die vor mir entfliehen, sollten stehen bleiben und mich anheulen und anzischen, denn sie sind Mütter — ich nicht, ich nicht — ich bin im Herzen geblieben, was ich damals war, als ich Dir das Opfer brachte: Deine Braut! Nichts anderes, keinen anderen Liebesgedanken habe ich gespürt, aber als ich begriff, der Bauer, mein Mann, habe mich betrogen, da haßte

ich ihn, sein Haus, seine Kinder, Alles — Alles!" Sie schlug mit einem wilden Aechzen die Hände vor's Gesicht.

„Betrogen — Marianne — wie betrog er Dich?" fragte angstvoll der Mann.

Sie beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ein paar Worte.

„Pfui!" sprach er durch die zusammen gebissenen Zähne und ließ die Faust dröhnend auf den Tisch fallen.

Marianne lachte hart und unheimlich: „Die Leute sagen immer, es wäre ein Trost im Unglück, sich rechtschaffen zu wissen — sie lügen! Jemand hat sich das ausgedacht, der irgend welchen Flecken nicht von sich abwaschen konnte, ich, Robert, ich beweine es tief, daß ich brav war, das Elend kommt gleichwohl über mich und zum Troste hatte ich nicht eine Minute des Glückes!"

„O Marianne, Marianne, aus Dir redet die Verzweiflung, ich beschwöre Dich, verliere Dich nicht selbst! O, hättest Du mich nie erblickt!" schluchzte Robert überwältigt.

„Das kann ich nicht ausdenken — ich wurde geboren, ich sah Dich — ich habe Dich verloren — sieh, das ist mein Leben!"

„Ewig Geliebte!" murmelte er, ihre Hand ergreifend.

„Mir ist wohler," sprach Marianne, sich aufrichtend, „das Fieber geht vorüber, ich will gehen. Es kann ja nicht über die Spanne Zeit hinaus dauern mit uns und dann sind sie überwunden, die Erde und der Haß — aber die Liebe bleibt!" Sie that ein paar Schritte, da wandte sie sich wieder und bat: „Zeig mir Dein Kind!"

Er stand auf, nahm Gretchen in die Arme und brachte

sie ihr. „Dein Kind — Dein Kind!“ flüsterte wie trunken Marianne, indem sie Gretchens kleine Hände küßte. „Ich habe seit Jahren nicht mehr gebetet — um was soll ich denn bitten? Aber vor ihr könnte ich niederknien und beten und — weinen!“ ihre Augen wurden feucht.

„Hast Du uns lieb, fremde Frau?“ fragte Gretchen lächelnd und unschuldig.

„O, mein Gott! mein Gott!“ — stöhnte Marianne, sie nahm ihre Schürze auf und verhüllte sich das Gesicht, indem sie das Kind liebkosend an ihre Brust drückte.

„Weine nicht!“ bat Gretchen tröstend und von Mariannens Aufregung beängstigt, „wenn der Storch mein Brüderchen gebracht hat, so kommen wir mit Papa, Mama und dem Kinde zu Dir zum Besuch, wir sind schon einmal ausgefahren, Sonntag, nicht wahr, Bruno?“

Marianne riß die Schürze von ihrer glühend rothen Stirn, griff eine Hand voll Erde auf und deckte dieselbe über ihren Scheitel: „Du — Du hast so viel Liebe! Narr, wenn Du klagst!“ grollte sie.

„Ja — ja,“ entgegnete Robert bitter, „das Leid des Einsamen ist einfaches Leid, aber der, welcher geliebt wird, um alle, welche ihn lieben, in's Verderben zu stürzen, der trägt ein zwiefach gedoppeltes Wehe. O ihr Weiber, ihr Weiber! Während Du Dir stumm die Lippen blutig beißest, zerfließt die Aermste da drinnen in Thränen, Tag für Tag, und mein Hoffen und Wollen ist in diesen nie versiegenden Thränen ertränkt, unter diesen nutzlosen Klagen erstickt — wähle zwischen Deinem Haß und solcher Liebe —!“

„Du weißt noch das Aergste nicht — ich habe mein

eigenes Kind —" wollte Marianne beichten, aber der plattdeutsche Ruf einer grellen Weiberstimme unterbrach sie: „Herr, Herr — kommt doch, die Frau stirbt, heilige Mutter Gottes steh uns bei!"

Robert setzte das Kind zur Erde, jener Gleichmuth, der verzweiflungsvolle Stimmungen nicht selten begleitet, jenes jähe Sinken der Gefühlsgrade bis auf den Gefrierpunkt stumpfer Ergebung kam über ihn. „Arme Karoline," murmelte er, sich heftig vor die Stirn schlagend, „sie hat Alles gehört — und sie trug schon zu viel, weitaus zu viel ohne dieses!" Noch einige Sekunden blickte ihm Marianne nach, dann wandte sie sich, um hinter dem Holzzaun des Gehöftes zu verschwinden. —

Auf dem Brinkhofe war des Verwunderns kein Ende, weil die Frau und der Anerbe zum Mittagessen nicht heimkehrten. Wenn Mariannens Hausregiment auch ein schlaffes genannt werden konnte, so verstieß sie doch nur in seltenen Fällen offenbar gegen die Hausordnung. Den vielfachsten Vermuthungen wurde Raum gegeben, am glaubwürdigsten erschien die Annahme, daß die Bäuerin die Morgenkühle zu einem Besuch in der Nachbarschaft benutzt haben und bei den Bekannten über Mittag festgehalten sei. „Träge ist sie ja immer!" meinten die Leute. Die kleine Magd, welche das schwächliche Kind zu warten hatte, trug dasselbe von einem zum andern, wo die Leute eben arbeiteten und überall ward über „use Fro" (unsere Frau) geredet, die schon am frühen Morgen die Sonntagnachmittagshaube aufsetzt und „keiert" (spazieren geht). Das Spazierengehen ist etwas beinahe Verächtliches auf dem Lande, der schwer

Arbeitende hat keinen Begriff für das Zwecklose. Es ward nun auch Abend und die Marktleute konnten zurückerwartet werden, ohne daß Mutter und Sohn sich sehen ließen. Das war auffallend, Marianne hielt sich ihrem Manne so fern und fremd, daß sie es vermied, ihm Ursache zum Tadel zu geben, sie achtete den Brauch. Endlich wurden sogar auch die Knechte neugierig, die täglichen Arbeiten beendete das Hausvolk gedankenlos und dürftig, wenn der Hund bellte oder ein verspäteter Heuwagen im Sandwege knarrte, so schwieg und lauschte Alles. Der „Schweinejunge" kletterte auf einen Baum, um sich im gelben Abendlichte nach den Vermißten umzusehen, jedoch umsonst. Eine der jüngeren Mägde flüsterte: „Wer weiß — möglich, sie ist ganz weggegangen, ihre Gedanken stehen nicht viel auf dem Brinkhof!"

„Dumme Gans," sagte die große Magd, „würde sie da den Jungen mitgenommen haben, der ihr wie eine Fliege im Auge ist?"

„Nein," warf der Knecht ein, „sie hätte ihn dann zuvor ausgewischt!" Die Mädchen lachten nur gezwungen über den Witz, und die ältere von ihnen sprach strafend: „Halte Deinen ungewaschenen Bok (Maul), nimm lieber das Stück Kreide von der Tellerborde und schreib C. M. B. an an die Thüren, damit keine Hexerei und kein Unglück über die Schwelle hinein geht!"

Der Knecht langte sich, unheimlich berührt, in der That die Kreide herab und malte das Monogramm der heiligen drei Könige an die drei Thüren, welche in's Freie führten.

„Jetzt kommt der Bauer," rief er von dort, „ich hörte eben die Bläsſe wiehern!"

„Jesus, Maria, Joseph," jammerte die Magd, „was sagen wir ihm denn nur, weshalb der Junge nicht da ist?"

Jeder gab ein anderes Auskunftsmittel, ohne jedoch selbst an die Brauchbarkeit desselben zu glauben. In ihrer Herzensangst stritten sich die Leute endlich, wer die Verpflichtung habe, den ersten Erkundigungen Brinkhof's entgegenzutreten und den Schlagbaum, das Heck, zu öffnen. Die alte Magd entschloß sich zuletzt, Einer mußte es ja doch thun. Unter den Bäumen war's schon ganz dunkel, sie nahm also die brennende Stallleuchte in die Hand.

„Ist Leffert noch wach?" erkundigte sich der Bauer vom Wagen herab.

Das Knarren des Schlagbaums verschlang wahrscheinlich die Antwort, aber ein unerwartetes Hinderniß stellte sich der Freimachung des Weges entgegen, ein schwerer Gegenstand hemmte die Magd, sie hob die Laterne auf und sah einen weiblichen Körper an der Erde liegen. Ihr Angstruf lockte die übrigen Dienstboten aus dem schützenden Dunkel, sie eilten herbei, sie stießen scheue Worte des Schreckens aus: „Was gibt es? Was liegt da?" fragten Frau Katrin und der Bauer. Keine Antwort erfolgte. Der Kutscher, welcher der Gruppe näher war, sprang vom Wagen zu Boden, auch Katrin stieg herab und mühsam der Bauer. Vor ihnen lagen zwei Leichen, die Mariannens und, fest an sie gedrückt, der Körper des kleinen Rolf.

Die Verwirrung, welcher Mariannens Auffindung folgte, ist nicht zu beschreiben! — Die jammernde Katrin stellte Belebungsversuche mit dem erstarrten Körper ihres Knaben an, die Mägde fanden indeß, daß ihre Herrin nicht todt,

sondern nur bewußtlos sei und rieben ihr die Schläfen mit Essig. Der Bauer Brinkhof lief von Raum zu Raum und fragte und suchte nach seinem Leffert. Diejenigen Hausgenossen, die unbeschäftigt hinter den Thüren oder in dunklen Ecken zusammen standen, stellten flüsternd ihre Vermuthungen auf, wie ihre Frau so zerrissen, so ohnmächtig mit dem todten Kinde an's Hock gelangt sei und glaubten, irgend ein unbekannter Bösewicht müsse Hand an sie gelegt haben.

Kaum schlug Marianne die dunklen, angstvoll Verständniß suchenden Augen auf, als sich die breite Gestalt des Bauern zwischen sie und das Licht drängte: „Wo ist Leffert?" rief er heiser und qualvoll, „wo ist mein Anerbe — mein Kind?"

Marianne wandte ihr Gesicht von ihm ab.

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie matt, indem die Erinnerungen des Tages wieder in ihrer Seele auftauchten, „suche ihn — suche ihn — den Anderen fand ich in der Röthekuhle!"

Man drang noch weiter in sie und sie richtete sich empor, schaute wirr um sich und sagte lächelnd:

„Wie sang er doch damals? ‚Alle Wogen, alle Flammen, schlagen über mich zusammen!' Ganz recht," sie fiel wieder in die Kissen, „wir verbrennen Alle — Alle — so endet es."

Der Knecht hatte sich schon auf's Pferd geworfen, um den Arzt zu holen, Katrin hoffte immer noch, der Doktor müsse Rolf in's Leben zurückrufen können. Brinkhof kümmerte sich nicht um Tod und Krankheit, er stampfte auf die Erde, als es sich zeigte, daß Marianne phantasire, stützte

sich auf den Arm des Schäfers, ergriff mit zitternder Hand die Leuchte und hastete auf schlotternden Knieen in die Nacht hinaus, der Röthekuhle zu.

3. Im Bülzenbett.

Bauer Brinkhof suchte seinen Anerben Tag und Nacht durch viele Wochen, er hatte nicht für Frau und Kind, nicht für Haus und Hof einen Gedanken, außer dem einzigen, seinen Leffert wieder zu finden. Die Röthekuhle wurde mitten in der Erntezeit mit großen Unkosten trocken gelegt, die Felder und Holzungen systematisch, wie auf ein Edelwild, abgetrieben, Alles, was an Zigeunern und Landläufern zehn Meilen in der Runde sich blicken ließ, aufgegriffen und beigesteckt. Der Knabe blieb spurlos verschwunden, sein grünes Mützchen fand sich in einer Wiese — das war Alles. Das Interesse der Umgegend heftete sich wärmer an Marianne nach diesem Unglücksfall als jemals vorher. Niemand verdachte ihr's, daß sie zwei Knaben von sieben Jahren, die schon „Manns" genug waren, Botschaften über Land zu bringen oder das Vieh zu hüten, außer Augen ließ; genug, daß sie dieselben einen ganzen Tag gesucht hatte und hinterdrein so furchtbar erschüttert war, daß sie acht Tage zu Bett liegen mußte und ihr drei verschiedene Medicinen verordnet wurden, die sie inzwischen einzunehmen unterließ. Am achten Tage stand sie ohne Weiteres auf, zog sich an und schritt dem Tannenkamp zu — wollte sie ihren Sohn dort suchen? Wahrscheinlich, denn der Landbriefträger, welcher auf seinem

täglichen, acht Stunden weiten Pflichtwege der Heimkehrenden begegnete, hörte sie immer und immer wieder, als wollte sie sich's selbst einprägen, vor sich hinsagen: „Ein todter Knabe — die Mutter lebt!"

Dieses, von dem Postboten schleunigst kolportirte „de moder levet!" wurde wie eine Andeutung genommen, Marianne sei geneigt, auch ihrem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Man bemühte sich daher im Hause möglichst schonend mit ihr zu verfahren, eine Rücksicht, welche die plötzliche Ruhe des Hauses noch vertiefte, die dem Verschwinden des ungezügelten Anerben Leffert folgte. So träge Marianne zuvor war, so fleißig, ja unermüdlich war sie jetzt, sie übernahm sogar die Pflege des kränklichen Kindes ganz allein und widmete sich derselben gewissenhaft, obgleich dem armen siechen Wesen nie ein Schmeichelwort, nie eine Liebkosung zu Theil wurde.

Als nach Monden alles Forschen vergeblich blieb, schämte sich Brinkhof noch ferner mit großer Mannschaft nach Leffert auszugehen, aber er selbst betrieb sein kindisches Suchen rastlos fort, in den Büschen, hinter den Wallhecken, zwischen den Moorkuhlen umherstöbernd. Darüber alterte und verfiel er zusehends.

Des Bauern immer schon geringe geistige Fähigkeiten schrumpften in seinem Kummer völlig zusammen, bis auch dieser Kummer endlich nur noch eine fixe Idee ward, welcher er Tag für Tag mit denselben Worten Ausdruck gab. Groß war für Brinkhof der Schritt in's Alter nicht, denn er war nie jugendlich gewesen. Er hatte eine einzige merkwürdige That vollbracht, die nämlich, seinen

Eltern spät, nach zwanzigjähriger kinderloser Ehe geboren zu werden und damit ließ er sich's denn nun auch für alle Zeit genügen. Er ahmte, noch im Kinderkleide, schon seinen alten Vater in allem Thun und Lassen soviel nur möglich nach, und als die beiden Alten heimgingen, da wußte er nicht aus nicht ein, er heulte wie ein Schulbube nach Vater und Mutter und beruhigte sich erst, als wohlmeinende Verwandte ihm zu einer Frau verhalfen. Nun ging Alles gemächlich vorwärts durch die Jahrzehnte und wäre so bis an sein seliges Ende gegangen, wenn nicht der unerbittliche Tod ihm nach zwanzigjähriger Ehe, eben als er sich fragte, ob jetzt wohl ein Anerbe erscheinen werde, seine Gesche entrissen hätte. Ganz so trostlos als bei dem Verluste der Eltern war er indeß diesmal nicht, er wußte nun schon, daß man in Trauerfällen sich durch eine Heirath aus der Vereinsamung helfen könne. Glücklicher Weise ward ihm die Wahl nicht schwer. Sein Nachbar und Gevattersmann Loh, der auch zu den großen Bauern, den Colonen des Kirchspiels zählte, hatte eine rüstige Erbtochter, Katrin, zu vergeben, und selbst ein Blinder konnte einsehen, daß die Natur eine Vereinigung der beiden Besitzungen so recht beabsichtigt und geplant hatte, denn alle Ländereien stießen schicksam und bestgelegen an einander, so daß an manchen Plätzen der trennende Grenzstein beinahe lächerlich anzusehen war. Schon bei Gesche's Begräbniß wurde Katrin Loh darüber beglückwünscht, daß Brinkhof ein so nahrhafter, kinderloser Wittmann sei und sie mit Niemanden zu rechten und zu theilen haben werde. Katrin trug die

Nase in der That sofort um einige Linien höher als bisher, sie war sparsamer Natur und sah sich schon als schwer reiche Bäuerin an der Seite ihres alten todfrommen Mannes zur Kirche stolziren. Daß er doppelt so alt war als sie selbst, störte sie nicht, sie wußte gut: „Die Alten sind die Lenksamsten!“ Kurzum, die Sache ging wie geschmiert, bis sich etwas Unerhörtes ereignete. Brinkhof erblickte, oder eigentlich bemerkte Katrins Pflegeschwester Marianne und verliebte sich in sie.

Daß Marianne zu dieser spar- und arbeitsamen Familie gerathen war, verdankte sie einem ernsten Fußleiden der Lohbäuerin, man machte ihr Angst vor dem Fußabschneiden und sie verlobte sich zu einer Wallfahrt nach Telgte und zur Aufnahme eines Waisenkindes. Der Fuß wurde geheilt und half sie nach Telgte tragen, mit der Annahme des Kindes machte sich's inzwischen nicht so rasch, es fanden sich Waisen genug, aber sie standen, armselig wie sie waren, der Alten nicht zu Gesichte, endlich fand sich ein dralles Schiffskapitäns-Töchterlein, welches seine Erziehung mit zweihundert holländischen Gulden bestreiten konnte und das gab den Ausschlag. Die Gutthat war vortheilhaft und nicht minder gottselig. Mariannens Vormund, der alte Steuerbaad Tobbis, brachte das kleine Mädchen daher, sie trug sehr bunte Kleider, in den Ohren die großen Ohrringe ihrer verstorbenen Mutter, deren Leiche unter der Trauerflagge in den Ocean versenkt war, und um den Hals den übrigen Schmuck der Verstorbenen. Diese unpassende Ausstaffirung gab Marianne inzwischen

doch ein Ansehen unter den Leuten, wenn sie auch noch lange keine Bauerntochter war, so durfte sie sich doch für weit mehr halten, als die Töchter der Heuerlinge und Tagelöhner oder gar die Mägde. So kam es, daß sie zu wenig war, um mit der Erbin Katrin zu rivalisiren, und zu viel, um keine Eifersucht gegen die unschönere und ungeschicktere Gefährtin zu spüren. Diese Empfindung machte sich in zahllosen Neckereien und kleinen Bosheiten Luft, denen gegenüber die witzlose Loh-Erbin in täppischer Hilflosigkeit zu ihrem Hochmuth griff, welcher ihr Trost und Waffe zugleich war.

Brinkhof hatte sich, wie es schicksam ist, wegen seiner zweiten Heirath mit Nachbars Katrin eines Breiteren mit dem Dorfschneider berathen, denn, wie er selbst gestand, hatte er in der Freierei keine Uebung. Der Schneider war von der anderen Partei bereits ermächtigt, die glückverheißendsten Aussichten zu eröffnen, deren Verwirklichung nur noch von einigen Punkten in den Ehepakten abhängig war. Katrins Eltern wußten, daß Brinkhof manchmal einen „sturen“ (harten) Kopf habe, und der künftige Schwiegersohn mußte jedenfalls dazu vermocht werden, Katrin sein ganzes Besitzthum zu vermachen, auch wenn diese Ehe wiederum kinderlos bleiben sollte.

Der diplomatische Kleiderkünstler ließ den angehenden Bewerber zwar in nicht mißzuverstehender Art errathen, daß sich keiner seiner Nebenbuhler mit ihm, oder besser mit seinem Hofe, messen könne, daß aber der Eine oder Andere von ihnen auch keine zu verachtende Parthie sei.

Brinkhof that mithin nach dem Rathe des Schneiders

den ersten offiziellen Schritt, indem er eines Sonntag Nachmittags mit der brennenden Pfeife im Munde zu seinen Gevattersleuten Loh hinüber ging und sich überreden ließ, an ihrem Vesperkaffee Theil zu nehmen. Die Unterhaltung wurde von den Eltern geführt und drehte sich um Korn- und Viehpreise. Brinkhof trank seine halbe Stiege Kaffeeschalen mit großer Gelassenheit aus und erlaubte sich nur dann und wann nach der Tischecke, wo Katrin und Marianne saßen, hinüber zu schielen. Die zweite Annäherung bestand darin, daß Brinkhof vom Viehmarkte zwei enorme Honigkuchen, „Hilkemaker" (Heirathsmacher) genannt, mitbrachte und sie den beiden Mädchen als Schenkage und Verehrung überreichen ließ. Es verdroß Katrin, daß auch Marianne beschenkt wurde, und sie rächte sich dafür an ihr durch Aufzählung all der Herrlichkeiten, welcher sie durch ihre Heirath theilhaftig werden würde.

„Ich möchte ihn nicht und wenn er sich mit Gold zudeckte," spottete die Andere.

„Es fällt ihm auch nicht ein, nach Dir zu sehen!" strafte sie Katrin. „Ein Mann wie Brinkhof wird sich hüten, die erste beste Habenichts zu heirathen, die nur ihre böse Zunge in die Aussteuer bringt!"

Marianne warf den Kopf zurück, schwang den Rechen auf die Schulter und ging hinaus auf's Feld. Es traf sich so, daß Brinkhof mit seinen Leuten in der Nähe arbeitete und so schritt Marianne, welche auch die Kaptänische Tochter genannt ward, quer über den Acker, stellte sich stramm vor den Bauern und sagte: „Ihr habt uns zweien, der Loh-Erbin und mir, jeder einen Hilkemaker gebracht,

das ist Unrecht von Euch, denn ein Mann, der auf Freiersfüßen geht, soll sich zu Einer halten und damit basta! Wenn es Euch nicht bedacht ist, eine Meinung für mich zu haben, so werfe ich Euren Kuchen hinaus vor die Hunde, ich bin zu gut, um der Katrin zum Spott zu dienen!"

Brinkhof sah das Mädchen erstaunt, verlegen, geschmeichelt an, so war ihm noch keine gekommen, und hübsch war die Kaptänische, verteufelt hübsch, wie sie so zornig und doch so schelmisch aus ihren braunen Augen heraus schaute. Brinkhof glaubte ihr Alles auf's Wort, obwohl sie den Kuchen schon längst mit den anderen Mägden aufgeknuspert hatte.

„Nun, nun!" schmunzelte er, „einen Dank hätte ich doch verdient!" er kam sich ungemein neckisch vor.

„Dank — welchen denn?" fragte sie befangen und ahnungsvoll die Augen niederschlagend. „Ich bin arm, wie Ihr wohl wißt, reicher Bauer!"

„Nun, könntest mir schon etwas geben!" sagte der Andere und deutete auf ihren rothen Mund.

„Wie?" fragte sie unschuldig den modernen Don Juan.

„Wie — wie — nun ich dächte —" Brinkhof vollendete nicht.

„Holt Euch den Dank!" rief Marianne und lief leichtfüßig und lachend über das Feld dahin.

Es hatte nie ein weibliches Wesen mit dem Bauern Brinkhof geliebäugelt, er war mit grauen Haaren noch ein A-B-C-Schüler auf dem Gebiete der Liebschaften, und nun rächte sich's an ihm, daß er niemals jung gewesen war. „Wenn eine alte Scheune brennt, ist kein Löschen mehr!" sagt das

Sprichwort, und so erging es dem Wittwer, ihm wurde so krank und weh vor dem ungewohnten Tumult seiner Gefühle, daß er glaubte, er bekomme das kalte Fieber, sich am hellen Tage niederlegte und eine gute Portion Fliederthee trank.

Am nächsten Morgen wurde schleunigst — nicht etwa der Arzt, sondern der Schneider geholt. Der brave Meister taumelte, wie nach einem leichten Schlaganfall, gegen die Wand, als er vernahm, Brinkhof wolle nicht um Katrin, sondern um Marianne werben, und zwar noch heute. Gründe und Einreden verschlugen nichts. Was war zu thun? Selbst der nicht mehr ungewöhnliche Weg des spitzfindigen Nadelhelden, der nicht standesmäßigen Erwählten die Werbung unter vier Augen, halb im Scherz, halb im Ernst vorzubringen, war kein erfolgreicher. Marianne erklärte, wenn Brinkhof ihr etwas mittheilen lassen wolle, das sie als Heirathsantrag aufnehmen solle, so möge er, wie es die Sitte fordere, einen ansehnlichen und ebenbürtigen „Degesmann" schicken, damit sie sich auf die Sache bedenken könne.

Der Schneider war empört über die Ansprüche eines solchen Mädchens, welche Gott ja auf den Knieen für ihr seltenes Glück danken mußte, jedenfalls aber mit beiden Händen zugreifen sollte. Er stellte Brinkhof ihr Benehmen im schwärzesten Lichte dar, und deutete an, Marianne habe die Frechheit gehabt, ihn fast direkt abzuweisen. Das machte den alten Liebhaber erst recht versessen, er heulte förmlich und man fürchtete einen Anfall von Tobsucht. Man mußte seinem Gebahren irgendwie steuern — und so

kam denn der Freiwerber an den Herd des Nachbars, redete in herkömmlicher Art von dem Grundbesitz und dem blühenden Viehstande Brinkhof's, ging zu seinem einsamen Wittwerstande über und endete damit, daß er für seinen Auftraggeber — der Gesandte und Geschickte war diesmal ein ebenbürtiger Vollerbe — um die Hand der Juffer Marianne warb.

Eine Bombe, welche durch den Schornstein herniedergeplatzt wäre, hätte keinen überraschenderen Eindruck machen können. Der Hausvater rauchte heftig, die Hausmutter kniff den zahnlosen Mund verschwindend zusammen und in der Kammer ließ sich das Gepolter eines niederstürzenden Stuhles vernehmen.

Marianne erröthete vor innerer Genugthuung, als ihr die Mittheilung, welche sie betraf, gemacht wurde. Aeußerlich aber hielt sie sich so stramm und gleichmüthig, als ob sie eine geborene Bäuerin wäre, und bat sich züchtiglich eine Woche Bedenkzeit aus.

„Könnt's nicht ein Etmal (24 Stunden) thun?" meinte der Degesmann.

Marianne warf ihm einen Seitenblick so von oben herab zu und erwiederte: „Katrin hat vom Brinkhöfer auch acht Tage Frist verlangen wollen!"

Man mußte dem ungeduldigen Freier nun die schönsten Hoffnungen machen, damit er sich durch die Woche ohne Anstoß zu erregen zufrieden gab, der Schneider kam schon in aller Morgenfrühe und blieb bis spät, um ihn vor Ausschreitungen zu bewahren.

Marianne bat sich Urlaub aus, um im nächsten Markt-

flecken eine Freundin zu besuchen und allerhand Einkäufe zu machen. Ihre Entfernung vom Lohhof war ungemein wünschenswerth, nicht als ob sie die bitter zurückgesetzte Katrin gekränkt hätte, nein, diese behandelte ihre Pflegeschwester wie eine Räuberin unrechtmäßigen Besitzes.

Es waren keine edlen Gefühle, welche die junge Waise bewogen, dem einfältigen Brinkhof entgegen zu kommen und sie jetzt bestimmten, ihm ihre Hand zuzusichern, dennoch schritt sie mit großem Selbstgefühl und inniger Befriedigung dahin und machte sich keine Sorgen darüber, daß ihr der alte Narr mehr als gleichgiltig war. Sie benutzte den freien Tag im frohen Vorgefühl künftiger Ungebundenheit und trat gegen Abend wohlgemuth den Heimweg an. Schwere Gewitterwolken standen am Himmel, Marianne hoffte vor Ausbrnch des Schauers unter Dach zu sein, aber sie verrechnete sich. Die Luft wurde ganz finster, die üblichen Windstöße wühlten sich in die Sanddünen zur Seite des Weges ein und ein langgezogener Donner rasselte daher. Das Mädchen kannte diese Haidstrecke genau, sie mußte als Kind manchmal die Schafe hüten, wenn der Schäfer etwa krank oder anderweitig beschäftigt war. Auf einem der Haidhügel stand ein merkwürdiger Steinbau. Ein Kreis von mächtigen rohen Steinblöcken trug einen ebenfalls rohen aber flachen und riesigen Deckstein; die Hirten, ja selbst die Schafe, suchten bei starkem Regen gern diese primitive Halle auf, um dort Schutz zu suchen. Vor Zeiten waren zwei fremde ausländische Herren gekommen, die hatten diese Steine für ein altes Grabdenkmal erklärt und dasselbe Hühnengrab oder Bülzenbette genannt.

Marianne lief diesem Schlupfwinkel zu, sich der bereits fallenden Regentropfen halber am Saum des Tannenforstes haltend, der sich an der Rückseite des Bülzenbettes ausdehnte. Eben als die Tropfen dichter und gußartig wurden, huschte sie zwischen die Steinumfriedung in das Innere und ein beruhigtes „Gott sei Dank!“ wollte sich über ihre Lippen Bahn brechen, als sie bemerkte, daß bereits ein zweiter Reisender ihr zuvorgekommen sei. Sie erschrak, obwohl bei näherer Besichtigung der Fremde, der sich, so viel es ihm die niedere Decke gestattete, aufrichtete, eher einen angenehmen als beunruhigenden Eindruck hervorbrachte. Er war jung, blond, schlank und trug städtische Kleider.

„Fürchte Dich nicht,“ sagte er munter, „hier ist Raum für uns Beide, und wenn eine zweite Sündfluth kommen sollte, so ist dies hier wenigstens einer der höchsten Punkte rings umher!“

Marianne zählte zu jenen Charakteren, deren Muth und Schlagfertigkeit durch beängstigende Situationen gefördert werden. „Ich halte nichts vom Entrinnen vor der Gefahr, Herr, wenn's einmal sein soll, nur mit offenen Augen und beiden Füßen hinein in die offene Fluth!“

„Oho!“ machte der Andere gedehnt. „Du hältst nichts vom Entrinnen? Aber denk Dir, Du wärst etwa zwischen vier engen, verräucherten Mauern eingeschlossen, Du sähest weder das Sonnenlicht da Oben, noch das Sonnenlicht eines lieben Menschenantlitzes — immer, immer allein und freudlos, immer unthätig, während Dir Muth und Blut durch die Adern stürmen, daß Du die Welt aus den Fugen

rütteln möchtest — würdest Du da nicht entrinnen, wenn Du könntest?"

„Ich werde nicht in's Gefängniß kommen," erwiederte sie kühl durch das Brausen und Rauschen des Regens, „ich morde und stehle gewiß nicht!"

„Ha! Ha!" lachte der Andere, „sehe ich etwa aus wie ein Mörder oder Strauchdieb? Es gibt noch Schlimmeres als das — viel Schlimmeres, Unverzeihlicheres!"

Marianne, die in der Grotte aufrecht stehen konnte, näherte sich, wie fluchtbereit, der Umfriedung, und blickte beunruhigt und fragend über die Schulter auf den Sprecher.

„Hör' mich an!" rief mit seiner weichen, harmonischen Stimme der Andere. „Ich schwöre Dir, daß diese Hand keinem Menschen ein Haar krümmte, und daß diese Lippen niemals irgend einen meiner Nächsten beleidigten! O mein Gott, ich liebe ja die Menschheit, das arme, mühselige Volk, mehr als mein Leben, ich wollte ihm ja sein kümmerliches Dasein erleichtern, veredeln, frei machen, und deshalb — trat ich gegen die Regierung auf, deshalb erhob ich meine Hand gegen ihr Schergen, deshalb sperrten sie mich ein, und ich entfloh, um hier im Bülzenbette, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Brod, aber doch in freier Gottesluft zu verenden. Wenn ich etwas zu hinterlassen hätte, so würde ich Dich zu meinem Testamentsvollstrecker ernennen, aber glücklicher Weise werde ich die Reise in's Jenseits ohne alle Ueberfracht antreten müssen!"

Marianne setzte sich wieder, legte ihre Arme um die Kniee und sagte nach einer Weile: „Ich glaube Euch!"

„Danke, gutes Kind! Im Grunde, ein Mensch kann

dem Anderen nichts Größeres, Besseres sagen als: Ich glaube Dir! Der, welchem wir glauben, ist gewissermaßen schon unser zweites Ich! So ist mir vor meinem Ende doch noch etwas passirt!"

Marianne hörte das mit weit offenen braunen Augen und nickte begreifend mit dem Kopfe dazu. „Kommt Ihr von weit?" forschte sie dann.

„Ja, von weit, ich mußte Nachts und auf wenig betretenen Wegen vorwärts kommen, das hielt mich auf. Meine Absicht war, in Leer oder Emden ein Schiff zu besteigen, aber ich habe nicht mehr die Mittel, mir einen anderen Anzug, noch weniger Aussicht, mir Reisegeld zu schaffen, dagegen wird mein Steckbrief mich schon erwarten. Du begreifst, Schatz, daß ich nicht gern zurücktransportirt würde in's Prison! Wie heißt Du denn?"

„Marianne!"

„Ich habe, wenn der Regen aufgehört hat und Du gehst, nur noch eine Bitte an Dich, Marianne! Vergiß, daß Du mich gefunden hast. Ich aber werde an Dein hübsches Gesicht denken, wenn das kommt, was da kommen muß, und es wird mir das Schwere erleichtern!"

„Weshalb muß es kommen?" wollte sie wissen.

„Sonderbare Frage — sagte ich nicht, daß ich von Allen verlassen bin?"

„Sitze denn ich nicht da?"

„Du?"

„Ja!"

Er stand vor ihr und erfaßte mit bebenden Händen die ihrigen: „Mädchen, schönes, wunderbares Mädchen, es

scheint, Du versprichst Unmögliches — aber dennoch, ich glaube Dir, ja, Marianne, ich glaube Dir, wie ich nur meiner Mutter geglaubt habe!"

„O!" sagte sie, und entzog ihm sanft ihre Hände.

„Laß sie mir," bat er, „damit ich weiß, ich träume nicht, damit ich hoffen kann, ich werde gerettet, hoffen kann — daß — daß —" er sah ihr tief in die Augen und seine Hände erglühten, indem sie die ihrigen inniger umfaßten.

„Herr — Ihr müßt mir sagen —" stammelte verwirrt das junge Mädchen.

„Nenne mich Robert, sprich es aus: Robert!"

„Robert!" wiederholte sie lieblich.

„Du solltest mich hier jetzt ruhig sterben lassen," rief er leidenschaftlich, „kann man schöner sterben, als im Bewußtsein des süßesten Glückes?"

„Und ich dann?" entgegnete sie vorwurfsvoll.

„Ganz recht — gut, köstlich, Du rettest mich! Wie machst Du das?"

„Wir gehen, wenn es dunkel wird, ein paar Stunden weit über die Haide."

„Du und ich?"

„Ja — das Uebrige werdet Ihr — wirst Du ja sehen."

„Das Uebrige werde ich sehen! Vortrefflich!"

„Und hier ist ein Weißbrod und eine Flasche Wein, ich brachte das für eine Kranke, aber sie stirbt ohnehin!"

„Du bist ein herrliches Geschöpf — aber wenn Du stundenweit mit mir über die Haide gehst" — er redete schon essend und mit Hochgenuß trinkend — „wenn diese himmlische

Nachtpromenade Dich auswärts hält, werden Dich Deine Eltern nicht vermissen?"

„Ich habe Niemanden!"

„Du hattest Niemanden — jetzt hast Du mich!" Er küßte sie, und sie legte ihren Kopf auf seine Schulter.

„Erzähle mir von Deinem Leben!" bat er, als er gegessen hatte. Und sie erzählte von den Eltern und dem Meere und Tobbis und Katrin — nur von Brinkhof sagte sie nichts. Und dann kam die Reihe des Mittheilens an ihn, er war in glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, aber sein Vater machte Bankerott und starb bald darauf. Er lebte nun mit Mutter und Schwester in beschränkten Verhältnissen, aber die Frauen hofften, er werde nach vollbrachten Studien eine gute Carrière machen und die beiden Verarmten seinerseits stützen. Die Studien waren auch beinahe vollendet, als Robert, einem politisch bewegten Studentenkreis angehörend, sich zu Aeußerungen und Handlungen hinreißen ließ, die nicht nur seine Zukunftspläne vernichteten, sondern ihm sogar eine Festungshaft zuzogen. Marianne begriff nicht Alles, aber doch genug, um zu wissen, daß die äußerste Vorsicht nothwendig sei.

Die beiden unverdorbenen jungen Leute saßen Hand in Hand in der tiefen Einsamkeit und plauderten so sorglos, so rückhaltlos und innig, wie zwei klare Bäche, die aus weiter Ferne zu einander eilen, um untrennbar und gemeinsam ihren Weg mit einander fortzusetzen, eines Laufes, einem gleichen Ziele zu. Robert und Marianne, in der süßen Ueberraschung des Sichfindens, hatten noch kein Zukunftsziel vor Augen, als sie Hand in Hand durch das Halb-

dunkel der Sommernacht dahin schritten, nachdem der Regen nachgelassen hatte, es glich diese Flucht vielmehr einem trauten Spaziergange, den sorgloses Geplauder ausfüllt. Die Welt hätte den beiden Wanderern nicht herrlicher sein können, wenn noch jene Urwälder von Cirbeltannen sie umrauscht hätten, welche der elastische Moorboden unter ihren Füßen vor Jahrtausenden verschlungen hatte, ihre Herzen hätten nicht wärmer schlagen können, wenn Robert das schöne, unerschrockene Mädchen, die seine Flucht schützte, als Herrin in ein reiches, sicheres Schloß geführt hätte! — Erst als ein einsames kleines Gehöft von etwas Ackerland und Buschwerk umgeben erreicht war, drängte sich den Liebenden die Wirklichkeit auf.

„Bleib' hier, Robert," sagte Marianne, „ich werde sehen, ob Tobbis daheim und allein ist, es trifft sich mitunter, daß er diesen oder jenen Bekannten beherbergt."

Sie sprang über den Zaun und kam nach einer Weile mit dem alten Schiffer wieder, der sich in seiner derben Weise dem Gaste zur Verfügung stellte.

„Hier bist Du sicher, mein Junge!" lachte er. „Hunger sollst Du nicht leiden, ein Strohlager ist da, und wegen des Uebrigen werde ich mich die folgenden Tage umsehen. Und Du, Möwe, gehst jetzt zu Haus an die Arbeit, hier hast Du noch einen Schnaps gegen das Fieber auf den Weg! Wirst gerade zur Morgensuppe recht kommen, wenn Du brav ausschreitest."

Marianne erklärte sich bereit, sie wollte nichts von Müdigkeit wissen. Robert begleitete sie noch einige Schritte. „Robert," sagte das Mädchen, als der Gartenzaun bereits

zwischen ihnen war, er hüben, sie drüben, „Robert, ich bin des Willens, einen alten reichen Mann zu heirathen, so kann ich Dir von ihm das Reisegeld verschaffen."

„Ihr Leute hier seid nicht von vielen Worten," lachte er, „ich auch nicht. Du wirst den alten reichen Mann nicht heirathen, sondern auf mich warten, und mich wird Tobbis ohne Aufsehen als Matrose auf einem Schiffe verdingen, nach England, oder wohin es sei, dort finde ich schon einen Broderwerb für uns aus."

„Ich bin nur ein Bauernmädchen!"

„Und ich nur ein entsprungener Sträfling!"

„Auf's nächste Mal reden wir — Adjes!" und die Frühnebel flossen hinter ihr zusammen.

4. Des Schneiders Rath.

Marianne war Morgens rechtzeitig bei der Arbeit, es fiel Niemanden auf, daß sie angeblich vorgezogen hatte, bei der Freundin im Marktflecken zu nächtigen, statt im Gewitter zurückzukehren. Sorge hatte auch Niemand um sie gehabt, sie ward ja nur geduldet. Die tiefgekränkte Katrin haderte mit der Gefährtin und war in übelster Laune, Hausmutter und Hausvater zeigten sich gleichfalls nicht eben liebenswürdig — aber Marianne bemerkte es nicht, ihre Gedanken waren jenseit der grünen Emsniederung. Das Mädchen wußte, daß Brinkhof es allemal so einrichte, ihr zu begegnen, wenn sie Abends auf die Waide zum Melken ging. Kein Wunder, daß es ihm behagte, sie so sicher und stramm daher kommen zu sehen, auf den kräftigen Schultern das Joch an dessen Ketten zu beiden Seiten die blau angestrichenen

Milcheimer mit den funkelnden Messingreifen hingen. Heute richtete sie es so ein, daß sie ihm allein begegnete, und wie er neben ihr dahin schritt, sagte sie: „Brinkhof, nehmt mir's nicht für ungut, daß ich Euch hier unter uns Zweien sage, ich bin anderen Sinnes geworden, ich kann Eure Bäuerin nicht werden. Ihr wäret mir schon recht, denn ich weiß nur Gutes von Euch, aber nun ist mir ein Anderer gekommen und ich kann nur an ihn denken, obgleich er arm und unglücklich ist."

Der Wittwer sah sie erbleichend und mit verglasten Augen an. „Du willst einen Anderen heirathen?" stieß er fast lallend hervor.

„Nicht heirathen, Bauer, dieweilen er noch arm und flüchtig ist, aber er hat mir gesagt, ich soll auf ihn warten. Ich thu' Euch das zu wissen, damit Ihr dieserhalb vorgeben könnt, es sei Euch in's Gereuen gekommen, eine Magd wie mich zu freien, und wenn Ihr Sonntag den Degesmann nicht wieder schickt, so fällt ja die Unehre auf mich und alle Leute werden Euch hierin Recht geben."

Brinkhof faßte wie im Schwindel nach seinem Kopfe. „Einen Anderen — einen Anderen!" murmelte er, und sein Gesicht verzerrte sich, daß Marianne Angst wurde.

„Bauer — was fehlt Euch?" rief sie.

„Einen Anderen — einen Anderen — ich schlage ihn todt, diesen Anderen!" rief er wild und ballte die Fäuste.

Vergebens strebte das Mädchen, ihn zu begütigen, er war außer sich wie ein tollköpfiges Kind, und sie dankte Gott, als ein paar Arbeiter des Weges daher kamen, welche ihn aufrichten und zu Hause führen konnten.

Als nächsten Tages weiter nichts über den Brinkhöfer verlautete und dieser sich auch nicht blicken ließ, wandten sich Mariannens Gedanken wieder ungetheilt dem einzig Geliebten zu, und wohl tausendmal schaute sie aus, ob nicht Tobbis oder eine Botschaft von ihm komme. Endlich am dritten Tage trabte ein zerlumpter Bube daher, welcher Marianne sagte: Tobbis-Ohm befinde sich nicht allzu gut. Diese bescheidene Einkleidung für eine Krankheitsnachricht regte inzwischen das Mädchen sehr auf und sie zauderte nicht, sich sofort wanderfertig zu machen und den kleinen Gesandten zurück zu begleiten.

Natürlich war Tobbis wohl auf, aber unendlich viel hatten sich Robert und Marianne nach zwei endlosen Tagen der Trennung zu sagen. Die Mittheilungen des alten Schiffers kamen daneben kaum zu Gehör, so entscheidend sie auch für Robert sein mußten. Endlich aber zwang Tobbis die beiden Liebesleute, ihn anzuhören; seine Rede war kurz, aber sehr niederschlagend: „Ich bringe den Jungen heil und sicher an Bord, binnen acht Tagen läuft ein guter Freund von mir aus, der auch für Alles stehen will, aber er verwarnt wohl, daß es ein schlimmes Ding ist, ohne Geld auf fremder Erde zwischen wildfremden Leuten in einer Hafenstadt, die voll Gesindel steckt, zu stehen, besonders für Jemand, der's besser gewohnt ist und auf den die Polizei ein Auge geworfen hat."

Die Liebenden blickten sich rathlos an.

„Ich habe das Geschmeide meiner Mutter und die Uhr meines Vaters und bringe sie am Sonntag!" sagte Marianne. „Es mögen einhundert Gulden herauskommen,

wenn es Tobbis verkauft, und mit denen kann Robert tiefer in's Land gehen."

Robert legte schweigend seine Stirne auf ihre Hand. Es blieb ihm keine Wahl. Sie schieden unter dem Gefühl eines gewissen Druckes, der kurze, köstliche Silberblick ihrer Liebe war bereits vorüber.

Die Verhältnisse scheinen manches Mal mit bewußter Ironie in das Leben ihrer Opfer einzugreifen, so zwangen sie denn auch die beiden Rivalinnen, Katrin und Marianne, in ein und derselben Butze (Wandbettstelle) zu schlafen, eine Nähe, welche ihr gegenseitiges Erkalten doppelt fühlbar machte. Als Marianne spät von ihrem Gange zu Tobbis zurückkehrte, schlief ihre Pflegeschwester noch nicht, dieselbe hatte sich ausdrücklich wach erhalten, um die Kapitänische mit einer giftigen Neuigkeit zu begrüßen. „Du, Marianne," sprach sie, „schlag Dir nur gleich alle Flirren aus dem Kopfe, Dein Brautwagen wird nimmer nicht vor der Fallthür des Brinkhofes halten!"

„Ah —" athmete die Andere tief und drückte sich das wuchtige Oberbette vor die Lippen, als gedächte sie jedwede böse Antwort im Keime zu ersticken, „hat er das Heirathen aufgegeben?"

„Freilich," lachte Katrin höhnisch, „und für alle Zeit, denn er stirbt, heute waren der Doktor, der Pastor, die nächste Freundschaft und die ganze Prostemahlzeit da! Ich denke, ich ziehe zur Grube mein neues schwarzes Lakenkleid (Tuchkleid) an, es kommt auf die Art am besten vor die Leute, denn die Brinkhofs haben immer auf schöne, große Leichen gehalten, und er wird es haben wie die selige Frau es hatte. Alle

Welt wird hinter der Kiste sein wollen, reiche Leute ohne Kind und Kegel können, wenn sie zu sterben kommen, ihre Blutsfreundschaft nicht zu Ende zählen!“

„Ich bin auch müde,“ sagte Marianne, man wußte nicht, ob traurig oder ermattet, und drehte sich auf die andere Seite, so daß Katrin sich ingrimmig über ihre Kaltherzigkeit ärgerte. Aber Marianne schlief nicht; so sehr sie Robert liebte, konnte sie doch kaum eine gesicherte Zukunft an seiner Seite erwarten, dagegen aber ward sie selbst ganz sicher das Märchen der ganzen Umgegend, und alle weiblichen Zungen des Leichengefolges versetzten ihr und ihrem Rufe ohne Frage einen boshaften Hieb, ihr bliebe ja nichts als die falsche Beleuchtung einer mißlungenen Spekulation. Vergebens suchte sie Roberts Bild herauf zu beschwören, auch dieses war ernst und sorgenvoll, hatte ihn nicht Tobbis beinah verloren gegeben, wenn er in einem überseeischen Lande als Bettler ankomme? Endlich siegte doch der Schlummer, aber gerade in dem Augenblick, wo ihre Augen sich schlossen, hörte man draußen verschiedene Stimmen und die Hofhunde bellten und heulten wüst durch einander. Die Knechte kamen nach einigen furchtbaren Schlägen an die glücklicher Weise widerstandsfähige Hausthüre, schlaf- und schreckverwirrt mit Bettfedern in den zerzausten Haaren zum Vorschein und es zeigte sich jetzt der Schneider mit dem Kuhjungen vom Brinkhof, der die Leuchte trug.

„Ist Marianne, die Kapitänische, zurück?“ forschte der Kleiderkünstler.

„Sicher — was soll sie — Marianne, Marianne, hier

ist der Meister, der nach Dir fragt! Was wollt Ihr denn aber in's drei Teufels Namen, daß Ihr die Leute so ruchlos im Schlafe stört?"

Der Schneider antwortete nicht, sondern ging vor die Kammerthüre und rief hinein: „Marianne, zieh' Dich an, ein Todkranker begehrt Dich zu sehen!"

Die Gerufene nahm diese Botschaft freudig und als eine Ehrenrettung ihrer gefährdeten Stellung auf, trotz des brennenden Wunsches, Robert zu helfen, hörte sie aus des Schneiders Anspielungen keineswegs heraus, daß er ihrer Habsucht schmeicheln wollte, sondern nur der sterbende Brinkhof betrachte sie bis zur letzten Stunde seines Lebens als Diejenige, die er zu seiner Frau zu machen wünschte. Sie überließ, vor des Kranken Bette sitzend, in dieser Anschauung der Dinge dem Bauern getrost ihre Hand und dieser versicherte ihr, daß der Verdruß über ihre Abweisung ihn darnieder geworfen habe, der Doktor sehe die Krankheit sehr schlecht ein und er selbst erwarte nun seine Stunde getrost. Doch wünsche er aufrichtig, ehe er von hinnen gehe, noch für Marianne zu sorgen, und da er selbst zu schwach sei, die Angelegenheit gehörig auszulegen, so möge sie den Schneider anhören, der überhaupt die Dinge schneller „kapirte" als der Bauer das verstehe.

Der Schneider hatte bereits auf das Schlußstichwort dieser langen, etwas unklaren und durch Aechzen unterbrochenen Rede gewartet, er fuhr mit der Rechten energisch in die Luft, als ob er einen langen Faden auszöge, räusperte sich und begann (er glaubte eine so wichtige Erklärung in seinem fließenden Hochdeutsch entwickeln zu müssen) also: „Dieser

vor Dir liegende, sterbens kranke Brinkhof hatte wohl die Beabsichtigung und Vornahme, Dich in seinem Testamente wegen des letzten Willens reichlich zu bedenken, seiner Anhänglichkeit an Dich wegen, die ihm alles Herzweh gemacht hat. Der Notar, welcher gestern der nothdürftigen Schreiberei halber angefahren war, sagte aber rund heraus, diese Sache, die ich niederschreibe auf's Papier, wird nicht bestehen, warum? Die übrigen leiblichen Erben werden kommen und unser Testament rund umstoßen, aus dem vorgeblichen Grunde, daß unser Freund Brinkhöfer in seiner letzten Krankheit von wegen seines Verstandes nicht mehr zurechnungsfähig war! Also — sagte der Notar — und dann sagte er abermals: Wenn Brinkhof etwas für die Juffer Marianne thun will, so muß er sich auf diesem seinem Sterbebette bei Lebszeiten mit ihr ehelich trauen lassen und einen guten Mann, etwa mich, an das Konsistorium schicken wegen der Dispensation vom Aufgebot, somit könnte im Laufe nächster Woche, sofern sich Brinkhof bis dahin am Leben erhält, diese Trauung stattfinden. Will sagen zwischen Brinkhof und Dir, Marianne!"

„Zwischen mir und —" rief das Mädchen erschrocken aufspringend, „unmöglich, ich sagte es ja schon, ich bin die Braut eines Anderen!"

Der Schneider zeigte sich durchaus vorbereitet auf diesen Einwurf. „Der Andere wird Dich ebenso lieb als reiche Wittwe, wie als arme Magd heirathen!" sprach er, sich die Hände reibend.

„Aber — Brinkhof lebt noch und Gott mag geben, daß er wieder gesund wird!"

„Da ist wenig Aussicht," beharrte unverschämt der Schneider, „wenig — einmal müssen wir Alle daran glauben, und wenn er sich wirklich noch eine kleine Frist hinkrüppelt — nun, so könnte man etwa Deinem Bräutigam eine Abfindung geben, was sagt Ihr, Bauer?"

„Wenn es nicht anders sein kann," seufzte der Kranke, „er wird ja, wenn ich todt bin, so wie so bekommen was da ist, mit meiner Wittwe!"

„Nun?" forschte der Schneider lauernd.

„Wie viel" — sagte zögernd Marianne, „würde Brinkhof meinem — meinem Bräutigam wohl zuerkennen? Unter drei- bis vierhundert Gulden thut er's nicht."

„Drei- bis vierhundert Gulden!" rief Brinkhof und setzte sich mit überraschender Energie im Bette aufrecht hin.

Marianne ging zur Thüre: „Nein, ich will Euch und Euer Geld nicht, weniger nehme ich nicht und später als Sonntag nehme ich's auch nicht, es mag bleiben wie es ist. — Gute Nacht mit einander!"

Marianne hatte so entschieden, wie ihr Gefühl es ihr rieth, aber kaum jenseit der Schwelle, rief sie sich strafend zu: „Ich hätte Robert helfen können und that es nicht!" Sie schlief die ganze Nacht nicht mehr vor quälenden Zweifeln und Selbstvorwürfen, und je näher der Sonntag, wo sie wieder zu Tobbis hinüber gehen wollte, heran kam, desto tiefer senkte sich ihr Haupt. Die ewigen Fragen ihrer Umgebung: „Mit wie viel hat Dich denn der Brinkhöfer in's Testament geschrieben?" trafen sie wie giftige Pfeile. Der alte Bauer wollte gewiß so brav und rechtschaffen an ihr handeln und sie hatte ihre, hatte Roberts Zukunft mit Füßen

von sich gestoßen! Ueber alledem vergaß sie ganz und gar, daß sie doch im Antriebe der Wahrheitsliebe entschieden hatte.

Mit Seufzen rüstete sie sich für das Wiedersehen mit Robert, als der Sonntag angebrochen war; ihre Hausleute ließen sie gewähren, denn man konnte doch nicht wissen, wie viel ihr der Brinkhöfer vermacht hatte und kein vernünftiger Mensch verfeindet sich gern mit dem Kapital.

Marianne kam mit ihren Vorbereitungen nicht zu Ende, obwohl sie sich sagte: Robert sehe bereits nach ihr aus -- ihr entgegen gehen durfte er ja nicht, seiner Sicherheit wegen. Ihre Schmucksachen, auf welche sie früher so stolz war, kamen ihr heute recht erbärmlich vor. Was mußte der Geliebte nur sagen, wenn er sah dies war Alles — und sie hatte damals beim Bülzenbette doch versprochen ihm zu helfen!

Eben als das Mädchen nun doch endlich fortgehen wollte, klopfte der Schneider von Außen an's Kammerfenster und winkte ihr heraus zu kommen. Neben der Scheune unter dem Paradiesapfelbaum wartete der Schneider, dort konnte man vom Hause aus nicht gesehen werden: „Hier sind die vierhundert Gulden," sagte er ohne weitere Einleitung, „der Notar ist allbereits ehegestern abgereist, um die nöthige Gesetzlichkeit zu machen und so kann denn Alles bestens seinen Gang gehen und wir Hochzeit feiern!" er rieb sich die Hände.

„Brinkhof muß es sehr, sehr gut mit mir meinen!" erwiederte Marianne bewegt, „ich begreife gar nicht, wie

Ihr so vergnügt sein könnt, wenn ein so liebevoller Mann am Tode liegt!“

„Ganz recht, am Tode!“ stimmte der Schneider ernst bei, „das ist, mein Kind, ich habe schon viele Leute sterben sehen, reiche Leute sogar, also: Wir müssen alle sterben und da freut es mich wenigstens, daß das Geld nicht in die Hände derer kommt, die sich dessentwegen für besser erachten als unser Eins!“

„Ich werde Eurer gewiß nicht vergessen, Meister!“

„So hoffe ich, schönes Mädchen! Und nun guten Morgen! Kann ich dem Bauern sagen, daß Du heute kommst ihm zu danken?“

„Gewiß, ich komme gegen Abend, ich werde ihm heute und all’ mein Lebtag danken!“

„So so! na, das ist gut! Das ist recht von Dir, daß Du uns heute keine Weitläuftigkeiten machst, da ist das Packet, hundert Gulden in klingendem Gelde, das andere in Papier, da fehlt kein Deut! Es ist eine miserabel große Summe, die der da so mir nichts dir nichts einsteckt, aber ich habe dem Bauern gesagt, die Marianne ist Euer halbes Vermögen werth, ich will verflucht sein, wenn ich nicht so sagte. Na, Adjes, komme zu guter Zeit auf den Hof, er fragt immer nach Dir!“

Ja, es war eine große Summe, die Marianne trug, sie sah die Menschen, welche ihr auf dem Wege zur Kirche begegneten ganz mißtrauisch an; sie erröthete vor Stolz, wenn sie an Roberts Ueberraschung dachte, und dann wieder athmete sie schwer, daß sie die Frau eines Andern werden sollte.

Unter einem Wachholderbusch saß ein Mann. War es ein Räuber — war es Robert? Nein, er hatte ihr versprechen müssen, nie bei Tage das Haus zu verlassen und hier war kaum der halbe Weg bis zum Gehöfte des Schiffers. Die Gestalt erhob sich und kam ihr entgegen. Sie drückte das Geld fest an sich, zur Sicherheit hatte sie noch den obersten ihrer festen Wollröcke, wie einen Mantel über die Schultern geschlagen. Dennoch — sie konnte das Geldpäckchen in einen Torfhaufen unter eine Haidsode verbergen, im Falle — —

„Marianne — Ahoi!" klang es wie durch ein Sprachrohr aus weiter Ferne, und sie fing an zu laufen, das war ja Tobbis.

Der Alte begrüßte sie und hörte sich die ganze Erzählung an: „Hätt's dem Brinkhöfer nicht zugetraut!" knurrte er. „Uebrigens, ich bin mit der Sache wohl zufrieden und kann mich rechtschaffen verdefendiren, wenn der Kapitän und Deine Mutter mich da Oben fragen, was aus Dir geworden ist! Aber eines fordere und verlange ich nun, Möwe, Du gibst mir das Geld und den Abschiedsgruß für den Jungen und kehrst wieder um!"

„Tobbis — o laßt mir das einzige Glück ihn noch einmal zu sehen, zu hören!" schrie das Mädchen auf.

„Nein, Möwe, ich laß Dir's nicht. Du würdest ihm verrathen, um welchen Preis Du das Geld hast und dann nimmt er's nicht. — Und weiter — wenn ein alter Geizkragen wie Brinkhof ehrlich und großherzig wird Deinetwegen, so darfst Du's nicht in der ersten Stunde vergessen

und sein Vertrauen täuschen, Du bist heute schon so gebunden, als nach der Trauung!"

Marianne warf sich auf die Haide, um ihr wildes Schluchzen, ihren furchtbaren Schmerz der Mutter Erde, auf welcher sie so einsam lebte, gleichsam an's Herz zu legen. Tobbis betrachtete sie eine Weile, dann sagte er wieder: „Zwingen kann ich Dich nicht, bedenk Dich selbst!"

Damit ging er, Marianne vernahm seine Fußtritte auf dem dröhnenden Boden, aber sie folgte ihm nicht. Nachdem sie ausgeweint hatte, wusch sie ihr Gesicht in einer Wasserlache, blickte niederknieend noch einmal nach jener Himmelsgegend, wo ein grünes Buschwerk das Herz ihres Herzens barg und ging dann dem Brinkhofe zu. Ein wenig gebeugt zwar, sie trug Schwereres als jene vierhundert Gulden, aber festen Schrittes, sie hatte sich ehrlich selbst besiegt.

Niemand hatte der Kapitänischen zugetraut, sie könne so sanft und duldsam sein, als sie es von diesem Tage an war, sie saß stundenlang vor dem Bette des Kranken und ermüdete nicht in Aufmerksamkeiten. Er frischte zusehends wieder auf und das Mädchen freute sich wenn es besser ging, obwohl der Arzt und der Schneider noch immer und zwar sehr ungenirt den Kopf schüttelten.

Am Abend vor der Trauung kam Tobbis daher: „Er ist auf See — er dankt Dir!" war seine ganze Rede, und dann ging er mit ihr zum Brinkhofe und erklärte nach einer genaueren Besichtigung, ihm stehe Alles dort wohl an.

Nachdem die junge Frau auf den Brinkhof gezogen war, zeigten sich alsbald glückliche Veränderungen im Be-

finden des Kranken, die gute Pflege schlug erstaunlich an und binnen vierzehn Tagen war er frischer als zuvor. Es ging mit dem jungen Ehepaare, dessen Bund von vorn herein zu einem höchst unglücklichen gestempelt zu sein schien, eine so vortheilhafte Veränderung vor, daß dieselbe sogar den Landleuten, die im Allgemeinen keinen großen Werth auf geistige Vorkommnisse legen, auffiel.

Marianne war eine stille, sorgsame Hausfrau, sie benutzte die heftige Liebe ihres nicht sehr begabten Mannes, um diesem, der niemals erzogen wurde, noch nachträglich einige Begriffe beizubringen, er schien gelehrig und konnte ihr durch einen langen Winter-Abend geduldig lauschen, wenn sie von ihren Jugenderinnerungen auf dem Meere und den Eindrücken aus fernen Ländern sprach.

„Sie ist klug, sie ist mächtig klug!“ sagte er zu seinen Hausleuten, wenn er sich dann aus dem großen Lehnstuhl an der Herdecke erhob, um sich schlafen zu legen. Er wurde ganz flügge und wie ausgewechselt, zumal als ihm die Aussicht wurde einen Anerben zu begrüßen! Sein früherer Geiz machte sich Marianne gegenüber in keiner Weise geltend, er kaufte ihr, was sie immer verlangte, und als nun auch die Pflegeschwester Katrin Loh Hochzeit machte, da war keine Bäuerin so schön geputzt als Brinkhof's Marianne.

Leider legte der Bauer aber seine Sparsamkeit nach anderen Richtungen hin keineswegs ab, ja die Leute sagten: „Er ist gegen Alle noch eins so sühnig als zuvor, um nur Alles auf die Bäuerin zu hängen, was ihr in die Augen sticht!“

Namentlich war es der früher so unentbehrliche Schnei-

der, der seine Rechnung nicht gefunden hatte und sich in bitteren Klagen erging. Eines Tages gerieth der Letztere mit Brinkhof sogar in derart heftigen Wortwechsel, daß Marianne glaubte als Friedensstifterin auftreten zu müssen. Der Bauer kam ihr einige Schritte entgegen und fragte dringlich: „Sag' ihm, Frau, daß Du mich auch ohne die Krankheit genommen hättest! Daß all die Weitläuftigkeiten unnütz waren!"

„Ohne die Krankheit?" fragte Marianne mit weit offenen, unheimlich forschenden Augen.

„Nun ja!" Der Bauer nahm die Pfeife aus dem Munde, um zu lachen, „nun ja, Du denkst immer ich hätte nicht viel Grütze im Kopfe, und ich habe Dich doch überlistet, damals, haha! Mit der Krankheit war's nicht viel, so ein kleiner Umgang von Fieber, weißt Du, aber wir machten's mit dem Doktor aus, wir wollten es vor den Leuten auf's Allerschlimmste geben, damit Du ohne Arg herkämst, weißt Du! Na, es glückte auch, ha! ha! ich ließ mich's was kosten und lag mich krank und müde im Bette, aber dafür ging die Sache auch wie geschmiert. Aber Du hättest mich später so wie so genommen, da ist keine Frage, und ich wäre ein Narr, wenn ich dem Schneider für seinen Rath noch mehr als die fünfzig Gulden gäbe, die wir ausgemacht hatten!"

„Das ist doch ein Bettel," erhitzte sich der Schneider, „für all meine Lauferei und Aufpassen Tag und Nacht, daß mir der Bauer nicht gar aus dem Bette fuhr und Alles verdarb, und mein Umhertraben wenn Marianne ausging, um zu wissen, was sie für einen Freier hatte!"

„Ja, ja!“ lachte wieder der Bauer, „ich mußte doch wissen, ob ich Dir trauen konnte, denn den Weibern glaubt man soweit man sie mit Augen sieht, weiter nicht! Somit war ich's zufrieden, daß es der alte Tobbis war, der mein gutes Geld einsackte, ich höre er lebt sparsam und denke er vermacht Dir's zurück!“

„Es wäre wohl an Dir, Marianne, für mich ein Wort bei Brinkhof zu reden,“ nahm der Schneider wieder das Wort, „denn mir verdankst Du's, daß Du hier wie eine Königin in Fett und Ueberfluß sitzest!“

Die Frau war sehr blaß geworden, ihre Augen funkelten und sie biß die kleinen Zähne tief in die Lippen: „Ja, ich werde es euch gedenken, daß zwei elende Betrüger mich in meinem guten Zutrauen fingen, wie den Hasen in der Schlinge! Freut euch eurer Klugheit, ich speie vor derselben aus, und Gott mag mir helfen, daß ich nicht an dem Bissen Brod erzticke, den ich von diesem grauköpfigen Heuchler und Lügner annehmen muß!“

Sie zerraufte ihre Haare und stieß, wie erstickend, einen langen, unartikulirten Schrei aus.

Die Männer sahen sich erschrocken an: „Aber Frau, was hast Du denn?“ fragte Brinkhof einfältig.

„Er fragt noch!“ kreischte Marianne. „Er begreift nicht einmal, welchen Schimpf er mir angethan hat — und ich habe ihm gedankt, ich habe mir's gelobt ihm zu dienen, ihm treulich anzuhangen, so lange er athmet —! Jesus Mar'—Joseph! mir schaudert vor diesem jammervollen Manne, ich verachte ihn und Alles was ihm ange-

hört und ich werde mir lieber die Zunge abbeißen, als ihm je wieder ein gutes Wort geben!"

Den ganzen Tag irrte Marianne in Wald und Feld umher, knirschte mit den Zähnen und jammerte, daß Robert nicht komme sie zu erretten, sie schien den Geliebten von Neuem und unwiederbringlich in jener Stunde verloren zu haben, wo sie gewahrte, der beschränkte Bauer habe sie zu einem unwürdigen Spiele mißbraucht! In dieser Gemüthsstimmung, gekränkt bis zur Empörung all ihrer leidenschaftlichen Empfindungen, gab Marianne ihrem Sohne Leffert das Leben.

„Sein Kind!" sagte sie, als man ihr den Neugebornen zeigte und wandte den Kopf nach der andern Seite.

Brinkhof wandte das ungeeignetste Mittel an, um das gute eheliche Verhältniß wieder herzustellen — er hielt ihr seine Gutthaten und das Glück ihrer Lage und ihrer Standeserhöhung vor, er war übellaunig, eifersüchtig und verrieth seine ganze Rohheit und Gemeinheit. Sobald Leffert groß genug war, die trefflichen väterlichen Lehren zu begreifen, machte Brinkhof ihn zu seinem tyrannischen Verbündeten gegen die Mutter und diese fand eine Art Rechtfertigung in diesem Betragen, wenn ihr Gewissen ihr sagte, sie lasse das unschuldige Kind entgelten, was sein Vater verbrochen habe, indem sie sich vergewisserte, Leffert sei ganz so wie jener geartet und unverbesserlich.

Zwei Jahre nach Lefferts Geburt brachte ihr Tobbis einen Brief von Robert, der ahnungslos vertrauende Geliebte schrieb, er dürfe, in Folge seiner Begnadigung, nach

Deutschland zurückkehren und wenn ihm auch keine glänzende Laufbahn offen stehe, so hoffe er seiner Marianne, seinem guten Schutzengel, doch demnächst ein bescheidenes Glück bieten zu können als sein heißgeliebtes Eheweib.

Die Bäuerin beantwortete den Brief im Namen des alten Tobbis, der nicht schreiben konnte: „Marianne ist verheirathet; Du darfst sie nicht wiedersehen!“

Nach diesem Brief, der sie namenlos erschütterte, war die unglückliche Frau wenigstens nicht mehr zänkisch und widersetzlich, sie gab den Kampf auf und überließ sich einer völligen Gleichgiltigkeit. Diese Stimmung reizte den Bauern beinah noch mehr als die frühere leidenschaftliche, da ihm die Erklärung für dieselbe mangelte.

Die Geburt eines zweiten Sohnes erweckte Mariannens Schadenfreude gegen Leffert, das war und blieb aber auch die einzige Freude, das kränkliche kleine Geschöpf berechtigte nicht zu der Hoffnung, es werde den kräftigen Erstgebornen jemals aus einem seiner angemaßten Rechte verdrängen.

Die Jahre gingen so dahin. Tobbis wußte, daß ihn der Bauer scheel ansah und es waren daher gewisse Verabredungen getroffen, vermittelst welcher er seine geliebte Möwe zu einem Stelldichein aufforderte. Sie kam gerne, seiner Theilnahme gegenüber lüftete sie das verzweiflungsvolle und stolze Schweigen, in welches sie sich gewöhnlich hüllte. Kurz vor der Zeit, wo Leffert seinen Spielgefährten mordete, brachte der alte Schiffer die Kunde, Robert sei in die Gegend gekommen als Angestellter des neuen Eisenbahnbaues. Er hatte Tobbis aufgesucht, um nach Marianne zu fragen. Auch Robert war seit einigen Jahren verheirathet,

seine Frau hatte eine so grenzenlose Liebe zu ihm gefaßt, daß sie ihren Eltern entfloh, um ihm zu folgen — das verwöhnte Kind des Reichthums ahnte aber wenig, was ein enges, sparsames Nomadenleben in öder Haide bedeute und verging unter der Wucht der Verhältnisse.

Marianne wollte Robert nicht wieder sehen, aber hören, hören wollte, mußte sie unermüdlich von ihm! Sie malte aus den einfachen Mittheilungen des Greises große, farbenreiche Lebensbilder. Diese milderen Vorstellungen wechselten ab mit den langen Wochen voll peinigender, quälender Eifersucht — sein Weib, sein Kind — wie theuer mußten sie diesem reichen Männerherzen sein! Dennoch, Marianne versuchte nie ihn zu sehen, so unabläßig sie seiner gedachte.

„Nein," sagte sie eines Tages zu Tobbis, „wenn man mich auch verrathen und verworfen hat, weil ein alter Bösewicht seinen kindischen Zeitvertreib haben wollte, ich selbst werfe mich nicht weg!"

Da kam das furchtbare Ereigniß von der Röthekuhle und entfesselte die lang gekettete Zurückhaltung der Frau, die ihr feuriges Sehnen mit Eis ummauert hatte.

5. Die Seelentochter.

Der Bauer Brinkhof hatte mit seinem Sohne gleichsam sich selbst verloren, seine Wirthschaft wurde ihm mehr und mehr gleichgiltig und er bot alle seine geringen Geisteskräfte einzig zu dem Zwecke auf, eine Wahrscheinlichkeit für Lefferts Verschwinden zu ergrübeln. Die Bäuerin, nachdem sie sich von ihrer Krankheit erholt hatte, nahm dagegen kräftig und

umsichtig die Leitung des Hauswesens in die Hand. Ein Theil der Dienstboten, dem die Aufsicht natürlicher Weise höchst unwillkommen war, hetzte den schwachsinnigen Hausherrn gegen die Eingriffe seiner Frau auf und dieser warf sich in die Brust und forderte die unbeschränkte Alleinherrschaft.

„Brinkhof!“ entgegnete Marianne, „der Schneider, der unser Haus stets mit gutem Rathe bedacht hat — Du weißt noch von damals, wo Du den Todkranken spielen mußtest! — hat mir jetzt auch zweierlei gute Lehren gegeben, zum Ersten, ich soll Dich nur tüchtig Branntwein trinken lassen, damit Du bald hin wirst! Oder zum Andern, ich soll Dich für verrückt erklären lassen, im Nothfall in's Narrenhaus stecken, damit Ordnung in die Dinge kommt. Mir graust vor dem Morde,“ fuhr sie erschauernd fort, „und wenn keine Seele davon wüßte, ich selbst, ich selbst ertrage es nicht! — Das Andere aber, Brinkhof, kann und werde ich thun, um der Kinder willen, um meinetwillen, die ich schwer dafür gezahlt habe, hier, in diesem Unglückshause, Bäuerin zu heißen!“

„Gezahlt?“ schrie der Bauer, „Du gezahlt, Du?“

„Ruhig, Brinkhof, und rühre mich nicht an, je wilder Du thust, desto leichter machst Du's mir, die Leute zu überzeugen, daß Du ein Narr bist!“

Er ballte die Fäuste und knurrte wie ein bissiger Hund.

„Du bist nicht schnell von Begriffen,“ sprach Marianne weiter, „ich gebe Dir bis zum nächste Sonntag Bedenkzeit, merk Dir's, Du hast noch fünf Tage! Sobald Du als

Säufer begraben wirst — Du bist ohne mein Zuthun auf dem besten Wege! — oder an dem Tage, wo sie Dir die Hände auf den Rücken binden, um Dich in's Tollhaus zu bringen, verlangt der Schneider die fünfzig Gulden, welche Du ihm bislang für den Handel mit mir verweigertest! Am Sonntag magst Du nun entweder im Guten und vor allem Hausvolke bestimmen: Von heute ab regiert meine Frau! — oder aber ich regiere gegen Deinen Willen, damit ich nicht als zweite Verrückte auf dem Brinkhofe dastehe! Wähle!"

Der Bauer fluchte und winselte — er hatte aber doch noch Einsicht genug, zu bemerken, daß bei seinen Vorwürfen und Klagen eine gehässige Freude Mariannens Antlitz aufleuchten mache, er wußte nebenbei gut genug, daß diese Frau keine Drohungen in den Wind schleudere, sondern die Schlinge unerschütterlich fest in der Hand halte. Er trank viel und stöhnte viel, als aber der Sonntag kam, da legte er mit dem Reste der ihm zu Gebote stehenden bäuerlichen Würde die Regierung in die Hände seiner Frau, weil er sich, nach all dem Unglück, „etwas schwach im Kopfe fühle!" Marianne senkte ihr Gesicht in die Hände, einige der Leute meinten, sie lache, als sie aber wieder aufsah, waren ihre Augen feucht, es jammerte die Starke das Elend des verdumpften Gefährten und sie sagte laut: „Ich danke Dir, Brinkhof, ich werde wachsam und gerecht sein und Dir selbst soll alle Pflege und Ehre zukommen, die dem Hausvater gebühren!"

Der arme, erfinderische Schneider kam an diesem Tage wieder um die fünfzig Gulden!

Nach seiner Abdankung war Brinkhof nichts weiter als ein verlöschtes Licht, ob er sprach oder schwieg, tadelte oder lobte, Niemand legte Gewicht darauf, ja man glaubte seine Reden überhören zu dürfen, wie man dem Rauschen des Windes, dem Klang des Regenfalles keine tiefere Deutung unterschiebt. Nur Marianne hörte ihn geduldig an, beruhigte und erklärte und ließ nie durchfühlen, daß er nur das fünfte, unbrauchbare Rad am Wagen sei. Hatte der also moralisch Verstorbene, während er noch lebte, auch nie einen Begriff von der Geistesstärke seiner Frau fassen können, weil sie ein Weib, weil sie nicht ebenbürtig war, so klammerte er sich dagegen jetzt an ihren Willen, wie sich ein mastloses Wrack in's Schlepptau nehmen läßt. Es erging ihm wie den Jagdhunden, die einen neuen Herrn anerkennen, sobald er sie zuvor tüchtig geprügelt und nachher tüchtig gefüttert hat. Als Brinkhof eines Tages in's Zimmer trat, streckte ihm sein kleines verkrüppeltes Söhnchen die Hände aus dem Wagen, in welchem man das Kind umher fuhr, entgegen, es war des Sitzens müde und wollte auf seine schwachen Füßchen gestellt sein. Brinkhof hatte sich nie um Wilm gekümmert, der keine Aussicht bot, je ein ordentlicher Bauer zu werden, der Knabe war nicht standesmäßig, er schien eigentlich nur geboren, um Lefferts Erbtheil zu verkürzen. Plötzlich gefiel es nun doch dem Alten, daß er Jemanden fand, der noch abhängiger und hilfloser war, als er selbst, Jemand, der seinen Schutz forderte. Er trug also das Kind in den Garten und beschäftigte sich Stunden lang damit, ihm das Gehen zu lehren. „Wer soll's ihm denn beibringen, wenn nicht ich?“ fragte er mit

einem gewissen Stolze, und so kam es, daß die beiden Unmündigen sich fanden und einander unterhielten. Der Kleine machte wirklich mehr Fortschritte, seit man ihm Aufmerksamkeit widmete, und die Zwei fühlten, daß sie im Grunde Niemandem wichtig waren, als nur Einer dem Andern.

Es mochten ein paar Jahre nach Lefferts Verschwinden dahin gezogen sein, als Tobbis seine Pflegetochter wieder einmal zu einem Stelldichein bei den Tannen entbot. Er hätte auch zum Brinkhofe kommen können, Niemand würde etwas darin gefunden oder ihm gewehrt haben. Aber keiner der Betheiligten hatte jemals diesen Wunsch ausgesprochen. Im Forste waren sie unbeobachtet, unbelauscht, Marianne ließ ihre häuslichen Plackereien hinter sich und hing ungestört ihren Erinnerungen nach. Freilich, über die Haide zu jenem noch immer roth schimmernden Dache blickte sie seit dem verhängnißvollen letzten Wiedersehen mit Robert auch nicht mehr. Die Eisenbahn war inzwischen vollendet und Diejenigen, welche sie bauen halfen, anderen Unternehmungen nachgezogen. Auch Tobbis wußte daher nichts Neues von Robert. Marianne pflegte zu ihren Zusammenkünften stets ansehnliche Geldsummen mitzunehmen, obwohl sie sonst seit ihrem Regierungsantritt sich sehr durch eine sorgliche Sparsamkeit in der allgemeinen Achtung der Menge und zum Verdruß Einzelner hervorgethan hatte.

Niemand beachtete, als sie wiederum dahin schritt, wo der treue Greis ihrer wartete, wie schön dieses Weib war, die Jahre und die Schicksale schienen zu ihrer vollen Entwickelung beigetragen zu haben, wie ja auch junge Bäume sich nach Stürmen erst recht tief einwurzeln in das gelockerte

Erdreich! Gewiß ist jene Schönheit jenseit der ersten Jugendblüthe, jenseit der Prüfungen die wahre. — Diejenigen, welche Marianne vorübergehen sahen, bemerkten sicher nichts von dem herrlichen Schnitt ihres Antlitzes, sie prüften nicht Glanz und Farbe der mandelförmigen Augen, sie hatten kein Verständniß für das Inkarnat ihrer Wangen, für das kräftige Ebenmaß ihrer Gestalt. Diese Dinge sehen sich mit dem Auge der Liebe oder fühlen sich mit dem geweckten Kunstsinn. Niemand liebte aber die Brinkhof=Bäuerin. Selbst ihr Unglück vereinsamte sie noch mehr, es verfolgten sie unheimliche Schickungen und — sie mußte sich nicht schuldlos wissen, denn — sie klagte ja nicht! Die Masse wägt weniger den Schmerz, sie mißt ihn vornehmlich nach seinen Aeußerungen.

Auf der hohen Brücke des Sanddammes hob die Wandernde die zu Boden gesenkten Augen, um nach der Röthekuhle hinüber und des Weges, den sie gekommen, zurück zu blicken. Sie wollte sich überzeugen, ob Jemand in der Nähe sei. Freilich, in der Ferne bewegten sich planlos und kaum erkennbar drei Wesen, Marianne wußte, es seien ihr Mann, ihr Sohn und der alte Hofhund, welche alle drei die Gewohnheit hatten, ihr zu folgen, wenn sie das Gehöft verließ. Sie blieben gewöhnlich weit zurück und kehrten häufig ganz und gar wieder um, wenn sie weiter hinaus ging. Der Hund schien der Klügste von der Karawane und stellte sich daher mit Bewußtsein an die Spitze der Unternehmung.

„Leffert!“ murmelte Marianne, sie gedachte des einzigen Wesens ihres Stammes, das neben ihr zu stehen von der

Natur berechtigt schien. Dann aber wieder hob sie das Haupt stolz, beinahe trotzig. Sie wollte — selbst nicht in Gedanken — keinen Schritt zurücknehmen, den sie gethan hatte! Zu den Tannen hinüber blickend prüfte sie zuvörderst, wie weit die junge Anpflanzung gediehen sei, die sich da, wo einst die Köhlerhütte stand, jetzt bereits bis zur Achselhöhe eines Mann erhob, und dann schaute sie zu dem Durchhau, der laubenartigen Lichtung, wo Tobbis sie gewöhnlich erwartete. Dort stand allerdings ein Mann, aber es war nicht Tobbis, der Unbekannte war auch nicht allein, ein schwarz gekleidetes, blondhaariges Kind hielt seine Hand erfaßt.

Ein zweiter Name drängte sich über die schweigsamen Lippen der Frau: „Robert!“ sie sagte das tief, gleichsam das ganze Gewicht dieser zwei Silben gegen ihre eigene Seelenstärke auf die Wagschale werfend.

Ja, Robert war's! Als sich die Saatwellen des Kornfeldes, die den schmalen Fußpfad überwogten, theilten und die junge Frau heraustrat, da hemmte der harrende Mann seine ihr entgegen strebenden Schritte — sie standen Beide wortlos da und blickten sich an. Ihre Hände erhoben sich nicht zum Drucke, ihre Lippen sagten kein Wort des Grußes, auf dem drei Fuß breiten Strich Erde, der sie trennte, schien eine unsichtbare Mauer aufgethürmt.

„Papa!“ flüsterte beängstigt das blonde, schlank aufgeschossene Mädchen neben ihm.

Marianne deutete sich aufraffend auf das schwarze Kleid des Kindes und fragte: „Ist sie — —?“

„Ja,“ antwortete Robert dumpf. „Sie, die arme Ka=

roline, hat ausgelitten, an jenem Tage, wo Du uns aufsuchtest, kam ein todter Knabe zur Welt, seitdem siechte sie ununterbrochen, Jahre lang zwischen Leben und Tod schwankend — bis die Erlösung kam!"

„Willst Du sagen," keuchte es mühselig über Mariannens bleiche Lippen, „daß ich — sie getödtet habe?"

„Nein, armes Weib! Ihre Liebe zu mir war ihr Untergang. Verzärtelt und gewohnt ihren Neigungen nachzugeben, folgte sie mir ohne Vorwissen ihrer Familie — ja, ohne daß ich selbst ihr dieses Opfer zugemuthet hatte. Wir kannten uns wenig, aber ich konnte nicht anders, als ihr Loos an mich binden, da sie meiner Ehrenhaftigkeit so ganz und gar getraut hatte!"

„Du liebtest sie nicht?" rief Marianne.

Robert legte die Rechte auf den Kopf seines Kindes und sprach: „Doch, ich liebte sie mit aller Dankbarkeit meiner Seele für ihre Liebe, ich liebte sie, weil sie meinetwegen litt!"

„Und Dich anklagte!" rief Marianne hart.

„Weichen Gemüthern ist die Klage ein Trost — verläßt denn eine Mutter ihr unmündiges Kind, weil es weint? Sie wurde erdrückt unter der Armuth und Vereinsamung ihrer Stellung!"

Marianne sah scheu zu ihm empor. „Weshalb bist Du gekommen?" fragte sie herb.

Robert zögerte einige Sekunden, dann entgegnete er entmuthigt: „Ich erwartete, Dich anders zu finden — es war meine Absicht, Dich zu bitten, meinem Kinde jetzt Mutter zu sein!"

„O!“ rief, jauchzte beinahe die Frau, stürzte vor der Kleinen nieder und küßte ihr Hände und Füße, „o, will der Segen zu mir zurückkehren? Vergib, Robert!“ sie streckte beide Arme zu ihm empor, „vergib, daß mir's wie ein Messer in die Brust fuhr, als Du ihrer, der Todten, Leid und Jammer mit Liebe lohntest und Derer nicht gedachtest, die aus Liebe zu Dir durch Höllenflammen ging, die Fluch, Schande, Haß und Kummer durch lange Jahre ertrug, in Sehnsucht nach Dir vergehend — und ohne Klage!“

Er bedeckte die Augen mit der Linken, indeß er ihr mit der Rechten winkte, sie möge schweigen.

„Warst Du nie — nie getröstet?“ fragte er beklemmt.

„Nie, keine Stunde!“

Er ließ die Hände sinken und sah sie in staunender Bewunderung an. „Du bist eine große Frau!“

„Ja, eine große Sünderin, Robert; ich weiß es und fand doch nicht hinaus aus meinem ergrimmten Sinne. Aber wenn sie da ist, das Kind — wie heißt sie? — dann, dann werde ich Frieden haben.“

„Sie heißt Karoline.“

„Darf ich sie Angela nennen, das bedeutet Engel! Willst Du Angela heißen, mein Trost?“

„Mir ist's einerlei,“ antwortete das Kind und schlang die Arme um ihren Hals.

„Willst Du mein guter Gottesengel sein?“ weinte und lachte die Bäuerin und herzte das Kind.

„Sei nicht traurig!“ bat das kleine Mädchen.

„Nein, nein,“ rief die Frau, „nicht traurig, gut wollen

wir sein!" In diesem Augenblicke kam der Hofhund herangesprungen, Marianne richtete sich auf und sagte: „Der Bauer und sein armer Knabe folgen mir. Sieh, kleiner Wilm, da ist ein Schwesterchen für Dich!"

Der kleine Krüppel ritt auf dem Rücken seines Vaters und ließ sich jetzt zur Erde niedersetzen; er trat altklug vor das neue Schwesterchen und sprach: „Das ist gut, daß Du gekommen bist, ich kann sehr gut mit Dir spielen und auch gehen, weißt Du! Aber Mutter war so weit weg heute, daß ich wohl tausendmal ausgeruht habe, und dann trug mich Vater, aber sonst gehe ich immer, ich bin schon über neun Jahre alt!" und die braunen schönen Erb-Augen der Mutter leuchteten stolz aus dem bleichen abgezehrten Gesichte des Knaben.

Brinkhof hatte mißtrauisch den Fremden beobachtet, endlich sagte er drohend: „Wenn Ihr kommt, fremder Mann, um mich in's Tollhaus zu bringen, so geht nur wieder, meine Bäuerin leidet's nicht. Nicht wahr, Marianne," lächelte er kläglich, „Du leidest es nicht, und was Du nicht willst, darf nicht geschehen."

„Sei ruhig," entgegnete Marianne gelassen, „es wird Dir Niemand ein Haar krümmen! Sieh, Robert, so lebe ich, aber der alte Mann ist mir jetzt lieber als früher, wo er war wie die Anderen, er ist jetzt wie ein Kind, und dem Wehrlosen zürnt man nicht!"

Robert blickte voll Erbarmen auf die Gruppe, seine Lippen bebten.

Marianne sandte nach einer Weile Mann und Sohn

wieder heim, um für den Abend einige besondere Leckerbissen bestellen zu lassen, Wilm wollte aber bei dem Schwesterchen bleiben und ging nicht eher, bis die kleine Karoline sich erbot, ihn zu begleiten, damit er ihr die Lämmer, die Kälber und die Hühner zeige, von denen er ihr erzählte.

Robert und Marianne blieben allein.

„Marianne," sagte Robert erschüttert, indem er ihre Hand erfaßte, „ich beschwöre Dich, mache diesem Jammer ein Ende, ich fordere Glück für Dich, für mich!"

Mariannens Hand zuckte. „Glück — o, so weißt Du nicht Alles, was mich betroffen!"

„Doch, Alles, Alles hat mir Tobbis vertraut. Eben weil ich Alles weiß, bin ich gekommen, flehe ich Dich an, das zu vereinen, was Gott für einander bestimmte, Dich und mich! — Leffert, dem Du eine sorgsame Erziehung geben läßt, ist bald erwachsen, laß ihn kommen und für sein Eigenthum und seinen Vater sorgen. Wir gehen mit den kleinen Kindern in ein fernes Land, wo uns Niemand kennt, und trennen uns nicht mehr bis an's Ende!"

Marianne war bleich geworden, sie athmete kurz und schwer: „Führe mich nicht in Versuchung!" bat sie, ihm ihre Hand entziehend.

„Versuchung? Was ich fordere ist natürlich, ist recht, — wer dankt Dir's, wenn Du bleibst? Wer entbehrt Dich hier, wenn Du gehst? Wer liebt Dich hier? Antworte mir, Marianne!"

„Ich darf ja nicht! Vor Jahren, als ich noch ungeduldig an meiner Kette riß, da wünschte ich, so viel erstickenden Kummer, als auf mir lastete, wenigstens verdient

zu haben, um doch zu wissen warum, um doch einmal meinem unbändigen Herzen gefolgt zu sein. Jetzt denke ich anders, ich verstehe, daß die schwere Buße über mich kam, weil ich zu meinem Manne ging, weil ich Herrin seines Besitzes wurde, ohne daß auch nur ein Herzschlag, nur ein kurzer Traum von mir das war, was ich übernahm und vorstellte. Wer sich also in die Lüge begibt, soll aber nicht mit Verrath hinaus wollen. Du, Robert, Du hast nichts gefehlt, Du stehst da und forderst Dein Recht, indeß ich Dir dasselbe verweigern muß. O Gott, steh' mir bei, daß ich's ihm deutlich mache!" Die arme Frau rief das angstvoll und händeringend. „Sieh, Robert, wenn ich die Seligkeit, die Du mir bietest, kosten wollte, ich lüde damit dieselbe Schuldenlast auf mich, wegen deren ich bis jetzt Andere anklagte. Brinkhof ist kein Betrüger mehr, wenn er eine wortbrüchige, pflichtvergessene Frau hinterging. Ich hatte kein Recht, Brinkhof zu hassen, wenn ich gleich ihm kein Mittel scheue, welches mir zu dem, was ich begehre, verhilft. Und Leffert — der Angstschweiß tritt mir auf die Stirne bei der Vorstellung, er stünde da und fragte: Mutter, weshalb hast Du mich meiner Heimath, meiner Kindesrechte beraubt? — Dürfte ich sagen: Deiner Schuld halber! Robert, dürfte ich es sagen, wenn ich thäte, was Du eben begehrtest? Nein, nein, ich gäbe dem trotzigen Kinde damit das Recht, mir in's Gesicht zu schlagen und zu rufen: Pfui über Dich, die Du die Schuld des Unmündigen so schwer richtest, um selbst in schon ergrauenden Haaren eine zehnmal schwerere zu begehen!"

Marianne keuchte wie erkiegend bei diesen Worten und

fuhr dann leidenschaftlich fort: „Nicht daß er ein junger Mörder wurde, macht ihn zum Bösewicht, die strenge Zucht kann ihn doch gebessert haben, aber das Unrecht seiner Mutter wird ihn sicher dazu machen, wenn er heimkehrend sein Vaterhaus, seinen Namen entwürdigt sieht. In ihm war von Klein auf kein Gesetz und er wird das Angelernte leicht abwerfen, wenn seine eigene Mutter ihm dazu hilft!"

„So willst Du denn abermals das Opfer derer, die Deine Feinde sind, werden?" klagte Robert in zorniger Trauer. „Bedenke, Leffert muß und wird ja Dein erbittertster Gegner von Allen sein, er vergibt Dir nicht, daß Du ihn bezwungen, zu tief waren schon in dem Kinde die Herrschsucht und der Eigenwille gewurzelt!"

„Ich fürchte, es ist so," entgegnete die Bäuerin.

„Und doch willst Du Dich nicht retten?"

„Nein, ich bleibe!"

„Marianne, Du trittst auch mein Lebensglück mit Füßen — ist das Dein letztes Wort?"

Sie wurde so bleich wie Kalk an der Wand. „Mein letztes!" sprach sie. Dabei richtete sie sich empor und versuchte die zitternden Lippen zu einem Lächeln zu zwingen: „Hast Du nicht selbst bewiesen an Deiner Todten, wie man's mit der Pflicht halten soll?"

„Karoline liebte mich!"

„Liebe schlägt die tiefsten Wunden!"

Robert blieb vor ihr stehen. „Marianne, Du bist eine Heldin, ich beuge mich und sage Dir und meiner letzten Hoffnung Lebewohl. Hüte mir mein armes Kind. Vergib mir, daß ich Dir einen so schweren Kampf bereitete. —

Jene, mein armes Weib, starb aus Muthlosigkeit und Dich schmiedet der Muth unter Dein eisernes Joch. Ich gehe, ich mag dem elenden Mann, dem Brinkhöfer, nicht wieder unter die seelenlosen Augen treten. O Marianne!"

Er breitete die Arme aus und sie sank hinein, sprachlos ruhte sie an seiner Schulter und duldete, daß er ihre frischen rothen Lippen küßte.

„Genug!" rief sie dann, sich plötzlich von ihm losmachend. „Leb' wohl, ich frage nicht wohin Du gehst, aber wisse noch, mir ist das Letzte, Größte nicht eingefallen, als ich Dir Deine Bitte abschlug: ich kann nicht folgen — aus Liebe zu Dir. Vor meinem Herzen könnte ich mich rechtfertigen, aber Du darfst keinen Makel kennen an mir! Geh' jetzt und sorge nicht um das Kind, es ist ja Dein Kind, Dein Bild, ein Theil Deines Lebens — leb' wohl!"

Und Robert ging, nach ein paar tausend Schritten sah er zurück und winkte. Sie grüßte hinüber und deutete in's Weite hinaus. Er schritt fort über die Haide dem Hause des alten Tobbis zu.

Marianne sank in die Kniee, ihr Antlitz war klar und friedvoll, eine unendliche, ob auch wehmüthige Siegesfreude kam über sie. „Er gehört mir ewig!" murmelte sie. Als er ihren Augen entschwunden, sprang sie empor, eilte wie beschwingt heim, um die kleine Waise zu sehen, zu herzen, sie zu loben und ihr ein Kopfkissen neben dem eigenen zu richten. So glücklich war sie seit Jahren nicht wie heute.

6. Der verlorene Sohn.

Auf einer durch die in gleicher Richtung angelegten Eisenbahn sehr verödeten Steinstraße schritt ein Wanderer mit unverkennbarer Hast und Ungeduld vorwärts, schlug mit dem Stocke heftig gegen die weißen Birkenstämme, welche den Weg einfaßten, schleuderte die Steinchen, die ihm unter die Füße geriethen, mit kräftigem Stoße weit hinweg über den trockenen Chausseegraben; er drückte seinen Lackhut mit derbem Schlage fest auf die braunen Haare, um ihn in der nächsten Sekunde wieder vom Kopfe zu reißen — kurz, Alles zeigte Unruhe und Erregung. Er war ein schlanker, auffallend hübscher Jüngling, auf dessen Lippen der erste Flaum lag, sein brünettes Gesicht mit den braunen Augen müßte einen Maler entzückt haben durch den Ausdruck der Kraft und Entschlossenheit, welcher das Alter des Wandernden fast Lügen strafte. Wenn seine Kleidung dazu berechtigt hätte, man würde trotzdem nicht ohne Mißtrauen sich dem jungen Manne in dieser tiefen Einsamkeit zugesellt haben, aber nichts an ihm deutete auf Mangel, er trug die saubere und kleidsame Uniform der schwedischen Marine und an einem Lederriemen eine wohlgefüllte Reisetasche von rothem Juchtenleder. Als sich neben einem Tannengehölz eine sandige und breite Fahrstraße vom Steinwege abzweigte, stieß der Seemann einen bösen Fluch aus, zog ein Dolchmesser aus der Tasche seiner blauen Jacke und schnitt damit glatt und schneidig durch den Stamm einer jungen Eberesche, so daß ihre zierliche Krone in jähem Sturze zu Boden rauschte und die reifen rothen Beeren wie Bluts=

tropfen im gelben Sande und braunen Haidekraut umherrannen. Der Baumfrevler schickte sich eben an, die nächste Sanddüne zu ersteigen, um weitere Umschau zu halten, als hinter der Böschung ein lautes „Kii—witt! Kii—witt!" als eine sehr treue Nachahmung des Kibitzrufes erschallte.

„Engel!" antwortete es gleich darauf zur Rechten hinter dem großen wunderlichen Steinbau aus angehäuften erratischen Blöcken hervor. „Engel, Du willst mich zum Besten haben, ist Dein Korb wirklich schon voll?"

„Kii—witt! wirklich voll, kleiner Wilm!" antwortete links eine fröhliche helle Mädchenstimme, „genug, um tausend Krammetsvögel darin zu braten und fünfzigmal zu räuchern und zehn Flaschen Branntwein darauf anzusetzen und —"

„Lügnerin, Lügnerin!" schalt und lachte die scharfe Knabenstimme von drüben, „jetzt weiß ich schon, daß Du wieder flunkerst!"

„Komm und sieh selbst!" rief die Andere, und dann wurde es ganz, ganz still, indeß neben den Steinen eine hinter ihrem Alter zurückgebliebene kleine bucklige Gnomengestalt mit einem frühreifen blassen Kopfe auftauchte und in der Richtung durch die Haide dahin strebte.

Vergebens blickte der kleine Mann hinter jeden Wachholderstrauch und wischte sich vor lauter Sucheifer den Schweiß von der schmalen hohen Stirne, nirgends steckte die Gesuchte; endlich rief der Kleine beängstigt: „Aber, Engel, wo bist Du denn?"

„Hier, Du dummer Junge!" und zwei Arme umschlangen ihn und ein hellblonder Lockenkopf tauchte hinter

den nächsten blaugrünen Zweigen auf, um sich rosenfrisch an das schmale Gesicht des Gefährten zu drücken. „O, Du dummer Junge, wie kannst Du Dir nur einbilden, daß ich Dir weglaufe? Und ganz warm bist Du geworden, gleich binde mein Halstuch um, damit Du nicht krank wirst!“

„Nein,“ wehrte sich der Kleine, „ich bin ein Mann, ich trage keine Frauensachen, ich will nicht!“

„Du willst nicht? Nun, das fehlt noch! Weißt Du etwa nicht, daß ich Deine Mutter bin, wenn unsere Mutter nicht da ist!“

„Nein, Du bist meine Mutter nicht, ich will's nicht, ich will's partout nicht!“

„Gut, so bin ich Deine Schwester, aber wenn Du nicht gehorchst, so erzähle ich Dir auch nichts. Komm, setz' Dich unter den Wind zwischen die alten Steine, und ich sage Dir, wie es Ismael ging. Vorwärts, und damit Du's nur weißt, mein Korb ist noch nicht halb voll, die Wachholder stachen so in meine Finger. Und stechen müssen sie, denn sie heißen ‚Wachthalter‘ und müssen sich wehren, ich bin Dein Wachholder. Jetzt komm!“

„Man kann Dir nichts glauben,“ erwiederte Wilm und schritt neben der schlanken, elastischen Gestalt des sechzehnjährigen Mädchens trippelnd dahin, den Steinen zu, um die Geschichte von Ismael zu hören, dessen Hand gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen ihn, und das kam so, weil seine Mutter Hagar ihn im Hasse gegen die alte Herrin Sara und im Neide gegen den Bruder Isaak aufgezogen hatte.

„Es ist sehr, sehr lange her, als Ismael lebte,“ begann

Engel ihre Erzählung und trug dann vor, was sie aus der biblischen Geschichte erlernt hatte, wenig ahnend, daß ein lebender Ismael, ein anderes Kind des Hasses, neben dem Gestein stand, an welchem ihr reines Blumenantlitz lehnte, um ihr zu lauschen.

Engel erzählte pietätvoll und der Knabe lauschte mit ganzer Seele. Eben hatte sie gesagt: „Nun waren Hagar und Ismael verstoßen, sie flüchteten durch die Wüste. Stelle Dir vor, wie unglücklich Menschen sind, die ohne Heimath, ohne Freunde umherirren müssen; nicht wahr, der Gedanke ist sehr traurig —?" Da glitt es wie ein Schatten über sie, und aufschauend begegnete sie zwei braunen Augen und lachende Lippen riefen mit etwas fremdländischer Betonung: „Ja, schöner Engel, solche Menschen sind sehr unglücklich, ich muß das wissen, ich gehöre selbst zu ihnen, denn ich bin ein Deserteur, das heißt ein Flüchtling, von dem Kriegsschiffe ‚Wexiö' Seiner Majestät des Königs von Schweden."

Das Mädchen schlüpfte, Wilm an der Hand haltend, aus dem steinernen Bülzenbette hervor und sagte:

„Können wir etwas für Sie thun?"

„O Vieles!" Er sah sie an, so daß sie roth wurde. „Vieles; zuerst möchte ich wissen, ob hier nahebei der Brinkhof liegt und welcher Weg dahin führt?"

„Der Sandweg, Herr, für Sie ist's bis dahin eine kleine halbe Stunde!"

„Und für Dich?"

„Wenn ich über die Wiesengräben springe und durch die Gartenhecke krieche, da geht es schneller!"

„Was willst Du auf dem Brinkhofe?“ fragte trotzig der kleine Bucklige.

„So, junger Hahn, krähst Du auch schon?“ spottete der Andere. „Ich bin ein Verwandter des alten Tobbis, den kennt Ihr doch?“

„Freilich, Tobbis-Ohm, wer kennt den nicht? Wilm, wir müssen wieder an die Arbeit gehen!“

„Ja,“ rief der Fremde, „das sagten die Leute auch, als Ismael, der Verstoßene, an ihnen vorüber wanderte, er schon als Kind verstoßen, nicht wahr, das ist hart — aber die Leute, die es besser hatten, sagten dennoch: Geh nur weiter, wir haben keine Zeit für Dich!“

Die Jungfrau erröthete vor Betroffenheit: „Aber Sie sehen nicht aus, als ob Sie hilflos wären und sind kein Kind mehr — Ismael war auch nicht allein, er hatte seine Mutter, nicht wahr Wilm, wenn wir bei unserer Mutter sind, kann uns nichts geschehen?“

„Hast Du keine Mutter?“ fragte Wilm wieder in herausforderndem Tone.

„O freilich, eine Hagar, die mich lehrte alle Menschen hassen, mehr wie alle anderen zusammen aber sie selbst!“

„Mein Gott!“ Engel schlug die Hände zusammen, „Alle?“

Des Seemanns Augen ruhten voll und in milderem Glanze auf der holden Mädchengestalt. „Nein,“ sagte er, wie in sich hinein, „jetzt nicht mehr!“

Beide schwiegen eine Weile, dann sagte der Jüngling: „Und Du — liebst Du alle Menschen?“

„Alle, gewiß!“ sagte sie mit dem Munde und den blauen Augen zugleich.

„Auch solche Bösewichte wie — wie ich einer bin?"

Sie betrachtete ihn prüfend: „Sie sind kein Bösewicht!"

„Weshalb nicht?"

„Weil — weil Sie hart und wahr sind!"

„Alle, die mich kennen, halten mich für böse!" rief er, die Fäuste ballend.

„Laß uns gehen!" flüsterte Wilm, an Engels Schürze zupfend.

„Nein, Wilm," beschied ihn das Mädchen, „wir wollen ihn bitten, gut zu werden, er hat einen zornigen Kopf, aber keinen bösen Willen!"

„Das ist dasselbe!" erwiederte der Seemann.

„O nein — Petrus hieb auch dem Malchus ein Ohr ab — und doch — —"

„Engel — Engel —!" sagte bewegt der Fremde.

„Ich heiße wohl eigentlich Karoline," erklärte sie bescheiden, „Mutter und Wilm rufen mich nur Angela oder Engel, weil sie mich so lieb haben! — Sollen wir Ihnen vielleicht den Weg zum Brinkhofe zeigen?"

„Nein, danke, meine Bestellung gilt der Bäuerin allein!"

„Ganz recht, Sie können ihn nicht verfehlen, immer gerade aus, bei der Röthekuhle drehen Sie links ab und — —"

„Adieu, ich finde schon!" und er stürmte dahin.

Engels Augen blickten ihm eine Weile sinnend nach.

„Ein schrecklicher Mensch," flüsterte schaudernd Wilm, „komm, laß uns zur Mutter gehen!"

„Das hieße so, als wären wir neugierig. — Mutter hat von Niemanden etwas zu befürchten!"

Sie sagte das in gutem Glauben, und doch war ihr's

so unruhig zu Sinne. Sie versuchte ein Lied zu trällern und brach mit einem Seufzer ab, sie rief Wilm ihr — Kii—witt!" zu, aber es fiel schlecht und klanglos aus, so machten sie sich denn auf den Heimweg.

„Ob er noch da ist?" fragte Wilm besorgt.

Engel erröthete und that, als habe sie die Frage überhört.

Unter der Linde neben dem Schlagbaum saß der alte Brinkhöfer, er war jetzt ganz eisgrau geworden und redete nach seiner Gewohnheit vor sich hin.

„Wie geht es, Bauer?" fragte das Mädchen, auch zerstreut, aus Gewohnheit.

„Ich will nicht, daß sie mich immer allein lassen, und mich hungert!"

„Wilm, rede ein wenig mit Vater, mich wundert, daß ihn Mutter noch nicht hinein geholt hat!" Mit diesen Worten und klopfendem Herzen lief sie in's Haus. Drin war es schon ganz dämmerig, aber eine laute, drohende Stimme tönte ihr aus der Stube entgegen — o Gott, die Stimme des schönen Seemannes war es, der sie so eigenthümlich angeblickt hatte wie nie ein anderer Mensch zuvor.

„Ich will mir eher die Zunge abbeißen, als Dich Mutter nennen!" rief er. „Eine Heuchlerin und Diebin bist Du, Diebin am Eigenthum Deines eigenen Fleisches und Blutes! Als Vater geistesschwach wurde, da mußtest Du freie Hand haben zu schalten und zu walten, da mußte der Erbe beseitigt werden, damit Niemand über Deine Handlungen wachte! Es kommt Dir gar ungelegen, daß ein hiesiger Bursche mich im Ausland in der Schenke fragte: ‚Gehörst Du zu den

Brinkhofs da und da?' — Durch ihn erfuhr ich selbst erst woher ich denn eigentlich stamme, denn die Geschichte vom verlorenen Erben paßte auf mich wie eine Hand auf die andere. Ich verlor keine Stunde und da bin ich, um zu erfahren, ob Du mir gutwillig Platz machen willst, oder ob ich mich an die Gerichte wenden soll?"

„Wende Dich an die Gerichte!" erwiederte Marianne mit tiefer voller Stimme, „mögen sie kommen, damit es endlich alle Welt erfährt, daß die Röthekuhle den Brinkhofs allein gehört! Hättest Du gewartet, bis ich Dich rief, wärst Du wie ein Sohn zu Deiner Mutter gekommen, ich hätte gesagt: Nimm Dein Eigenthum, ich habe es Dir rechtschaffen verwaltet! Einen achtbaren Erben hätte ich wirthschaften lassen wie er's wußte und einsah, auch vor seiner Mündigkeit, Dir aber, der Du wie ein Raubmörder mit dem Messer in der Faust vor mir dastehst, Dir weiche ich nicht um Haares Breite!"

Ein Wuthschrei war die Antwort: „Gut denn — das Haus ist leer — so habe denn, was Du verdienst —!" Schäumend vor wildem Zorn holte der Unglückliche mit dem Messer aus, als zwei andere Hände seinen Arm erfaßten und zur Seite rissen, der Dolch traf, Dank dieser Dazwischenkunft nicht die Bäuerin, sondern die Faust, die ihn hielt, glitt auf die Achsel der dazwischen Getretenen.

„Engel, mein Kind, bist Du verwundet?" rief Marianne entsetzt und umschlang, alles Andere vergessend, das junge Mädchen.

„Nein —" antwortete diese, „aber ich wollte ich wäre es, er — dieser Unglückselige da, würde sich dann künftig

länger besinnen einen Mord, ach, einen entsetzlichen Mord, zu begehen!"

Leffert rang nach Fassung, das Messer fiel zu Boden und er starrte Engel an: „Ist sie — ist sie — meine Schwester?"

„Nein, aber Deine Mutter ist mir lieber als mein Leben, und ich bitte sie hier auf den Knieen mit mir und Wilm zu entfliehen, wenn Du — wenn es wahr ist, daß Du der verschwundene Leffert bist!"

„Ich bin's — doch, um Gottes willen, thu das nicht, fürchte Dich nicht vor mir!" sagte er beschämt auf die Knieende nieder blickend, und versuchte sie aufzuheben.

„Mutter, Mutter, komm, wir wollen zu Tobbis gehen!" sagte das Mädchen drängend, indeß Marianne mit fest auf einander gepreßten Lippen noch immer unbeweglich da stand.

„Jetzt fürchtest Du Dich — und vorhin meintest Du doch, ich wäre nicht böse —?" sagte Leffert bitter.

„Ja, ich meinte es, aus Deinem Gesichte sah mich etwas Liebes, Bekanntes an, als hätte ich schon oft von Dir geträumt — es war die Aehnlichkeit mit der Mutter, die täuschte mich — o wir lebten hier so froh, so friedlich und nun —" Engel brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Bitte — weine nicht!" bat Leffert beunruhigt, „vergieb mir, daß ich Dich erschreckt habe, ich wollte es nicht!"

„Bitte Deine Mutter um Vergebung, ich denke nicht an mich!"

Leffert blickte immer das junge Mädchen an, indeß er mühsam hervorstieß: „Mutter, vergeßt, daß ich Euer Sohn

bin, daß ich zurückkomme, ich gehe jetzt — und komme niemals wieder!“

„Leffert!“ rief die Bäuerin, wie in freudiger Ueberraschung über diese Resignation, und streckte die Hände gegen ihn aus.

„Mutter freut sich, daß ich gehe,“ sagte Leffert und warf den Lackhut auf die Haare, „freue Du Dich auch, Engel! Ich gehe zurück und lasse mich einsperren, weil ich desertirt bin — einerlei! Leb wohl, Engel, vergiß den armen, verstoßenen Leffert!“

Schon war das Mädchen an seiner Seite: „Geh nicht so, es würde Mutter das Herz zerreißen und Wilm und ich wir würden gar nie mehr froh sein, geh nicht so im Zorn und Kränkung!“ Sie hatte sein Handgelenk erfaßt.

Leffert lächelte trübe: „Wenn ich bleibe, willst Du fliehen, wie vor einem tollen Hund; da ich nun gehen will, bittest Du mich zu bleiben, wie soll ich's denn machen?“

„Ich wußte es,“ jubelte Engel. „Dein Herz ist doch gut, Leffert! Mutter, seh nur wie schön und folgsam er da steht — o, wenn Ihr Euch die Hände gäbt, wenn wir Alle zusammen bleiben könnten, wenn — —“ ihre Stimme zitterte, sie hielt beide Arme in hoher Erregung ausgestreckt, einzelne große Thränen rollten über ihr Gesicht, ohne daß sie von ihnen wußte, denn ihre Stirn schien von Verklärung übergossen, ihr ganzes Gemüth war so voll tiefer keuscher Liebe und Erbarmen mit den Zweien, die sich feindlich gegenüber standen.

„Leffert,“ sagte leise und zögernd die Mutter, „Derjenige, der mich vor Dir angeklagt hat, wußte nicht Alles,

was mir geschehen ist, was ich gewollt habe! Ehedenn Du heute einen Beschluß fassest, möchte ich offen zu Dir reden, wie ich zu Gott rede — hernach bin ich bereit, mit den Kindern abzuziehen!"

Leffert senkte das Haupt.

„Du schweigst —" nahm traurig Marianne das Wort, „Du willst nicht hören, was Deine Mutter Dir zu sagen hat?"

„Mehr als von hier fortgehen kann ich nicht," fiel Leffert in seine alte trotzige Weise zurück, „ich gebe mein Erbe, mein Vermögen auf, diesem Mädchen zu Liebe, die so gut zu mir geredet hat wie noch kein Mensch! Frag' diese Frau, Engel, was für Worte ich in meiner Kindheit zu hören bekam, ich, den seine Mutter schon in der Wiege haßte! Nachdem ich verschwunden, verstoßen war, lebte ich in der Seeschule und auf dem Schiffe, zwischen wetterharten Männern, denen geheißen war mich strenger als die Andern zu behandeln! Meine Mitschüler und Kameraden höhnten den Ausländer und spotteten des Heimathlosen, dem ja doch ein Makel anhaften mußte, weil so gar Niemand in der weiten Welt von ihm wissen wollte. Seit ich groß und stark bin," Leffert knirschte mit den Zähnen, „duldete ich keine scheelen Blicke und Bemerkungen, Alle schwiegen aus Furcht, aber dieses Schweigen reizte mich noch mehr auf — sieh Engel, so bist Du die Erste, die sagte: Nein, sein Herz ist nicht bös, aber seine Mutter hat ihn in Haß getränkt, so ist er wild und friedlos geworden!"

„Mutter — rede mit ihm!" flehte Karoline.

„Er hat's verwehrt — er will mich ja gar nicht hören!"

rief Marianne, „er hätte besser daran gethan, mir den Mund gleich und für immer zu schließen, weil ich das Schandmal auf seiner Stirn zudeckte, weil ich ihn fortriß von dem Wege des Verderbens und ihn zwang, sich den Gesetzen der Vernunft zu fügen —! Wißt ihr denn, wie schwer ein Weib gekränkt sein muß, bis der Haß sich zwischen sie und ihr eigenes Kind stellt? Nein, nein! Verurtheile mich, tödte mich, Leffert, es kann nimmer ein Frieden zwischen uns sein — Du bist ja Deines Vaters Sohn!"

Engel sah angstvoll von einem der leidenschaftlichen Menschen auf den Anderen, wie sie sich in aufbrausender Entrüstung gegenüber standen.

„Ich weiß nicht was das ist, wovon ihr redet —" sprach sie zagend, „wenn ihr nur einander sagen wolltet, was euch versöhnen kann, bei Gott ist ja kein Ding unmöglich —!" sie streckte jedem eine ihrer zierlichen Hände entgegen. Leffert trat ihr einen Schritt näher, aber er erfaßte die Hand nicht:

„Ich hab's gesagt, ich gehe! Mehr kann ich nicht thun — ich thu's für Dich, Karoline!"

„Mutter — Mutter!" rief Wilm jetzt überlaut in der Küche. „Mutter, Engel, wo seid ihr? Der Vater ist vom Stuhl gefallen, er rührt sich nicht und gibt mir keine Antwort — kommt doch, kommt doch!"

Alle drei eilten hinaus und fanden — eine Leiche!

Die Vorübergehenden, sowie die Nachbarn und Dienstleute liefen auf Wilms Geschrei herzu, man schickte eilends nach dem Arzte, man that planlos dies und jenes.

Die Ankunft des Arztes und seine Anordnungen schienen die allgemeine Rathlosigkeit nur noch zu vermehren, die ganze Dorfschaft drängte sich in der geräumigen Küche und in der Kammer vor der Wandbettstelle durcheinander. Niemand zweifelte daran, daß Brinkhof todt sei, niemand beklagte sein Sterben und dennoch dauerte es eine Weile, bis man sich entschloß zu sagen: „Es ist zu Ende!"

Es war zu Ende, die Erde forderte gebieterisch den Staub zurück, dem der jetzt entflohene Geist kaum um Spannenlänge entwachsen war, niedrig, nur die Breite seines Heimathbodens wie eine Sumpfpflanze messend und bedeckend, kennzeichnete kein Aufstreben, kein fröhliches und gedeihliches Blühen seine Spur auf Erden. Dennoch war seinem Verlöschen ein Sonnenblick vorausgegangen, ein Glück, das seine schwachen Fassungsgaben überwältigte, er hatte sich im vollen Wortssinne zu Tode gefreut. Als nämlich Leffert vor einer Stunde traurig und fast entsetzt vor dem Greise stand, der sich draußen am Schlagbaum sonnte und dem er sich zu erkennen gab, da fuhr der Alte mit seinen zitternden Händen in die dünnen grauen Haare und murmelte: „Marianne, schöne Marianne, das Kind ist mein Junge, es ist der Anerbe des Brinkhofs — o! o! wenn ihn nur die Zigeuner nicht stehlen, das ist's — das ist's!"

Der Matrose ging weiter, dem Hause zu, indeß der Alte mit seinem unheimlichen Lächeln einige aufgeregte Worte vor sich hin flüsterte. Dann wollte der Bauer aufstehen und Leffert nacheilen, aber bevor er sich erheben konnte, wechselte er jäh die Farbe, seine Arme wurden schlaff und er sank entseelt zu Boden. Die Freude über

das Wiederfinden seines Anerben hatte dem schwachen Manne den Tod gebracht.

„Es ist zu Ende!“ sagte der Arzt, die Anderen wiederholten es und dann wurde es plötzlich sonderbar still, die Leute knieten nieder, um für die arme Seele zu beten, auch Karoline kniete zu Füßen der Leiche und große Thränen flossen über ihre jungen Wangen herunter — es waren die einzigen Thränen, welche an dieser Stätte dem großen Geheimniß des Todes geweiht wurden! — Zu Häupten des Entseelten lehnte seine Wittwe, die Hände in einander geschlungen, das bleiche und noch so schöne Haupt gesenkt. Ihr gegenüber hinter der knieenden Karoline stand, straff aufgerichtet, mit Zügen, deren Arbeiten den inneren schweren Kampf verrieth, Leffert, seine leidenschaftlichen Augen bald brennenden Blickes auf die Mutter geheftet, bald bewegt und besänftigt auf das blonde Mädchenhaupt vor ihm hinab gesenkt.

Ein alter Bauer begann jetzt dumpf und eintönig vorzubeten und hie und da wurden seine Worte wiederholt, immer in denselben eintönigen Lauten. Unter diesem allgemeinen Gemurmel beugte sich Leffert tief über die Leiche und dem Ohre des schluchzenden Mädchens nahe, flüsterte er: „Engel, ich kann Deine lieben Augen nicht so weinen sehen, fasse Dich! Nicht Tod, nicht Haß soll Dich von hier, aus Deiner Heimath vertreiben. — Der Alte da ist gegangen und auch ich gehe, gehe aus Liebe zu Dir, weil mir Dein Friede heilig ist —! Du magst nicht in meiner Nähe leben, Du arme Taube, und ich müßte sterben, wenn ich hier, wo Alles an Dich erinnert, ohne Dich bliebe! Leb

denn wohl, vergib mir, daß ich so wild, so in der Welt verloren bin!“

Karolinens Thränen trockneten unter dem Hauche seines warmen Athems, sie faßte mit beiden zitternden Händen nach seiner schmerzgeballten Rechten, die gleichfalls bebend sich nachgiebig öffnete und zwischen ihre Finger schmiegte, sie sagte nichts, aber sie sah ihn an mit den blauen, lichtvollen Blumenaugen, lange, tief ahnungsvoll — der Todte, die regungslos verharrende Pflegemutter, der betende Trauerchor — sie verschwanden alle, denn ihr Seelenauge erschaute unvermuthet eine neue, wunderbare Welt, auch dort gab es Irrthum, auch dort Schmerz, aber, o Wonne, sie, sie selbst, das junge Mädchen, konnte den Irrenden in eine Friedensheimath führen und konnte seinem wilden Schmerze gebieten: Verstumme! —

Ihre Lippen öffneten sich ein wenig, denn der fliegende Lebensodem wollte in vollen Zügen in die Brust einziehen, aber sie schwieg.

Die Todtengebete für die arme Seele klangen eintönig fort von hüben und drüben, während des Betens dachten die Meisten aber daran, wem denn nun der Brinkhof zufallen werde, und ob der verkrüppelte Junge wohl Manns genug sei, nun Bauer zu werden. Auch Marianne hielt Abrechnung, indem sie so starr dem jungen Paar gegenüber da stand, aber nicht über Geld und Gut, sondern mit ihrem Herzen, sie sah, sie begriff klarer als die jungen Leute selbst, was in ihnen vorging, sie verstand, daß sie durch all die Jahre ihren Mann und ihren Sohn gehaßt habe, daß sie Karoline mit ihrer zärtlichsten Liebe überschüttete, nur da-

mit diese eine Stunde sie gleichsam hinausdränge aus dem Rechte der Jugend, um einer zweiten Generation, einer neuen berechtigten Liebe Platz zu machen! Einen Moment überwältigte sie beinahe die Bitterkeit ihres Looses, sie empfand den Wunsch, noch einmal trotzig das Steuer der Herrschaft zu ergreifen, um den zügellosen Knaben, der ihr nun auch ihr Pflegekind rauben wollte, zum zweiten Male hinaus zu treiben, aber jetzt eben erwachte Karoline aus ihrer Träumerei, sie ging zu ihr, schlang die Arme um Mariannens Hals und sprach: „Mutter!“

Mutter! Es überschauerte die Wittwe bei diesem Worte, barg es einen erschütternden Vorwurf, eine kindliche Bitte, einen hoffnungsvollen Trost? — sie wußte es nicht, aber wie selbst Leffert nicht gewagt hatte, diese unschuldige Menschenblume zu kränken, so neigte sich auch die vereinsamte Frau vor den Wünschen des jungfräulichen Kindes — sie wollte, sie mußte vergeben, den Todten und den Lebenden — um selbst Friede und Vergebung zu erlangen!

Die dunkeln Augen der Bäuerin überflogen die Köpfe der Andächtigen, sie winkte dem Vorbeter, der auch, nicht ohne Neugier seinerseits, alsbald eine Pause eintreten ließ.

„Freunde und Nachbarn!“ sprach Marianne in ihrer kurzen, fast befehlenden Art, „ich hoffe, daß ihr meinen heimgekehrten Sohn Leffert, den Brinkhof-Erben, gebührend unter euch aufnehmt. Wer nicht auf mein Wort und Lefferts Gesicht bauen mag, dem kann ich die Beweise, daß er der Rechte ist, vorlegen! Leffert, Deine Mutter ist die Erste, welche Dich als Brinkhofs-Bauer begrüßt, Gott gebe

Dir Glück!" — Sie streckte dieHand aus und der Sohn erfaßte und drückte dieselbe.

Mit dem Beten war es nun zu Ende, die Anwesenden wurden zu mächtig überrascht, man würde der Leiche fast vergessen haben, wenn nicht Marianne die große Truhe geöffnet hätte, um das Todtenhemd ihres Mannes heraus zu holen, denn jeder anständige Mensch bringt hier zu Lande sein „Hennekleed" nach alter Sitte in der Ausstattung zur Heirath mit.

Einige Matronen unterzogen sich der nachbarlichen Verpflichtung der Todtenwäsche, denn das Leichenceremoniel fordert, daß der Verstorbene möglichst schnell auf's Stroh kommt, die Förmlichkeiten gebieten über den Tod hinaus und die unbefugten Neugierigen gingen dem zu Folge heim, ihren häuslichen Geschäften nach. In der Wohnstube saß Karoline, auf ihren Knieen den schluchzenden Wilm haltend und ihn tröstend und liebkosend, Leffert lehnte mit verschränkten Armen am Fenster und betrachtete die Gruppe, Marianne ging ab und zu. Es war bei jenem Händedruck zwischen Mutter und Sohn geblieben, diese spröden, wehrhaften Charaktere fanden kein vermittelndes Wort, keine hingebende Geberde zu einander, obwohl die Schranke zwischen ihnen gefallen war. Die Bäuerin traf umsichtig und wortkarg die häuslichen Anordnungen, welche das Ereigniß des Tages für die nahen Beerdigungsfeierlichkeiten und den üblichen Schmaus erheischte. Leffert lauschte ihren Worten durch die angelehnte Thüre, nachdem es still und dunkel im Zimmer geworden war, denn Wilm hatte sich in den Armen seiner Pflegeschwester in Schlaf geweint.

Das Abendbrod ward gemeinsam mit dem Gesinde schweigend eingenommen und dann setzte Marianne eine brennende Lampe vor ihren Erstgebornen und sagte:

„Ich rechne, es ist Dir Recht, mit Deinem Bruder zu schlafen, bis Dein Vater zur Grube gebracht ist!“

„Ganz recht!“ entgegnete Leffert und wünschte ihr, die Lampe ergreifend, Gute Nacht — auch von Karoline, die sich der Mutter zur Seite hielt, nahm er mit einem Kopfnicken Abschied. Wie fremd war der Besitzer diesem Hause, wie fern stand er denen, in deren Adern dasselbe Blut pulsirte wie in den seinigen — er hätte Karoline eine Welt von Gedanken sagen mögen, aber er fand nicht das ärmste Wort. Unter dem Einflusse solcher Widersprüche schläft sich's nicht. Leffert hatte sich angekleidet auf die Pfühle des Bettes geworfen uud die Lampe brennen lassen. Als, um Mitternacht mochte es sein, Alles entschlummert war, da erhob er sich behutsam, um durch körperliche Bewegung seine fieberhaften Gedanken zu bewältigen. Ein Lichtschein fiel aus der Leichenkammer in die Küche. Leffert trat ein. Der Todte lag an der Erde auf dem Stroh ausgestreckt, ein Tuch verhüllte das Gesicht und zwei Wachskerzen brannten rechts und links. In dem freien Raume, auf dem Estrich niedergekauert, saß eine Frauengestalt — seine Mutter — und hielt Wache. Als Leffert hart auftrat, blickte sie empor.

„Was treibt Ihr hier, Mutter,“ forschte er, „weshalb laßt Ihr nicht Andere wachen?“

„Weil ich mit ihm“ — sie deutete auf den Todten — „zu reden habe! Ehe sie ihn einschaufeln muß er meine

Vergebung mit hinabnehmen, sonst würde er nicht ruhen, und wenn sie Berge über ihn häuften!"

„Was habt Ihr ihm zu vergeben? War's nicht genug mit Eurer Rache, als Ihr ihm den Sohn nahmt?"

Marianne winkte: „Reize mich nicht — ich will beichten, meinem Sohne beichten — deck das Gesicht Deines Vaters auf, damit mich der Teufel nicht versuche, falsch Zeugniß gegen ihn abzulegen!"

Leffert that, wie ihm geheißen, und aufrecht stehend, den Blick auf das Todtengesicht geheftet, erzählte Marianne kurz, einfach, ohne ihrer selbst zu schonen, die Geschichte ihrer Heirath. Darauf schilderte sie, wie Leffert zum Mörder wurde und wie der Sohn des alten Tobbis ihn in seinem Schiffe in's Ausland bringen mußte, wo dem Kinde zwischen fremden Leuten, unkundig der Landessprache, die Lage seiner Heimath ein Geheimniß bleiben mußte. Schon hatte sie nach einer Reihe von Jahren mit Tobbis den Zeitpunkt verabredet, wo Leffert zurückgerufen werden sollte, als dieser selbst erschien, durch die Verleumdungen seines übelwollenden Berichterstatters zu äußerstem Hasse aufgestachelt.

„Und Karolinens Vater?" fragte nach einer kurzen Pause harten Tones der Sohn.

Mariannens dunkle Augen blickten zum ersten Male voll und tief in die seinen, die er beschämt niederschlug: „Seit er mir das Kind brachte und erfuhr, ich willige auch ihm zu Liebe in kein Unrecht, sah ich ihn nicht wieder, er lebt in Holland und hat dort eine gute und einträgliche Stellung!"

„Jetzt seid Ihr frei!“ murmelte Leffert.

„Ja!“ entgegnete sie.

„Und er — der Mann, den Ihr Robert nennt, ist es auch, verstand ich so?“

„So ist es!“

Leffert machte ein paar ungeduldige Schritte, seine Wangen erglühten und er bemerkte gedrückt:

„Nun, dann ist ja Alles gut bis auf das Eine, daß ich ein Mörder bin!“

„Ja, es ist Alles gut!“ wiederholte, sich aufrichtend, Marianne, „hoffen wir Beide, unser Unrecht sei gesühnt, durch Schmerz und Besserung. Du sollst nicht zum zweiten Mal für Deine Mutter erröthen, wie Du es soeben thatest, Du und Karoline, Ihr seid die Erben unseres gehofften Glückes — hilf mir dazu, Leffert, eine gute, zufriedene Mutter zu sein, denke, daß ich durch achtzehn dunkle Jahre nicht des Reichthums, der einem Weibe in ihren Kindern geschenkt ist, froh werden konnte, Du bist mir zweimal geboren — sollte mir das nicht genügen, gibt es ein heiligeres, festeres Band auf Erden?“

„Mutter!“ schluchzte Leffert und sank vor ihr nieder, um den Saum ihres Kleides zu küssen, „Mutter — wie soll ich das verdienen?“

Sie küßte ihm Stirne, Augen und Lippen: „Sei brav — mache Karoline glücklich, ich schenke Dir in ihr einen Theil meines eigenen Herzens!“

„Zu viel — zu viel!“ schluchzte Leffert, „ja, Karoline wird mich vor mir selber schützen — wenn wir den Armen da zur Ruhe gebracht haben, dann eile ich zu Karolinens

Vater und bitte ihn, daß er mich lenkt und leitet, bis ich Eurer würdig bin, und dann —"

„Und dann ziehe ich mit dem kleinen Wilm in's Witthum, und der Brinkhof wird endlich eine Stätte des Friedens! Mein kleiner Wilm bedarf meiner, auch er fordert sein Glück von mir, deß bin ich froh, o ich bin nicht mehr arm!"

„Sie ist unser Friedensengel!" flüsterte Leffert, auf Karolinens Kammerthüre deutend. „Morgen forderst Du meine Dienstentlassung, damit ich nicht als Deserteur Vaters Sarge folge, Du bist ja meine Vormünderin!"

„Wie Du willst — mein Sohn!" entgegnete sie, und der erste Strahl der Morgensonne fiel durch die Scheiben des Fensters auf Mutter und Sohn.

Aus der Zeit des Zunftzwanges.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte

von

H. Scheube.

Unsere altgermanischen Vorfahren waren sonder Zweifel sehr ehrenhafte und hochsinnige, tapfere und patriotische Männer, fleißig und betriebsam im modernen Sinne dieser Worte aber können sie keinenfalls genannt werden. Außer Jagd und Krieg verschmähten sie jegliche Arbeit als des freien Mannes unwürdig und überließen ihren Frauen und Sklaven, sie mit des Leibes Nothdurft und Bequemlichkeit zu versorgen. Frauen und Sklaven oder Hörige waren es, die in jenen Tagen der aufdämmernden deutschen Geschichte einzig und allein die nothwendigen Gewerbe und Hantirungen betrieben, welche des Viehs warteten und Pflug und Sichel führten, die das Gewand schneiderten und die Schuhe nähten, welche den Meth brauten und die Fässer richteten, kaum daß hie und da ein Freier beim Schmieden der Waffen und Harnische helfend zur Hand ging. Erst als die Städte gegründet wurden und der Schutzbedürftige innerhalb ihrer Mauern Niederlassung suchte, erst dann begann sich, zunächst aus freigelassenen Leibeigenen, ein eigentlicher Handwerkerstand zu bilden und in be-

stimmte Körperschaften abzutheilen. Da sehen wir vor allen Anderen den Schmied sich rühren, der das aus dem Osten herbeigeschaffte Eisen verarbeitete und bereits die Schneide von Schwertern und Messern zu stählen verstand, neben ihm aber thaten sich mehr und mehr auch andere Handwerker auf, nicht allein um für die nothwendigen Bedürfnisse der neuen städtischen Gemeinwesen zu sorgen, sondern auch an den Schmuck des Lebens zu denken. Schon frühzeitig kamen ja die deutschen Goldschmiede zu Ruf und Ansehen, welche Armspangen und Halsketten verfertigten, auch wohl goldene Schaumünzen und ähnliche Zierath schlugen. So ist im elften und zwölften Jahrhundert in den deutschen Städten bereits die Mehrzahl der handwerkerlichen Verrichtungen vertreten, die wir daselbst heute antreffen, während zugleich auf den Territorien der Klöster und ähnlicher geistlicher Anstalten das Handwerk seine emsige Pflege fand.

Allenthalben war das Gewerbe jedoch ein in seinen Bewegungen noch durchaus freies, wenn gleich, wie oben bemerkt, in einzelne Genossenschaften geschieden, und trug zum Aufblühen der Städte nicht wenig bei, bis es allmählig so erstarkte, um sich neben den bisher am Stadtregimente allein betheiligten patrizischen Geschlechtern Sitz und Stimme im Rathe zu erkämpfen oder jenen Privilegirten die Herrschaft in den städtischen Angelegenheiten wohl ganz zu entwinden. Es war dies die goldene Aera des deutschen Handwerks, jene Zeit, auf die sich das bekannte Sprichwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden“ zunächst bezieht. Bis in das sechzehnte Jahrhundert reichend zeigte sie noch nicht die

exklusiven Tendenzen, welche nachher das deutsche Handwerk kennzeichnen, kaum einen Anlauf zu jenem „Zunftzwange“ und „Zunftzopfe“, dessen engherziger Pedanterie wohl ein großer Theil unserer Leser noch aus eigener Anschauung sich erinnert und der, im vorigen Jahrhundert seinen Gipfelpunkt erreichend, zu einer solchen Verknöcherung alles gesunden und vernünftigen gewerblichen und bürgerlichen Lebens und Schaffens ausartete, daß der Ausdruck „Zunftzwang“ zur Bezeichnung der hassenswerthesten und widernatürlichsten selbstischen Beschränkung gebraucht wurde.

In der That war die deutsche Zunft seit dem siebenzehnten Jahrhundert die Verkörperung des aus den kleinlichst egoistischen Gründen auf die Spitze getriebenen Ausschließungsprinzipes auf dem Gebiete gewerblicher Thätigkeit. Um die Konkurrenz in die engsten Grenzen zu weisen, suchte jede einzelne Handwerkszunft oder Innung ihre Mitglieder auf die geringstmögliche Zahl zu beschränken, indem sie den Eintritt in ihre Reihen in aller nur erdenkbaren Weise erschwerte und sich mit einem Formen- und Formelwesen umgab, welches nicht blos in der Entwickelung der Handwerksleistungen selbst, sondern auch im Leben des Handwerkers eine Erstarrung herbeiführte, in welcher Streben und Fortschritt nicht bestehen konnten. Wie suchte man jeder Lehrlingsaufnahme Hemmnisse in den Weg zu legen und dem jungen Burschen durch unsinnig lange Lehrzeit und gröbliche Behandlung, oft genug Mißhandlungen das Handwerk gewissermaßen methodisch zu verleiden! Hatte er es endlich vom „Jungen“ zum „Jünger“ und darauf zum Gesellen gebracht, so zwang man ihn, Jahre hindurch

in der Welt umher zu „wandern", damit den bereits in der Stadt niedergelassenen Meistern eine neue Konkurrenz so lange, wie es nur irgend anging, erspart blieb. Einmal aber kehrte der Gesell aus der Fremde doch in die Heimath zurück, und nun durfte ihm von der Zunft zwar nicht gewehrt werden, sich selbst als Meister zu etabliren, allein so schnell gelangte er nicht an sein Ziel. Bei vielen Meistern mußte er zuvor noch Jahre lang als Geselle arbeiten, um, wie es offiziell hieß, die Verhältnisse der Stadt, wo er sich zu „setzen" gedachte, genauer kennen zu lernen, und auch damit hatten die zunftlichen Scherereien noch ihr Ende nicht gefunden — auf diese sogenannten „Sitzjahre" folgte vielmehr noch die „Muthung", das heißt, durch ein volles Jahr hatte der Meisterschaftsaspirant in jeder Quartalsitzung des Handwerks bei diesem um die Erlaubniß seiner Aufnahme in die Zahl der Meister des Ortes einzukommen; erst wenn diesem Anspruche in aller Form und ganz den vorgeschriebenen Ceremonieen der betreffenden Zunft gemäß Genüge geleistet war, ließ man den Gesellen zur Meisterprüfung zu. Diese aber streute dem Vielgeplagten eine Menge neuer Dornen auf den Pfad. Mit einem wahrhaft bewundernswerthen Raffinement gab ihm die Innung die Verfertigung von Probe- oder Meisterstücken auf, deren Herstellung entweder an die Kasse des Examinanden kaum erschwingliche Anforderungen machte, oder die zu liefern eine ungewöhnliche Kunstfertigkeit erheischte. Gar Manche strauchelten daher noch im Angesichte des Zieles; wer jedoch auch dieser Schwierigkeiten Herr wurde, der war damit noch immer nicht Meister. Jetzt galt es noch, die meist sehr

hohen Meistergebühren und die beträchtlichen Kosten für den unumgänglich zu gebenden Meisterschmaus aufzubringen, und nicht selten geschah es, daß sich dieser Stein des Anstoßes erst nach geraumer Zeit, zuweilen auch gar nicht hinwegräumen ließ.

Alle diese gehäuften Weiterungen aber bewirkten, daß eine nicht geringe Anzahl von Gesellen sich nimmermehr zur Selbstständigkeit aufschwingen konnte, sondern bis zu ihrem Lebensende als Gesellen umherzog, viele von ihnen als die auch heute noch nicht völlig verschwundenen „Fechtbrüder", welche nicht um sich Arbeit zu suchen, vielmehr als unermüdliche Bettler von Ort zu Ort wanderten, eine beständige Plage wie der Landstraße so der Häuser in den Städten. Nur der Meisterssohn oder wer eine Meisterstochter freite, war eines großen Theils der geschilderten Quälereien überhoben oder wurde auch wohl ohne Weiteres als Meister zugelassen. In manchen Städten und Handwerken konnte außer den Meisterssöhnen überhaupt nur Derjenige jemals Meister werden, der zuvor schon die Tochter eines Handwerksmeisters geheirathet hatte. So erklärt es sich, daß in den meisten Fällen der Handwerker schon ziemlich in den Jahren war, ehe es ihm gelang, sich als selbstständiger Meister einen eigenen Herd zu gründen, und es ist nur natürlich, daß Jemand, der so viele Schwierigkeiten und Hudeleien, so vielen Zwang und so zahllose Formalitäten zu erdulden hatte, um zu einer halbwegs leidlichen Existenz zu gelangen, nun wenig Lust verspürte, den nach ihm Kommenden die Hindernisse und Mißhelligkeiten aus dem Wege zu räumen, die ihm selbst bereitet

worden waren, daß er im Gegentheile nach Kräften dazu beitrug, daß der alte Zunftdespotismus nicht blos in voller Kraft bestehen blieb, sondern wo möglich seine Zügel noch straffer anzog. Wir sehen daher die Bewegung des Handwerks in immer engere Grenzen eingedämmt, bis das Zunftinstitut mit seinen Einrichtungen und Gebräuchen fast zu einer Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes wurde.

Denn auch in welcher Weise der Meister zu arbeiten, welcher Werkzeuge und Hilfsmittel er sich dabei zu bedienen, was für Ausdehnung er seinem Geschäfte zu geben hatte — das Alles und noch viele andere Einzelheiten bis auf die geringfügigsten Kleinigkeiten herab waren von der Zunft auf's Genaueste angeordnet und durften in keinem Stücke verletzt werden. Nicht allein, daß es den Zunftgenossen streng untersagt war, irgend einen Gegenstand herzustellen, dessen Anfertigung ihrem Handwerk nicht ausdrücklich zustand, es gab auch der Fälle nicht wenige, in denen sie das begonnene Stück Arbeit nicht vollenden durften, sondern einem anderen Handwerke zur Vollendung überlassen mußten. Entsinnt sich der Verfasser dieser Mittheilungen doch noch recht wohl der Zeit, da in seiner thüringischen Heimath der Schreiner den Tisch oder den Schrank, den er verfertigt, nicht selbst anstreichen oder lackiren durfte, sondern dazu die Hilfe des Tüncherhandwerks in Anspruch zu nehmen hatte. Ebenso war es dem Klempner nicht gestattet, mit derselben Metallmasse zu löthen, deren Anwendung etwa blos dem Gürtler oder dem Kupferschmied zukam, und umgekehrt. Der Eine und der Andere durften entweder nur weiches oder nur hartes Loth benützen; brauchte er die ihm

nicht zuständige Art bei einer seiner Arbeiten unerläßlich, so mußte er sich an das Handwerk wenden, dem sie von Zunftwegen gebührte, und von demselben die nothwendige Manipulation vollziehen lassen. Dasselbe galt von den Handwerksgeräthschaften; wer sich seine Verrichtung durch ein anderes als das ihm zuerkannte Werkzeug erleichtern oder sein Erzeugniß auf solche Weise vollkommener herstellen wollte, der hatte nicht allein Strafe zu zahlen, sondern sah sich mit anderen Zünften auch in unliebsame Mißhelligkeiten verwickelt. Dergleichen Streitigkeiten zwischen Handwerk und Handwerk aber ziehen sich durch die ganze Periode des Zunftzwanges und bilden namentlich ein stereotypes Kapitel in der Handwerksgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Diese Kollisionen zu vermeiden, bedurfte es einer stetigen und peinlichen Aufmerksamkeit von Seiten des Handwerksmeisters. Wer sich jedoch durch unausgesetzte Sorgfalt auf sich selbst und seine Gesellen und Lehrlinge auch durch alle die hier beschriebenen Klippen glücklich hindurchwand, der durfte sich deswegen noch nicht etwa vor Strafe und Belästigung geborgen halten. Noch gab es für ihn eine Menge anderer Punkte zu beobachten, deren Nichtberücksichtigung er oft sehr empfindlich zu büßen hatte. War die Beschaffenheit der von ihm gefertigten Waare nicht ganz genau so, wie die Zunft es bestimmte, d. h. entsprach sie nicht in allen, selbst den unbedeutendsten Details der von Alters her überlieferten Norm, so wurde er in Strafe genommen oder wohl gar sein Erzeugniß mit Beschlag belegt. Um hierüber eine strikte Kontrole zu führen, hielt

der Zunftmeister von Zeit zu Zeit Umschau in den Werkstätten der einzelnen Handwerksmeister, die darin in Arbeit befindlichen Gewerbsprodukte zu prüfen, oder hatte der Meister auch wohl die Verpflichtung, vor Ablieferung jeder seiner Arbeiten dieselben dem Urtheil der gesammten Zunft zu unterbreiten. Daß es hiebei nicht ohne die mannigfaltigsten persönlichen Gehässigkeiten und Chikanen abging, läßt sich leicht vorstellen, war doch der Brodneid im deutschen Handwerke von jeher ziemlich rege und lief ja eine der Haupttendenzen des Zunftwesens darauf hinaus, „den Umfang des Handwerks, d. h. die jeweilige Anzahl seiner Mitglieder, der Meister, wie der Gesellen und Lehrlinge, so klein wie möglich zu erhalten.“ Aus dem Allen erfolgte naturnothwendig, daß jede Initiative des Einzelnen, jedes Vorwärtsstreben, jede selbstständige Erfindungslust nach und nach erloschen und der nüchternste Schlendrian eintrat, in welchem zuletzt selbst der Gedanke eines Fortschrittes versiegte.

In dieser Blüthezeit der Zunftsklaverei und des Zunftpedantismus gelangten auch die wunderlichen Bräuche und Feierlichkeiten, mit dem jeder Akt der Zunft, vom Aufdingen des Lehrlings an bis zum Tode des Meisters, verbrämt wurde, zu ihrer vollendetsten Ausbildung, wiewohl ihr Ursprung in jene besseren Tage zurückfällt, da das Handwerk sich noch nicht in einen ihm Athem und Bewegung raubenden Panzer eingepreßt sah. Damals schon begann man dieses mit einem Uebermaße von Formalitäten zu umgeben, zum Theil ernster und würdiger, zum Theil schalkhafter und possenmäßiger Natur, mit einer Menge

seltsamer Symbole und Anspielungen, die an Bizarrerie und Verzwicktheit kaum ihres Gleichen haben und die einzelne Zunftkörperschaften zu lauter kleinen Staaten oder Welten für sich gestalteten, deren Einrichtungen und Sitten den Laien kaum minder fremdartig und geheimnißvoll anmutheten, als Organisation und Ceremonieen des Freimaurerthums, und oft genug das Gepräge lächerlicher Faschingsschwänke trugen. Jedes der verschiedenen Handwerke aber hatte seine besonderen Gewohnheiten, Förmlichkeiten, Redeweisen und sonstigen Spezialitäten, welche, bis auf gewisse Eigenthümlichkeiten in der Kleidung und äußeren Erscheinung sich erstreckend, zu den Kenn- und Wahrzeichen wurden, an denen, wie an mysteriösen Logensymbolen, jede Zunft, ohne weiterer Legitimation zu bedürfen, ihre Angehörigen heraus fand. Dieses „Handwerksceremoniel", jener Schein, der, wie dies ja auch wohl in anderen Verhältnissen zu geschehen pflegt, allmählig für das Wesen genommen wurde, ist meist so origineller, oft so barocker und grotesker, gelegentlich auch so ergötzlicher und humoristischer Art, daß wir zu etwelcher Unterhaltung, namentlich der jüngeren Generation der Leser dieser Blätter, welche Zunft und Zunftwesen nicht mehr aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen, beizutragen meinen, wenn wir einige solcher Handwerksgebräuche und Zunftförmlichkeiten zu schildern versuchen, wie uns dieselben in einer dem größeren Publikum wohl kaum bekannten, bereits sehr seltenen Sammlung überliefert worden sind, die im Jahre 1712 unter dem Titel: „Ceremoniell der Buchbinder, Büchsenmacher, Beutler, Böttger, Weißbecker, Drechsler, Fleischhauer, Hut-

macher, Kannengießer, Kürschner, Messerschmiede, Riemer, Seiler, Schneider, Tischler, Töpfer, Weißgerber, in welchem nicht allein dasjenige, was bey dem Aufdingen, Loßsprechen und Meisterwerden nach denen Articuls-Briefen unterschiedenen Oerter vor langer Zeit her in ihren Innungen und Zünfften observiret worden, sondern auch diejenigen lächerlichen und bißweilen bedenklichen Actus wie auch Examina bei dem Gesellenmachen, ordentlich durch Fragen und Antwort vorstellen und mit nützlichen Anmerkungen zufälliger Gedanken ausführen wollen M. Fridericus Frisius, Scholae Altenburgensis Con-Rector," in „Groschuff's Buchladen" zu Leipzig erschienen ist.

Sowie die Zunft als solche selbst entstand, scheint auch zugleich der Lehrzwang vorgeschrieben worden zu sein, d. h. die Verpflichtung, daß derjenige, welcher später ein Handwerk betreiben wollte, es zuvor „gelernt" haben mußte; denn Niemand durfte Meister eines Handwerks sein, wer es nicht „mit der Hand wirken" konnte. So haben wir den bestimmten Nachweis, daß schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der Lehrzwang hie und da bestand, obgleich er als überall und in allen Handwerken eingeführt erst hundert Jahre später erscheint. Zum Theil bis in das siebenzehnte Jahrhundert dagegen wurden auch die Frauen in vielen Städten zum Betriebe des Handwerks zugelassen, fehlte es auch frühzeitig schon an Anstrengungen nicht, dem weiblichen Geschlechte das Handwerk unzugänglich zu machen. Nicht blos war es an den meisten Orten den Meisterwittwen gestattet, unter gewissen Modifikationen und Einschränkungen das Geschäft ihrer verstorbenen Eheherren

fortsetzen zu dürfen; wir lesen auch in einer noch aus dem Jahre 1564 datirenden Verordnung des Rathes zu Nürnberg: „. . . so Jemand einen Knaben oder Mägdelein zur Erlernung eines Handwerks oder Kunst verdingt, welcher Verding ehrlich und nicht der Ordnung des Handwerks zuwider, so soll derselbe Jung, Knab oder Mägdelein dem Meister getreulich dienen, und was dasselbige Handwerk und Ordnung betrifft, gehorsamlich folgen“ — ein Beweis davon also, daß damals selbst in dem später zunftlich so überaus engherzigen und exklusiven Nürnberg weibliche Handwerkslehrlinge eine ganz gewöhnliche Erscheinung waren. Ein Paragraph des Stadtrechtes der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen erwähnt sogar noch im Jahre 1629 der „zum Handwerk oder Kunst zu lernen verdingten Mägdelein“. Fast überall in Deutschland aber stand wie der Frau so auch den Töchtern des Meisters das Recht zu, diesen bei seiner Arbeit zu unterstützen, traf doch ein Spruch des Schöppenstuhles zu Jena noch 1631 die für das Handwerk im Allgemeinen geltende Entscheidung: „jeder Meister habe die Befugniß, Weib und Tochter zu seinem Handwerk zu setzen und wie einen anderen Knappen arbeiten zu lassen“. Ja es gab in Deutschland vordem selbst zwei durchaus zunftmäßig organisirte Handwerke, die sich ausschließlich oder doch vorwiegend in Frauenhänden befanden: das der Garnzieherinnen zu Köln am Rhein, denen durch ein eigenes Statut eine bestimmte Lehrzeit, eine Prüfung für den selbstständigen Handwerksbetrieb und Beschränkung in der Gesindehaltung auf drei Mägde als Lohnwirkerinnen für jede Garnzieherin vorgeschrieben waren, und

das andere der Goldspinnerinnen. Mit den Goldschlägern zu Einem Handwerke vereinigt, hatten die Goldspinnerinnen jährlich einen Meister und eine Meisterin zu wählen. Der Letzteren lag es ob, „das Werk des Amtes (die Handwerkserzeugnisse) zu besehen und zu prüfen", der Meister mußte „das Handwerk regieren, die Werke mit dem Zeichen und Siegel versehen (wie es damals von Zunftwegen üblich war), damit der Käufer nicht betrogen werde, sondern Maß, Länge, Werth und Gewicht erhalte, was ihm gebührt."

In den beiden letzten Jahrhunderten, während deren der Zunftzwang das Ganze des Handwerkes und dessen einzelne Mitglieder mit eisernen Ketten zu fesseln suchte, genauer gesprochen, mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, nahm das deutsche Handwerk jedoch nur noch männliche Lehrlinge auf, welche im Uebrigen die von Anfang an erhobenen Bedingungen der ehelichen Geburt, des ehrlichen Herkommens und der deutschen Zunge zu erfüllen hatten, insoweit diese Bedingungen nicht im Laufe der Zeit den veränderten Anschauungen gewichen waren. Unter einem „ehrlichen Herkommen" verstand man aber nicht sowohl die Abkunft aus einer Familie von bürgerlich unbescholtenem Charakter und sittlich gutem Leumund, sondern vielmehr die Abstammung aus Berufsklassen, die man nicht für ehr- und rechtlos hielt; denn dergleichen ehr- und rechtloser Berufsklassen wurde im Mittelalter und später noch, hie und da bis in das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts hinein eine ziemliche Anzahl namhaft gemacht. Da waren unter ihnen nicht blos „die Fechter und Spielleute, die Trompeter, Pfeifer und Lautenschläger", mit

anderen Worten die „fahrenden Leute", die erst durch Papst Eugen den Vierten (1431—47) die Erlaubniß erhielten, als „ehrlich" zum Abendmahle gehen zu dürfen, sondern, in einzelnen Städten und Landschaften wenigstens, sogar Gewerbe, die für die unentbehrlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens sorgten und gegenwärtig zum Theil zu den angesehensten zählen. Galten doch neben Schäfern, Packträgern, Zöllnern und überhaupt sämmtlichen „Stadt- und Herrendienern", neben Badern und Müllern auch die Leineweber vieler Orten in den Augen des Handwerks für anrüchig und daher, wie es in der Zunftsprache heißt, für „handwerksunfähig". Bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts scheint man von einer Bescholtenheit der Leineweber nirgends in Deutschland etwas gewußt zu haben, im Gegentheil bildeten sie in mehreren der größten Städte, zumal des Südens und des Westens, eine der geachtetsten Zünfte, von da an aber wurden sie allmählig im ganzen Reiche für anrüchig erklärt, hauptsächlich wohl deshalb, weil neben den zünftigen Webern der Städte es eine Menge unzünftiger, häufig auch unfreier, d. h. leibeigener, Weber auf dem Lande gab, die im fünfzehnten Jahrhundert in großen Schaaren den Städten zuströmten und die Ursache wurden, daß man, weil sie selbst in kein Handwerk aufgenommen werden konnten, nach und nach das gesammte Leineweber-gewerbe mit dem Banne der Handwerks- oder Zunftunfähigkeit belegte, am Rhein wie in Schlesien, in Bremen wie in Regensburg u. s. w. Manchmal kam es auch vor, daß sich gewisse Handwerke in verschiedenen Städten und Gegenden aus ganz nichtigen Gründen gegenseitig in Ver-

ruf erklärten, wie dies zwischen den Rothgerbern in Oesterreich, Salzburg, Bayern, Steiermark einerseits und den Rothgerbern in Franken, Schwaben, Schweiz, Rheinland, Hessen, Sachsen und den Seestädten Bremen, Hamburg und Lübeck andererseits geschah, weil die Lehrzeit in den beiden Gruppen nicht die gleiche war.

Daß man Scharfrichter und Abdecker für „unehrlich“ hielt, hat etwas weit weniger Befremdliches, viel verwunderlicher ist es im Gegentheile, daß der Erstere bis zum vierzehnten Jahrhundert als unbescholten angesehen wurde; bis dahin hatte meist sogar ein Mitglied des Rathes, der jüngste Schöffe, die Funktion des Nachrichters auszuüben, die unter solchen Umständen begreiflicher Weise keinerlei Ehrenrührigkeit nach sich ziehen konnte. Nachdem diese Anschauungen vor etwa vierhundert Jahren aber eine totale Wandelung erfahren hatten und der Scharfrichter nunmehr nicht nur als unehrlich, sondern gewissermaßen als verfehmt betrachtet wurde, wuchs die Zahl der Bescholtenen bald mehr und mehr — Landgerichts- und Stadtknechte, Gerichts-, Frohn-, Thurm-, Holz- und Feldhüter, Förster, Todtengräber, Nachtwächter, Kirchner, Zahnzieher, Wurzelgräber, Schauspieler, Reimsprecher, Gassenkehrer, Bachfeger u. A. m. waren fortan handwerksunfähig, und keiner ihrer Söhne konnte in einem ehrlichen Handwerke Aufnahme finden.

Nachdem wir dies zur erforderlichen Orientirung vorausgeschickt, wollen wir nach unseres wackeren Magister Frisius' obenerwähntem „Ceremoniell der Handwerke und Künste“ einige der Gebräuche mittheilen, wie sie vom Aufdingen des Lehrlings bis zum Meisterwerden und sonst bei gewissen

zünftlichen Veranlassungen und Handlungen die Eigenart der verschiedenen Handwerke kennzeichnen. Wir wählen für unsere Darstellung gleich das erste, von denen die alphabetisch geordnete merkwürdige Sammlung handelt, das „geschenkte (d. h. dem wandernden Gesellen ein bestimmtes Geschenk verabreichende), höchst nöthige und kluge“ Handwerk der Buchbinder. Bei der Aufdingung seiner Lehrlinge wurde es folgermaßen gehalten:

Es war dem Lehrlinge vierzehn Tage, an einigen Orten bis zu vier Wochen, zu versuchen gestattet: „ob das Gemüthe auch die Lust behalte, solches Handwerk fortzusetzen“. Wollte nach Ablauf der ersten vierzehn Tage der Lehrmeister den Lehrling noch länger zur Probe behalten, so mußte er es dem Handwerksobermeister zuvor melden, wenn er nicht in Strafe verfallen wollte. Der aufzunehmende Lehrling aber hatte seinen „Geburtsbrief“ nebst sechs Groschen „Fordergeld“, sechs Groschen für Einschreibegebühren und einen Thaler in die Zunftlade zu legen und „bei offener Lade“ mit Hand und Mund anzugeloben: „bescheiden, munter, treu und ehrlich sich zu verhalten“, auch „durch glaubwürdige Personen, d. h. durch Bürgen, seiner Treue genugsame Versicherung“ geben zu lassen. Die Dauer der Lehrzeit war nicht allgemein die gleiche, wurde jedoch „nach den Umständen“, wie es hieß, auf vier, fünf, auch mehrere Jahre ausgedehnt.

In manchen Städten durfte, wie das auch in anderen Handwerken vorgeschrieben war, der Meister nicht gleichzeitig zwei „Jungen“ annehmen, sondern erst dann einen zweiten sich zulegen, nachdem der erste zwei oder drei Jahre bei

ihm in der Lehre gestanden hatte. Anderer Orten war dem Meister zwar die Annahme von zwei Lehrlingen zu gleicher Zeit erlaubt, dagegen aber durfte er dabei blos einen Gesellen halten, doch zählte nirgends der Sohn des Meisters selbst mit, weder als Lehrling noch als Geselle. Nur in Leipzig durften von Anfang an mehrere Lehrlinge und mehrere Gesellen mit einander in der nämlichen Werkstätte arbeiten. Starb der Meister, während dessen Lehrling sich noch im Anfange seiner Lehrzeit befand, so lag der Meisterin die Verpflichtung ob, dem „Jungen" einen andern Lehrherrn zu verschaffen, denn kein Gesell, der für die Wittwe das Geschäft leitete, hatte die Befugniß, einen Lehrling „auszulernen". Hie und da durfte eine Meisterswittwe indeß den Lehrling bis zum Anfang seines letzten Lehrvierteljahres behalten, seine völlige Auslernung und Lossprechung aber konnte allenthalben lediglich durch einen Meister bewirkt werden.

Kam nun die Lossprechung des vorschriftsmäßig „ausgelernten" Burschen heran, so wurden durch den „Jungmeister" (den jüngsten Meister der Zunft) die Handwerksmeister oder, wie man sie auch wohl nannte, die „Kunstverwandten" bei Vermeidung von Strafe zu einer gewissen Stunde in die Wohnung des Obermeisters beschieden, zu dem sogenannten „Gebote" geladen. Dahin hatten sich ebenfalls die Gesellen zu verfügen, deren Vorladung der Junggeselle besorgen mußte. War die Gesellschaft vollzählig, so „that" der Lehrmeister des Loszusprechenden „seinen Vortrag": „Du bist bisher Junge gewesen und hast Dich zu den Jungen gehalten, jetzt wirst Du Jünger und wirst Dich zu den Jüngern halten,

wird Dir aber Gott die Gnade verleihen, daß Du in den Gesellenstand trittst, so wirst Du es auch mit ehrlichen Gesellen halten" und fügte hinzu: daß „dieser Lehrling hier seine Jahre nun treulich und ehrlich ausgestanden, und die versammelten Gesellen ihn nunmehr als ihren Mitgesellen auf- und annehmen müßten". Darauf antwortete der Altgesell: „Wenn er thun werde, was einem rechtschaffenen Gesellen zukomme und sich aller voriger garstiger jungenhafter Aufführung entschlage, so wollten sie ihn als ihren Mitgesellen anerkennen". Der Lehrling gelobte, dies pünktlich zu halten und erlegte die üblichen Gebühren, versprach auch, Meistern und Gesellen den hergebrachten Schmaus auszurichten und einen silbernen Schild an den „Kredenzer" oder Willkommenbecher zu stiften. Hiernach nahmen die traditionellen ernsthaften und neckischen Ceremonien ihren Anfang.

Zunächst pflegte der Gesellenvater — Herbergsvater — noch im Hause des Obermeisters und „vor offener Lade" zu fragen: ob einer der Gesellen ihm nicht ein Messer leihen könne? Da es jedoch in den Handwerkssatzungen verboten war, vor offener Lade ein „geschliffen Gewehr" bei sich zu führen, so würde derjenige Gesell eine Strafe verwirkt haben, welcher auf diese Frage hin ein Messer zum Vorschein gebracht hätte. Nachdem jetzt die Gesellen in ihre Herberge gezogen waren, wohin der eben Losgesprochene folgen mußte, hatte der Letztere hier sein „Examen" und allerhand „Hänseleien" zu bestehen. Dergleichen Hänseln, das seinem Ursprunge nach nichts Anderes als die Aufnahme in einen Bund (Hanse) besagen will, war keines-

wegs alleiniger Brauch bei den Handwerksgesellen, sondern bei fast allen Korporationen und Standesgenossenschaften, damit den Aufzunehmenden die ihnen fortan erwachsenden Obliegenheit in möglichst wirksamer Weise eingeprägt werden. Kaufleute und Fuhrleute und manche andere Berufsgenossenschaften unterwarfen ihre Kandidaten gewissen, oft recht unsanften Neckereien, ja wer als Handlungsdiener in eines der hanseatischen Comptoirs, insbesondere zu Bergen in Norwegen, eintreten wollte, mußte dreizehn verschiedene „Hänselspiele" über sich ergehen lassen, die meist einen so grausamen und gefährlichen Charakter trugen, daß nicht selten Leib und Leben der Gehänselten, oder sagen wir geradezu Gefolterten, dabei zu Schaden kamen. Der Zweck dieser peinvollen Neckereien ging ausgesprochenermaßen dahin, „durch ihre Strenge die Söhne reicherer Bürger von dem Eintritt in das Comptoir abzuhalten und die sehr gewinnreichen Stellen den ärmeren ausschließlich zu bewahren".

In so furchtbarer Art wurden die Handwerksgesellen nicht gehänselt, wiewohl bei einzelnen Handwerken auch mancherlei nicht allzu zahme Neckereien vorgekommen sein mögen. Sagte man doch den Beutlern und Weißgerbern nach, daß ihre Gesellen durch eine Dornenkrone bis auf das Blut gemartert und mit solchem Schmucke in der Stadt umhergeführt worden seien, indeß scheint man sich zu dergleichen Mißbrauch blos in einzelnen wenigen und unbedeutenden Orten verirrt zu haben. Die Regel war nur, daß Beutler und Weißgerbergesellen bei ihrer Aufnahme einen Strohkranz auf dem Kopfe und Kniebänder von Stroh

tragen mußten. Bei den Buchbindern, zu denen wir jetzt zurückkehren, ging das Hänseln noch weit harmloser vor sich, wie wir alsbald ersehen werden.

„Mit Gunst, Herr Vater, Herr Beisitzer, wie auch kunstliebende Gesellen," hob der Altgeselle seine die weiteren Feierlichkeiten einleitende Anrede an, „Sie sollen bedanket sein, daß Sie mit des Herrn Vaters Bewilligung und des Junggesellens Erforderung (Aufforderung) erschienen sein; die Ursache ist, daß wir heute unsern gewöhnlichen Auflegetag haben, als wolle ein Jeder belieben, so viel Wochen, so viel Dreier aufzulegen. Mit Gunst, hat Einer oder der Andere was zu klagen, der stehe auf und bringe seine Klage ordentlicher Weise für, weil der Herr Vater, Beisitzer und kunstliebende Gesellen noch beisammen sein, also mit Gunst zum Ersten. Es ist auch weiter der löbliche Gebrauch, daß, wo Ordnung und Lade ist, die Gewissensfrage herumgehet, damit, wenn welche vorhanden, die solche nicht gehöret, sie es vor ein billig Geld lernen können."

Diese „Gewissensfrage", die zunächst der Altgeselle sprach, lautete also:

„Ich N. N., gebürtig von N., bekenne bei meinem guten Gewissen, daß ich in N. bin examiniret und zu einem vollkommenen Gesellen gemacht worden; meine beiden Zeugen sind gewesen: N. N., gebürtig von Nürnberg, und N. N., gebürtig von Leipzig, habe auch kein tödtlich Gewehr oder Messer bei mir; also mit Gunst."

Der Reihe nach wiederholten sämmtliche Anwesenden den mitgetheilten Spruch, um zu versichern, daß sie genau nach vorgeschriebenem Modus zu Gesellen erhoben worden

seien, und nun erst erfolgte die eigentliche Aufnahme des Gesellenaspiranten. Der Altgeselle legte ihm die drei Fragen vor: „Ob er sich wolle examiniren lassen? Ob er wolle ausstehen, was andere Gesellen haben ausgestanden? Ob er der Gesellschaft etwas vor ihre Mühe und wie viel er geben wolle?“ und nachdem der „Jünger“ mit einem vernehmlichen Ja und mit Handschlag versichert, daß er dazu bereit sei, vollzogen die Gesellen mit dem Kandidaten die erforderliche Toilette. Sie setzten ihm einen papierenen Hut auf, banden ihm um Leib und Beine Papierschnitzel und kehrten ihn mit dem Besen ab, „gleich als sei er ein staubiges Stück Holz“. Einer der Gesellen kleidete sich sodann als Bartscheerer an, worauf ein Anderer zu ihm kam, um ihm mitzutheilen, daß ein vornehmer Herr da sei, der rasirt zu sein wünsche. Dieser „vornehme Herr“ war der Lehrling, dem man höflich einen Stuhl anbot, um denselben indeß hinwegzuziehen, sobald er sich darauf niederlassen wollte. Der harmlose Scherz wiederholte sich mehrere Male; nachher verrichtete der Bartscheerer in possirlicher Weise sein Werk, indem er dem Lehrling mit einem hölzernen Messer über das Gesicht strich und dieses und das Haar mit Mehl oder Kleien puderte.

Die hier beschriebene Neckerei haben wir als symbolische Handlung aufzufassen. Nach der Versicherung unseres Gewährsmannes sollte dadurch angedeutet werden, daß der Neuaufgenommene „sich deren Mängel, so der Jugend ankleben, erinnern und sich bemühen solle, als ein kluger Mann zu handeln,“ während der Stuhlwegzieher ihm einprägen wollte, „daß ein junger Mann seinem Meister nicht allsogleich den Stuhl

vor die Thür und sich selbst nicht zwischen zweien niedersetzen solle; ferner daß man an einem Orte lieber eine lange Zeit bleibe, als immer sich verändere, nach dem Verse:

„Wer da sitzet, bleibe sitzen,
Immer ändern kann nichts nützen!“

Nun brachte einer der versammelten Gesellen ein Stück runden Holzes, das etwa anderthalb Spannen lang und armesdick war — das sogenannte Arbeitsholz — und sagte, er möchte gern dies Buch einbinden lassen und in welcher Zeit die Arbeit für ihn gethan werden könne? Der Lehrling hatte hierauf zu erwiedern: „In zwei Stunden“, und sich vor einem Meister oder Altgesellen auf das runde Holz zu setzen und „auf die Fragen, wie mit Einbindung eines Buches von Anfang bis zu Ende müsse verfahren werden, accurat zu antworten.“ Inzwischen hatte jeder der Gesellen einen Rührlöffel in die Hand genommen, Einer und der Andere aus der Gesellschaft aber zog mitunter dem Lehrling das Hölzchen, auf dem er kauerte, unerwartet hinweg und warf es durch das Fenster auf die Straße hinaus. „Darauf lauft der Lehrling und holet es wieder. Wenn er nun zurückkommt, kriegt er etliche Schläge mit denen Rührlöffeln von denen in der Reihe stehenden Gesellen, so da rufen: ‚Gesellschaft! Gesellschaft zur Arbeit! zur Arbeit!‘ Sobald sich jetzt der Lehrling vor seinem Examinator niedergesetzet, fraget dieser jenen: ‚Woher die Gesellschaft?‘ Darauf wird von dem Lehrling geantwortet: ‚Von der Arbeit.‘ Ferner heißt es: ‚Von was für Arbeit?‘ Da muß nun der Lehrling wohl merken, wovon zuletzt geredet worden, sonst bekommt er von dem Examinator einen Schlag mit dem Rührlöffel auf die flache Hand.

Ingleichen, wenn gefragt wird, woher der Lehrling Dieses oder Jenes, z. B. Leim, Zwirn, Heftnadeln ꝛc. hernehme, so muß er antworten: ‚Von der Wittfrau‘, als bei welcher er arbeitet.“

Das Alles war jedoch blos das Vorspiel des eigentlichen „Examens“. Dieses selbst bestand der Lehrling dadurch, daß er Wort für Wort eine vorgeschriebene Litanei aufsagte, die in Frisius’ Buche zwölf Seiten füllt. Dieselbe erläutert die Prozedur des Bucheinbindens von Anfang bis zu Ende mit der größten Weitläufigkeit, von welcher wir eine ungefähre Vorstellung zu geben glauben, indem wir nur die Anfangszeilen der ellenlangen Rede mittheilen. „Also,“ beginnt diese, „wenn mir eine Person ein Buch zu binden überbringet, so heiße ich sie willkommen, biete ihr einen Stuhl zu sitzen und frage, wenn ich das Buch empfangen, wie es solle gebunden werden. Sehe zu, daß ich’s mit Makulatur an ein reines Ort lege, mag es auch wohl kollationiren“ u. s. w. Während dieser Recitation ward das Holz, auf dem der Examinand Platz genommen, wiederum mehrere Male durch das Fenster auf die Gasse hinausgeworfen. Er mußte es zurückholen und dann in seinem Spruche genau an der Stelle fortfahren, wo er stehen geblieben war, sonst setzte es neue Fingerklopfe mit den Löffeln. Hatte der Lehrling diese ganz respektable Probe seines Gedächtnisses zur Zufriedenheit abgelegt, so durfte er das Holz verlassen, das seinen Sitz bildete, und hatte derselbe „sich auf den Tisch zu setzen, da denn die Gesellen ihm mit den hölzernen Rührlöffeln auf die Finger kloppen“ und die Ceremonie hierauf mit mancherlei Scherzfragen und

Neckereien beschließen. So lauten einige der ersteren: „Was ist höchst Unrecht und keine Sünde?“ (Antwort: Einen linken Handschuh an die rechte Hand ziehen.) „Wo wird der erste Stift hingeschlagen?“ (Antwort: Auf den Kopf.) „Wie viele Stifte braucht man zu einem wohlbeschlagenen Buche?“ (Antwort: Keinen.) „Was macht das Buch, wenn es auf dem Tisch steht?“ (Antwort: Einen Schatten.) „Wo nahm Adam seinen ersten Löffel?“ (Antwort: Bei dem Stiele.) Einer der üblichen Scherze aber bestand darin, daß die Gesellen dem Lehrling eine Tafel vorlegten, auf welcher das Alphabet in ganz verkehrter Ordnung mit Kreide aufgeschrieben stand. Der Neuaufgenommene mußte nun nach der richtigen Reihenfolge des A-B-C jeden Buchstaben geschwind auslöschen, während man ihm dabei mit den hölzernen Löffeln die Finger recht ordentlich bearbeitete.

Wie an die Aufnahme in die Gesellenschaft des Handwerkes, so knüpfte sich insbesondere auch an die von den meisten Innungen ausdrücklich verordnete Wanderschaft — es gab auch einzelne Handwerke, in denen die Wanderschaft verboten war — eine Menge zunftlich vorgeschriebener Bräuche und Förmlichkeiten, die für jedes Handwerk verschiedene waren und oft völliger Unsinn zu sein schienen, weil Niemand mehr ihren Ursprung und ihre Bedeutung kannte, welche aber darthaten, eine wie große Herrschaft die Korporation auf jedes ihrer einzelnen Mitglieder ausübte. „Der Abgang, das Verhalten auf der Wanderschaft selbst, die Arbeit auf dieser, die Weiterbeförderung, das Geschenk oder der Willkomm wurden ebenso viele Gegenstände

zunftlicher Anordnung, allein auch ebenso viele Zankäpfel zwischen Gesellen und Meistern, Gesellen und Obrigkeit," sagt Dr. Fr. Wilhelm Stahl in seinem leider Bruchstück gebliebenen vortrefflichen kulturgeschichtlichen Werke: „Das deutsche Handwerk" (Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung, 1874).

Wir haben den uns zur Verfügung gestellten Raum bereits mehr denn erschöpft, so daß wir zu unserem Bedauern an dieser Stelle und für dieses Mal von einer Schilderung der mannigfaltigen und zum Theil überaus wunderlichen Gebräuche absehen müssen von denen Auszug und Verhalten auf der Wanderschaft des deutschen Handwerksgesellen umgeben und umschnörkelt waren; es sei uns lediglich noch gestattet, unseren Buchbindergesellen auf seiner Wanderschaft zu begleiten und anzuführen, welche Förmlichkeiten und Ceremonien er auf derselben zu erfüllen hatte, wenn er nicht wider die Zunftgesetze verstoßen wollte.

Kam er in eine Stadt „zugereist", so hatte er, sobald er eine Werkstatt betrat, um daselbst Arbeit zu suchen oder das übliche Geschenk in Empfang zu nehmen, den Gruß zu sprechen: „Gott ehre das Handwerk!" Nach diesen Worten ward er von Meister und Gesellen, falls diese anwesend waren, in der Werkstatt willkommen geheißen, „von Handwerks wegen", worauf er von den Meistern und Gesellen, bei und mit denen er gearbeitet und wo er zuletzt zugesprochen, zu berichten hatte. Auf der Herberge ward der Gesell, „welchem man das Geschenke hielt", obenan gesetzt und mußte er die Vorlesung der Zunftartikel anhören. Sodann goß

der Altgesell zwei sogenannte „Meisterkännlein“ voll, in die übrigen Kannen jedoch nur so viel, daß der Boden bedeckt war, und kredenzte eine der ersteren dem zugewanderten Gesellen. Dieser mußte „drei Trünke thun“, einen dem Herbergsvater, den zweiten dem Beisitzer und einen dritten der Herbergsmutter zu Ehren, und wurde zuletzt mit einem Kranze geschmückt, den er während dieses Willkommabends auf dem Kopfe zu behalten hatte. So oft er etwa das Herbergszimmer verließ, wurde er von dem Junggesellen geleitet, der bis zu Ende der Feierlichkeit ihm nicht von der Seite weichen durfte. Verhielt sich der „beschenkte“ Gesell nicht ehrbar oder verletzte er irgend eine der Handwerksregeln, bewegten sich seine Reden und Antworten nicht strikt in den banalen Phrasen und Wendungen, so hatte er größere oder kleinere Bußzahlungen zu entrichten.

War der Gesell endlich im Stande, sich zur Meisterschaft zu melden, so mußte er von vornherein nachweisen, daß es ihm an Kundschaft nicht gebrechen werde, daß er bei einem „ehrlichen“ Meister sein Handwerk gelernt, „vor offener Lade“ sein Examen ausgestanden habe, „auch vor drei Orden und Laden gewesen sei“, d. h. sich in drei sich folgenden Quartalsitzungen der Handwerker zum Meisterwerden gemeldet habe, wie wir dies oben darlegten. Als sogenanntes Meisterstück, welches binnen vierzehn Tagen zu vollenden war, wurden ihm dann die nachfolgenden Arbeiten aufgegeben: „Er mußte eine Weimarische Bibel in Regal-Folio in Schweinsleder mit Klausuren und roth auf dem Schnitt; die Lüneburgische Bibel in Quarto in Korduan platt vergüldet mit französischen Clausuren; desgleichen

einen Band in Quarto von acht bis neun Alphabeten in weißem Pergament mit grünem Schnitt; ferner ein längliches Heft von vier Buch Papier in weißem Pergament auf Schweinslederart gestempelt und blau moussiret auf dem Schnitt; endlich ein Buch in Oktavo in rothem Kalbleder, französisch vergüldet" gebunden herstellen. Meisterssöhne brauchten nur zwei der verzeichneten Stücke zu leisten. Bewarben sich zwei Gesellen zu gleicher Zeit um die Meisterschaft, so erhielt derjenige den Vorzug, welcher am längsten im Orte gearbeitet hatte; der andere mußte bis zum nächsten Quartale warten. Ein Meisterssohn aber oder wer eines Meisters Tochter zur Frau nahm, ging allen sonstigen Bewerbern ohne Ausnahme vor. Das Meisterstück aber ward verworfen, wenn die Bogen der einzubindenden Bücher verheftet, die Schrift hinweggeschnitten, ein Bogen ausgefallen, das Leder in den Umgebungen des Titelstempels verbrannt und ähnliche Nachlässigkeiten zu rügen waren. Wie schon erzählt, wußte man jedoch in der Regel noch eine Menge von Kleinigkeiten herauszufinden, dem Bewerber um die Meisterschaft das Leben recht sauer zu machen — Alles in der engherzigen Absicht, jeder Konkurrenz nach Möglichkeit zu begegnen und was nur von fern an freie Bewegung erinnerte oder zu selbstständigem Vorgehen eines einzelnen Zunftgenossen führen, was mit Einem Worte den alten Bann der Verknöcherung und Stagnation zu brechen vermochte, schon im Keime zu ersticken.

In einer Zeit, die wie die unserige die Beseitigung aller unnatürlichen Schranken auf ihr Banner geschrieben hat, welche den Menschen an freier Entfaltung und Verwer-

thung seiner geistigen und sittlichen Kräfte verhindern, waren Zunftzwang und Zunftpedanterie ein nicht zu duldender Anachronismus; und wenn es sich auch nicht wird in Abrede stellen lassen, daß die unbeschränkte Freiheit des Gewerbes in der Praxis mancherlei Unzuträglichkeiten mit sich bringt und da und dort vielleicht kleine Abänderungen und Eingrenzungen geboten sein dürften, das Prinzip dieser Befreiung muß Jeder für das unbedingt Richtige erklären, wer sein Jahrhundert begreift und in der fortschrittlichen Entwickelung der Menschheit das große Ziel erblickt, dem wir Alle nach dem Maße unseres Wissens und Könnens unablässig nachstreben sollen.

Etwas von Sonnenflecken.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

A. Weidenthal.

Wie so gar oft erfüllt der Sommer nicht die Erwartungen, die wir an ihn geknüpft haben, so daß er gewissermaßen nur als solcher im Kalender steht! Auch im Jahre 1877 hatten wir auf eine lange Reihe sonnenheller und sonnenwarmer Tage gehofft, und als der Sommer zu Ende ging, waren es ihrer verhältnißmäßig nur wenige gewesen, deren wir uns erfreuen durften. Solchen unliebsamen Erscheinungen aber müssen bestimmte natürliche

Ursachen zu Grunde liegen, und der Meteorolog, welcher dieselben zu erforschen sucht, glaubt sie in gewissen Lücken zu finden, die stellenweise die Sonnenlichthülle unterbrechen, den sogenannten Sonnenflecken. Haben doch schon im verflossenen Jahrzehnt wissenschaftliche Untersuchungen, die ein überaus reiches Beobachtungsmaterial aus den verschiedensten Gegenden unserer Erde benützen konnten, unwiderleglich festgestellt, daß diese Sonnenflecken einen wesentlichen Einfluß auf die Wärmeausstrahlung der Sonne und mithin auf die Lufttemperatur äußern und daß Höhe und Niedrigkeit der letzteren mit der kleineren oder größeren Anzahl von Sonnenflecken im engen Zusammenhang stehen, die während des betreffenden Jahres wahrgenommen werden. Ferner weiß man auch, zumeist durch die Beobachtungen eines neueren deutschen Gelehrten, Schwabe in Dessau, daß in der Häufigkeit der Flecken eine gewisse Periodicität obwaltet, daß es Jahre gibt, in welchen sich außerordentlich viele Sonnenflecken zeigen, und wieder andere, während deren sehr wenige Flecken auf der Sonnenscheibe erscheinen. Endlich hat man zu finden geglaubt, daß dergleichen Maximal- und Minimalperioden von elf zu elf Jahren — genauer von 11¼ zu 11¼ Jahren — eintreten, indeß scheint diese Annahme noch nicht als eine endgiltige betrachtet werden zu können, da fleckenreiche und fleckenarme Jahre nicht immer mit der Regelmäßigkeit wiederkehren, wie man dies auf mehreren der jetzt über die alte und neue Welt verstreuten meteorologischen Stationen entdeckt haben will.

sich ergeben hat, beeinflussen diese merkwürdigen

Sonnenflecken aber nicht unseren eigenen Planeten allein, sondern auch noch andere Wandelsterne unseres Sonnensystems. So hat der englische Astronom Ranyard zuerst nachgewiesen, daß die Streifen, welche sich am Jupiter bemerken lassen, in ihrer vollen Ausprägung und Färbung blos in fleckenreichen Jahren wahrgenommen werden können. Demnach ist es sicher keine unbedeutende Rolle, die wir den Sonnenflecken im Haushalt des Weltalls zugetheilt sehen, jedenfalls sind sie für die Meteorologie von unendlicher Wichtigkeit geworden. Wir irren somit wohl nicht in der Voraussetzung, daß eine etwas nähere Betrachtung der Erscheinung das Interesse vieler Leser dieser Blätter erregen werde.

Die Spectral-Analyse, die, von den beiden berühmten Heidelberger Professoren, dem Physiker Kirchhoff und dem Chemiker Bunsen, entdeckt, eine der großartigsten Errungenschaften der deutschen Wissenschaft bezeichnet, hat dargethan, daß die Sonne, wenn schon in der Hauptsache aus dem nämlichen Material aufgebaut wie die anderen selbstleuchtenden Gestirne und wie die Erde auch, außerdem noch eine ihr eigene Masse enthält, deren Natur menschliche Forschung bis jetzt nicht zu ergründen vermochte. Möglicher Weise entspringen die gasartigen Ausströmungen sowohl, welche den Sonnenkörper einhüllen, wie die Flammen reinen Wasserstoffes, die mit rapider Geschwindigkeit und zu unglaublichen Höhen von ihm emporsteigen, dieser räthselhaften Masse; vielleicht auch sind auf sie die Sonnenflecken zurückzuführen, jene in der Mitte schwarzen und am Rande mit weißlich grauen Höfen umgebenen größeren und

kleineren Flecken, die in stärkerer oder schwächerer Anzahl auf der Sonnenscheibe erscheinen — zu einer positiven Gewißheit darüber ist die Sternkunde noch nicht gelangt. Diese Sonnenflecken selbst wurden durch den Friesländer Johannes Fabricius im Jahr 1610 entdeckt und zwar mit Hilfe eines damals neuen und in der Folge für die Sternkunde hochwichtigen Instrumentes, des Perspicellum Batavum, oder, wie es jetzt heißt, des Teleskopes, welches zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Hans Lippershey oder Lippersheim aus Wesel, Brillenmacher zu Middelburg auf der Insel Walcheren, erfunden hatte.

Galileo Galilei, der große florentinische Mathematiker und Astronom, der die interessante Entdeckung noch um mehr denn dreißig Jahre überlebte — er starb erst 1642 — glaubte, daß die Flecken einen integrirenden Theil der Sonne selbst bildeten, auf der Oberfläche derselben liegend, und meinte beobachtet zu haben, daß sie sich sämmtlich mit der nämlichen Geschwindigkeit zugleich mit der Sonne selbst bewegten. Pater Scheiner, ein anderer ausgezeichneter Astronom des siebenzehnten Jahrhunderts, hingegen — und dies ist wohl zu beachten — war der Ansicht, daß ihre Rotation um die Sonnenscheibe keine gleichartige sei und daß sie mithin nicht mit dem Sonnenkörper selbst zusammenhängen könnten. Schon wenige Jahre nach dem Bekanntwerden der von Fabricius gemachten Wahrnehmungen, 1613, aber schrieb unser berühmter schwäbischer Landsmann Johannes Kepler: „Die Flecken bewegen sich nicht nur nicht parallel mit der scheinbaren Sonnenbahn oder Ekliptik, sondern haben auch nicht genau die gleiche Ge-

schwindigkeit. Folglich gehören sie nicht zur Sonnenoberfläche, wiewohl sie von ihr nicht durch eine für uns wahrnehmbare Entfernung getrennt sind. Aus diesen Gründen und weil die Flecken bald erscheinen, bald verschwinden, weil sie ihre Gestalt und Größe oft in überraschendster Weise verändern, geht deutlich hervor, daß sie eine den Wolken unserer Erde ähnliche Erscheinung sein müssen, die ebenfalls ihre von der Bewegung der Erde mehr oder minder verschiedene eigene Bewegung haben."

Seit jenen Tagen hat es an den mannigfaltigsten, oft sehr geistreichen und scharfsinnigen Theorien über Wesen und Natur der Sonnenflecken nicht gefehlt, deren speziellere Erörterung über den Rahmen unserer allgemeinen Darstellung weit hinaus fallen würde, hinsichtlich des Hauptpunktes der Frage jedoch: ob die Flecken der Photosphäre — jener leuchtenden Hülle, welche die an sich dunkle Sonnenkugel umgibt — angehören oder nicht, herrschten bis vor Kurzem noch dieselbe Ungewißheit und die nämlichen sich widersprechenden Ansichten wie im Jahre 1613. Manche unserer Physiker und Astronomen, unter ihnen Kirchhoff in Heidelberg, glaubten, daß die Sonnenflecken Wolken seien; andere hielten sie für Lücken oder Oeffnungen, d. h. sie nahmen an, daß sich jene Photosphäre oder Lichthülle an einzelnen Stellen zeitweilig hinwegziehe oder dünner werde, so daß nun der dunkle Sonnenkörper selbst zum Vorscheine komme.

Diese letztere Meinung hat neuerdings, zumal durch die sorgfältigen Untersuchungen des englischen Naturforschers Carrington, ihre Bestätigung gefunden. Man glaubt jetzt

davon überzeugt sein zu können, daß die Flecken in der That keine Wolken, sondern Oeffnungen von beträchtlicher Tiefe sind, wenn gleich nicht absolut unwandelbar, wohl fünfzig Meilen und mehr tief. Ferner hat sich herausgestellt, daß die früher der Sonne zugeschriebene Atmosphäre nicht existirt; denn wäre dies der Fall, so würde sie das Licht bis zu einem wahrnehmbaren Grade brechen. Der berühmte italienische Astronom und Direktor der Sternwarte des Collegio Romano in Rom, Pater Angelo Secchi, aber, der Verfasser eines ausgezeichneten Werkes über die Sonne, in dem er die Resultate seiner epochemachenden meteorologischen und magnetischen, insbesondere aber spectralanalytischen Untersuchungen niederlegte, hat den Beweis geführt, daß eine Solarrefraktion (eine Brechnung der Sonnenlichtstrahlen durch eine Sonnenatmosphäre) nicht stattfindet. Kann also die letztere, ein Luft- oder Dunstkreis, in dem üblichen Sinne des Wortes nicht vorhanden sein, so lehrt uns die Spectralanalyse, daß dafür über der Photosphäre oder Lichthülle eine dünne Schicht weißglühenden Wasserstoffes lagert, die mit einer Atmosphäre nicht die geringste Aehnlichkeit besitzt. Sie stellt sich vielmehr als ein wirres Durcheinander von Flammen oder Fackeln dar, welche nach allen Richtungen hin mit wunderbarer Geschwindigkeit aussprühen und so phantastische Formen annehmen, daß sie sich mit keiner einzigen der uns bekannten Gestalten vergleichen lassen.

Lange Zeit suchte man auch vergeblich nach den Ursachen, warum die Sonnenflecken sich theils dem Sonnenäquator nähern und sich theils wieder von ihm entfernen.

Die Anhänger der Wolkenhypothese maßen diese Bewegung der Einwirkung gewisser Passatwinde bei, jener beständig und regelmäßig aus der gleichen Richtung und mit der gleichen Stärke innerhalb der Wendekreise wehenden Windströmungen, allein vor der fortschreitenden Wissenschaft fiel auch diese vermeintliche Aehnlichkeit mit auf unserer Erde bestehenden physikalischen Verhältnissen. Die Bewegungen wurden einfach als Oscillationen oder Schwingungen erkannt, die sich in sehr engen Grenzen halten und ohnedies nicht allen Flecken einer und derselben Zone gemeinsam sind. Kommt es doch vor, daß von zwei unmittelbar neben einander befindlichen Flecken der eine vom Aequator zurückweicht, während der zweite sich dem letzteren nähert.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Flecken ist ebenso merkwürdig wie überraschend. Es geschieht nämlich zuweilen, daß einer der Flecken gewissermaßen aus einander berstet und dann ein ganzer Haufen von Flecken aus ihm entsteht. Ebenso scheint es mitunter, als wenn sich aus der Photosphäre oder Lichthülle gewisse Theile loslösten, über den Flecken herfielen und ihn entzwei schnitten. Bald trennen sich die derart gebildeten Flecken definitiv von einander und gelangen jeder zu selbstständigem Dasein. Nach Carrington's Messungen und Zeichnungen ist es meist derjenige Abschnitt des Fleckens, welcher der Bahn der Sonnenumdrehung am nächsten liegt, der sich zuerst absondert, und zwar mit einer großen Energie und Bewegungsgeschwindigkeit. Allmählig jedoch hört diese Bewegung auf, und der neue Flecken verhält sich fortan genau so wie alle anderen.

In Folge der vieljährigen Beobachtungen des genannten

Astronomen wissen wir jetzt auch, daß es zweierlei Art von Sonnenflecken gibt, dauernde und vorübergehende. Die einen zeigen sich allmonatlich, wenn der Halbkreis der Sonne, in den sie fallen, uns zugekehrt ist; die anderen, welche über die verschiedensten Stellen der Sonne verstreut sind, währen blos einige Tage und verschwinden dann wieder. Die bleibenden Flecken dagegen können von der Erde aus kaum anderswo wahrgenommen werden als zwischen dem achten und dem fünfunddreißigsten Grade nördlicher oder südlicher Breite. Die unter dem Aequator selbst und jenseit des fünfunddreißigsten Grades beobachteten sind niemals von längerer Dauer. Nach den bleibenden Flecken aber läßt sich die Zeit der Sonnenumdrehung mit größter Genauigkeit bemessen. Denn die Sonne steht nicht still, sondern sie dreht sich, wie man aus der gemeinschaftlichen Bewegung ihrer Flecken erkannt hat, um ihre eigene Axe, in fünfundzwanzig Tagen und zehn Stunden. Die Axe neigt sich in einem Viertel von 7½ Grad gegen die Erdbahn, so daß während der einen Jahreshälfte der nördliche, während der anderen Jahreshälfte der südliche Pol der Sonne der Erde zugewandt ist.

Die Bewegung der Sonnenlichthülle ist eine verschiedenartige je nach den Zonen, die sie durchläuft. In der Nähe des Sonnenäquators ist ihre Geschwindigkeit am größten, je weiter sie sich davon entfernt, desto mehr nimmt ihre Schnelligkeit ab. Diese Geschwindigkeitsverschiedenheit aber erzeugt gewisse vertikale Wirbel oder Strudel, ganz ähnlich jenen in fließenden Gewässern so leicht hervorgerufenen Strudeln, die namentlich da zu entstehen pflegen, wo sich

Flüsse von ungleicher Geschwindigkeit begegnen, oder den auf die gleichen Ursachen zurückzuführenden Wirbelwinden oder Cyklonen, die in unserer Atmosphäre so häufig vorkommen und bald länger, bald kürzer währen. Die Wirbel der Photosphäre nun ergreifen die leuchtenden Wolken ihrer flammenden Oberfläche, so daß sich in jener eine Anzahl von Rissen oder Oeffnungen, Lücken, bilden, durch welche die dunkle Masse des Sonnenkörpers selbst zu Tage tritt. Eine Menge kleiner Strudel endlich wird die Ursache, daß, wie oben erwähnt, die Flecken sich theilen und dadurch ihre Anzahl sich vervielfacht. Daß aber am Sonnenäquator so wenige Flecken sich zeigen, wird aus der kaum merkbaren Bewegungsverschiedenheit in den dem Aequator zunächst gelegenen Sonnenzonen erklärt.

Noch im siebenzehnten Jahrhundert äußerte ein italienischer Astronom, der Jesuitenpater Riccioli, schon die Vermuthung, daß die Sonnenflecken auf die Temperaturverhältnisse Einfluß haben könnten und schrieb die ungewöhnliche Herbstwärme des Jahres 1732 der Spärlichkeit der in diesem Jahre beobachteten Sonnenflecken zu. Jetzt waltet, wie wir bereits wissen, in dieser Beziehung kein Zweifel mehr ob. Es ist ja konstatirt, daß die fleckenreichen Jahre immer eine größere Anzahl kühler und kalter Tage aufzuweisen haben als die fleckenarmen, und daß auch die strengeren und langwierigeren Winter viel häufiger in jene fallen als in diese. Ebenso hat man beobachtet, daß in fleckenarmen Jahren Winde der Aequatorialströmung, mithin Südost-, Süd-, Südwest- und Westwinde, vorherrschen, während in fleckenreichen Jahren die vom Pole ausgehen-

den Luftströmungen, Nord-, Nordost-, Nord- und Nordwestwinde, die häufigeren sind. Stürme und Orkane kommen desgleichen in fleckenreichen Jahren in größerer Menge vor als in fleckenarmen, in denen ihre Zahl oft beträchtlich unter dem angenommenen Durchschnittsquantum zurückbleibt. Sehr seltsam erscheint es auf den ersten Blick, daß man selbst die Heuschreckenplage, wie sie mitunter auch Deutschland betroffen hat, mit der größeren oder geringeren Häufigkeit der Sonnenflecken in nahen Zusammenhang bringen will. Weiß man indeß, daß diese gefürchteten Gäste in Gegenden, deren klimatische Verhältnisse von denen ihrer eigentlichen Heimathländer sehr verschieden sind, nur in heißen und trockenen Jahren ihr Gedeihen finden, so hat die Annahme einer Wechselwirkung zwischen den Heuschreckenzügen und den Sonnenflecken kaum noch etwas Räthselhaftes. Daß die guten Weinjahre meist mit den fleckenarmen Jahren zusammenfallen, wird nach dem bisher Gesagten schließlich wohl keinen unserer Leser befremden.

Der erste Gruß der neuen Heimath.

Ein Bild aus dem Auswandererleben

von

G. Schweitzer-Mosen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zumal nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, begann auch in Deutschland, namentlich in dessen südlichen Staaten, wo die Bodenzersplitterung unter den Bewohnern des platten Landes gedeihliche Verhältnisse nicht aufkommen ließ, die Auswanderung nach Nordamerika einen immer größeren Umfang anzunehmen. Wie schlecht jedoch war für die Beförderung dieser Emigranten und alle damit in Verbindung stehenden Veranstaltungen gesorgt! Die gewöhnlichen Segelschiffe, auf denen die Deutschlandmüden meist in größeren oder kleineren Schaaren ihren Weg nach der neuen Welt anzutreten pflegten, welche sie erst in mehreren Monaten erreichten, waren für dergleichen Zwecke durchaus ungeeignet, oft nicht einmal mit den allernothwendigsten Nahrungsmitteln versehen, deren eine größere Menschenzahl für eine so lange Zeit bedurfte. Auf die Gesundheit, viel weniger noch die Bequemlichkeit der Passagiere war nicht die oberflächlichste Rücksicht genommen, und es gehörte zu den gewöhnlichen Vorkommnissen, daß unter den in den schlecht gelüfteten,

engen, finsteren Räumen des Zwischendeckes häringsartig zusammengepackten Reisenden epidemische Krankheiten, Typhus, Pocken u. dgl. ausbrachen und grausige Ernten unter den armen Menschen hielten, die ja ihrem Verhängnisse nicht ausweichen konnten. Zu Dutzenden warf man ihre Leichen sang- und klanglos über Bord in die Tiefe des Oceans hinab, und gar mancher Familie fehlten die theuersten Häupter ihrer Lieben, wenn endlich die Küste der ersehnten neuen Heimath in Sicht kam. Die Zustände und Einrichtungen, welche auf diesen Schiffen herrschten, waren in der That grauenhafter Natur, grauenhafter noch als auf den berüchtigten Sklavenschiffen, wo man der lebendigen Fracht wenigstens deshalb eine sorgsamere Aufmerksamkeit widmete, weil ihr Untergang immer zugleich schwere Kapitalverluste nach sich zog.

Das Unwesen dauerte ohne jede staatliche Beachtung fort bis zum Jahre 1819. Da erst schien die Regierung der Vereinigten Staaten einzusehen, wie unentbehrlich dem noch öden und menschenarmen Lande die fremden Einwanderer waren und wie sehr es mithin darauf ankam, die Unzuträglichkeiten abzustellen, welche die Auswanderungslust allmählig nicht wenig abkühlen mußten. Zuvörderst richtete man sein Augenmerk auf die Mißstände, welche die Emigranten bei ihrer Landung an den Küsten empfingen. Sowie nämlich ein Schiff daselbst anlangte, wandelte sich der Bord desselben in eine Art von Markt oder Auktionslokal um; mit Hilfe ihrer sich einfindenden Agenten und Mäkler betrieben Rheder wie Kapitäne einen lebhaften Menschenhandel und gewannen damit beträchtliche Summen. Konnten,

wie das wohl häufig genug geschehen mochte, die armen Auswanderer das ihnen abgeforderte, meist unverhältnißmäßig hoch gegriffene Ueberfahrtsgeld nicht entrichten, so wurden sie ganz wie die Neger paar- oder familienweise auf eine gewisse Zeitdauer, die stets auf eine Reihe von Jahren bemessen ward, als Arbeiter oder Dienstboten an den Meistbietenden verhandelt, ohne daß die beklagenswerthen Opfer irgend einen Schutz vor solcher unmenschlicher Ausbeutung hätten finden können. Kräftige junge Männer und Frauen wurden begreiflicher Weise höher bezahlt, weshalb wohl die Kinder allein das Joch dieser Sklaverei auf sich nahmen, damit wenigstens ihre Eltern vor dem harten Loose bewahrt blieben. Andererseits geschah es freilich auch mitunter, daß die Eltern grausam genug waren, ihre Söhne und Töchter in die Knechtschaft verkaufen zu lassen, nur um ihr nicht selbst zu verfallen, in der Regel aber mußten die einzelnen Familienglieder, freiwillig oder unfreiwillig, für längere Zeit oder für immer von einander scheiden, sowie sie den Fuß auf den amerikanischen Boden setzten, der ihnen eine neue Heimath hatte werden sollen.

Diesem barbarischen Menschenhandel ein Ziel zu setzen, war der Zweck des im erwähnten Jahre vom Kongresse der Vereinigten Staaten gefaßten Beschlusses, der sogenannten Passenger (Passagier-) Akte, die außerdem noch bestimmte, daß „auf je fünfhundert Tonnen Gehalt das Schiff nicht mehr als zweihundert Auswanderer einladen dürfte" und Wasser- und Lebensmittelmenge genau nach der Kopfzahl der aufgenommenen Passagiere festsetzte, so daß in keinem Falle mehr eine Rationirung von Speise und Trank ein-

treten dürfte. Zu gleicher Zeit befahl der Kongreß, daß statistische Tabellen über Alter, Geschlecht, Nationalität und Beruf der Einwanderer anzulegen und von der Zollbehörde von Vierteljahr zu Vierteljahr dem Staatssekretär in Washington einzureichen seien.

Unleugbar war mit diesen Maßnahmen ein Schritt zum Besseren gethan; allein wie unendlich viel blieb trotzdem noch zu leisten übrig! Vor allen Dingen hätte ein den Passagieren zu bewilligender Minimalraum normirt werden müssen; waren doch für die gleich Schafen zusammengequetschten Menschen in dem höchstens fünf Fuß hohen Zwischendecke meist zwei Reihen „sargartiger Kojen" über einander angebracht. Wen konnte es also Wunder nehmen, wenn sich in solchen dumpfen Lokalen ohne alle Ventilation rasch Miasmen und in deren Folge die bösartigsten Krankheiten erzeugten, so daß kein Fahrzeug je seine volle Menschenladung in den Hafen landete, dem es zusteuerte. Und nun denke man sich erst das Elend, wenn auf dem Schiffe etwa die Cholera ausbrach! Ihr Einhalt zu thun, gab es kein Mittel, um so weniger, als sich nur ausnahmsweise einmal ein Arzt am Borde befand.

War nun mit der Passenger-Akte auch der fürchterliche Menschenhandel auf dem Schiffe selbst beseitigt, die armen Auswanderer sahen sich dem ungeachtet in nicht viel besserer Lage. Kaum hatten sie ihr schwimmendes Gefängniß und Lazareth verlassen, so geriethen sie meist in die Netze nichtsnutziger Spekulanten, die, zu förmlichen Gaunerbanden vereint, Unkenntniß und Leichtgläubigkeit der neuen Ankömmlinge sich mit einer Ruchlosigkeit ohne Gleichen zum Vortheil

machten, die Fremden bestehlend und ausplündernd, so weit es nur möglich war. Was den Unglücklichen allenfalls noch übrig bleiben mochte, das nahmen ihnen dann die Gastwirthe und Transportagenten ab, welche die Ausbeutung der Emigranten vollendeten. Noch schlimmer erging es den Kranken und Schwachen. Sie wurden nach verrufenen Häusern und Spelunken geschleppt, wo sie ihre letzten Groschen hergeben mußten und ohne Pflege und ärztliche Hilfe meist in unbeschreiblichem Schmutze dem Mangel erlagen.

Schwer läßt es sich fassen, daß dieser entsetzlichen Mißwirthschaft erst vor dreißig Jahren ein Ende bereitet wurde. Erst als die Presse sich immer entschiedener und drohender wider das Unwesen aussprach und sein Aufhören gebieterisch verlangte, erst dann, im Jahre 1847, ließ sich der Staat New-York herbei, den Unfug gründlich zu untersuchen, und da kamen nun Dinge und Abscheulichkeiten an das Licht, welche jeder Beschreibung spotten und vielen der Unmenschen schwere Strafen eintrugen. Um aber für die Zukunft ähnlichen Greueln vorzubeugen, ernannte der Gouverneur des Staates unter der Bezeichnung „Board of Commissioners of emigration" eine permanente Kommission, welche die anlangenden Einwanderer zu empfangen und für ihren Schutz zu sorgen hatte und, einschließlich der Bürgermeister von New-York und Brooklyn und der Präsidenten der deutschen und irischen Einwanderungsgesellschaften, zusammen aus zehn ständigen Mitgliedern gebildet wurde. Desgleichen ging man daran, für die Kranken und die der nothwendigen Subsistenzmittel entbehrenden Emigranten ein großes Hospital und Asylhaus zu gründen, welches auf der im

East- oder Ostflusse New-York gegenüber gelegenen Ward's-Insel (Ward's Island) seinen Platz fand und sich mittlerweile zu einem der umfänglichsten und in jeder Weise besteingerichteten Etablissements seiner Art entwickelt hat, mit den mannigfaltigsten „Stationen“ für ansteckende Krankheiten, für chirurgische Operationen ꝛc., wie auch mit einer „Nursery“ versehen, d. h. einer Abtheilung zur Aufnahme von kleinen Kindern. Außerdem umschließt die vortreffliche Anstalt eine Schule, einen Arbeitssaal für erwachsene Rekonvaleszenten, ein wohlbestelltes Lesezimmer, einen protestantischen Betsaal, eine katholische Kapelle u. s. w.

„Was bis jetzt lediglich vom Staate New-York zum Besten für die Einwanderer angeordnet worden war, blieb nicht ohne anregenden Einfluß auf die Gesetzgebung der gesammten Union, so daß der Kongreß bald selbst die Angelegenheit in die Hand nahm und eine Anzahl weiterer Maßregeln zum Schutze der Einwanderer traf. Unter anderen Anordnungen erging 1855 die Bestimmung, daß auf den amerikanischen Auswandererschiffen jedem der Passagiere zwei Kubikmeter freien Raumes gewährt und zugleich für genügende Ventilation gesorgt werden müsse. Nach und nach, freilich langsam genug, schlossen sich auch die europäischen Regierungen diesen menschenfreundlichen Bestrebungen im Interesse der Auswanderer an, wenn schon der 1870 auf Veranlassung des damaligen norddeutschen Bundes vom Staatssekretär (Minister des Auswärtigen) der Union vorgelegte Entwurf einer „internationalen Konvention zum Schutze der Auswanderer während der Ueberfahrt nach Amerika“ in Europa, wo allerdings die Förderung des Aus-

wanderungswesens den allgemeinen Interessen nicht so sehr entspricht, wie sie unleugbar eine der Lebensquellen der nordamerikanischen Republik bildet, auf mannigfachen Widerstand stieß und bis jetzt nicht zur Annahme gelangte.

In jenem obgenannten Jahre 1855 war es auch, da die New-Yorker Einwanderungs-Kommission ihren Sitz in Castle Garden (Schloßgarten) angewiesen erhielt, wo sie noch heute etablirt ist. Castle Garden ist ein imposanter Bau am Ufer des Hudson, mit seinen kreisrunden Mauern einem kolossalen Cirkus nicht unähnlich. Früher war derselbe ein holländisches Fort zur Vertheidigung der Manhattan-Insel, auf deren Grund und Boden aus dem einstigen kleinen Neuamsterdam die heutige Weltstadt New-York emporgewachsen ist; jetzt bietet das Gebäude den Tausenden und Abertausenden fremder Einwanderer, die Jahr ein Jahr aus an der Mündung des Hudsonstromes landen, um in der neuen Welt ihr Glück zu versuchen, ihren ersten Unterstand auf amerikanischer Erde dar. Castle Garden enthält alle jene verschiedenen amtlichen Bureaux und Kanzleien, nach denen der Ankömmling seine nächsten Schritte zu lenken hat, um seine Einbürgerung in den Vereinigten Staaten anzubahnen. In der Amtssprache wird Castle-Garden als das „Einwanderer-Landungs-Depot" — Emigrant landing depot — titulirt, das Publikum diesseit und jenseit des Oceans kennt es jedoch noch immer nur unter seinem alten an die Holländerzeit gemahnenden Namen. Castle Garden besorgt dem anlangenden Emigranten Ausschiffung und Transport seines Gepäckes, ohne daß er dafür außer einer Gebühr von einem und einem halben Dollar an irgendwen noch einen

Cent zu bezahlen hat. Mit dieser dem Einzelnen nicht drückenden Abgabe aber werden vom Landungsdepot die Kosten der Gesundheitsüberwachung, die Besoldung der im Krankenhause angestellten Aerzte sowie der vielen Beamten in Castle Garden selbst, der verschiedenen Dolmetscher, die sich der meist des Englischen unkundigen Ankömmlinge anzunehmen haben, der in den einzelnen Staaten zu deren Besten fungirenden Agenten zc. gedeckt.

Sobald man von der auf Staaten-Island am Eingange des New-Yorker Hafens befindlichen Quarantaine-Anstalt ein Schiff diesem letzteren zusteuern sieht, läßt sich einer der Sanitätsbeamten an Bord desselben rudern, verzeichnet die Kopfzahl der Passagiere, vermerkt die Todesfälle, welche etwa auf See eingetreten sind, die Kranken und die Art ihrer Krankheit, besichtigt die hygienischen und Reinlichkeitsvorkehrungen, hört die Beschwerden an, die von dem einen und dem anderen der Reisenden vielleicht vorgebracht werden, und erstattet über alle diese Punkte dem Generalinspektor von Castle Garden ausführlichen Bericht. Ist das Schiff am Quai des Depots vor Anker gegangen, so wird es von einem Oberbeamten der New-Yorker Polizei besucht, denn bevor dieser nicht die Passagiere u. s. w. seiner Kontrole unterzogen hat, darf die Ausschiffung nicht vorgenommen werden, dieser selbst aber muß sowohl ein Arzt wie ein Zollinspektor beiwohnen. Der Erstere untersucht die Landenden von Neuem, ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Prüfung auf dem Schiffe dieser oder jener Krankheitsfall entgangen, und überwacht dann den Transport der Kranken, die auf einem lediglich diesem Be-

hufe dienenden Dampfer nach dem obenerwähnten Hospitale geschafft werden. Welchen Umfang die Thätigkeit dieser Anstalt erreicht, erhellt aus der Thatsache, daß sie allein im Jahre 1873 der großen Zahl von mehr als zehntausend Einwanderern, darunter dreihundert und einigen Geisteskranken, Aufnahme zu gewähren hatte.

Die in Castle Garden ankommenden Emigranten müssen vorerst ihre Namen in die vom Depot geführten Listen eintragen lassen, was für die des Englischen Unkundigen in einer riesigen Rotunde, für die englisch Sprechenden in besonderen Räumlichkeiten geschieht. Jeder hat Namen, Beruf, Nationalität, letzten Wohnort und das Ziel zu nennen, dem er sich zuzuwenden gedenkt, aus welchen Notizen dann die hochinteressanten statistischen Angaben hervorgehen, welche die Regierung der Vereinigten Staaten von Zeit zu Zeit veröffentlicht. Sind diese Vermerke bewerkstelligt, so überweist man die Einwanderer den Agenten der verschiedenen Eisenbahngesellschaften, die ebenfalls ihre Bureaux in Castle Garden unterhalten und Fahrkarten nach sämmtlichen Eisenbahnstationen der Union ausgeben können, wodurch den Fremden begreiflicher Weise eine ganz außerordentliche Bequemlichkeit geboten ist. Ein anstoßender Saal von gigantischen Verhältnissen, das Baggage Room, welcher mehr als fünfzehntausend Koffer und Kisten zu beherbergen im Stande ist, bewahrt das Gepäck der Einwanderer auf, dessen nachherige Beförderung nach den verschiedenen Bahnhöfen oder Dampfschiffswerften, von wo aus der Fremde die Reise nach seinem Bestimmungsort fortsetzen will, ihm völlig unentgeltlich besorgt wird.

Noch gar manchen anderen Dienst aber leistet Castle Garden dem Ankömmlinge. Will er sein Gold oder Silber gegen amerikanisches Papiergeld, gegen jene bekannten Greenbacks, umwechseln, so hat er nur ein paar Schritte weiter zu gehen, zu einer der in Castle Garden etablirten Wechselstuben — Exchange Offices — welche, von der Einwanderungs-Kommission beaufsichtigt, sich mit einer Provision von einem Prozent begnügen und jedwede Uebervortheilung ausschließen. Wer von den Ankömmlingen in Castle Garden vielleicht schon Briefe oder Gelder erwartet, den führt man nach einem anderen daselbst eingerichteten Bureau, nach dem Forwarding Office, während ein zweites Postbureau, das letter writing departement, für die mit der Federführung nicht sonderlich vertrauten Emigranten durch eine Anzahl von Beamten, die der europäischen Hauptsprachen mächtig sind, sogar sich der Mühe des Briefschreibens unterzieht, falls jene sich alsbald mit ihren Freunden und Verwandten in Korrespondenz zu setzen wünschen. Selbstverständlich gebricht es in Castle Garden auch nicht an einem großen und auf das Bequemste zu benützenden Telegraphenbureau.

Und damit sind die im Interesse der Einwanderer getroffenen Veranstaltungen noch immer nicht erschöpft. Namentlich haben wir noch einer Einrichtung zu erwähnen, die vielleicht den charakteristischesten Theil des so überaus merkwürdigen Castle Garden ausmacht, der Arbeitsbörse oder Labour Exchange. Wer von den Ankömmlingen Beschäftigung sucht, und andererseits, wer Arbeit zu vergeben hat, der wendet sich an diese Arbeitsbörse. Da sieht man

nun in langen Reihen zur Rechten die Männer, zur Linken die Frauen sitzen, dabei zugleich nach der Art ihrer Beschäftigung, nach der Zeit, während der sie schon in Arbeit gestanden haben und danach in besondere Gruppen geschieden, ob sie Empfehlungen und Zeugnisse aufzuweisen haben oder nicht. Jeder Arbeitsuchende hat bei dem Eintritt in das Bureau seinen Namen, das Schiff, mit dem er übergefahren ist, und sein Gewerbe zu bezeichnen, ebenso müssen sich jedoch auch die Arbeitgeber ausweisen, während die Polizei streng darauf sieht, daß zumal bei dem Engagement von Frauen die zu ertheilende Arbeit nicht als Deckmantel für unlautere Zwecke gebraucht wird.

Seit dem Jahre 1850, also noch vor der Existenz von Castle Garden in seinen jetzigen Funktionen, bestehend, bringt die geschilderte Arbeitsbörse jährlich im Durchschnitt ein Sechstel bis ein Siebentel der in Amerika landenden Emigranten unter und zwar, ohne für ihre Bemühungen weder Beschäftigung noch Arbeiter Suchenden irgend welche Gebühren ꝛc. zu berechnen. Vor Allem aber sind es die New-Yorker Hausfrauen, welche von dem Institute Gebrauch machen, da es bekanntlich in Nordamerika nicht eben leicht hält, sich Dienstmädchen zu verschaffen. Nur die Irländerinnen lassen sich im Allgemeinen noch zu dergleichen häuslicher Beihilfe bereit finden, die eingeborene Nordamerikanerin erachtet sich dafür zu gut und zu vornehm, und selbst deutsche Dienstmädchen sind in New-York blos noch ausnahmsweise zu erlangen, denn auch unsere in Castle Garden den ersten Fuß auf das Gebiet des Sternenbanners setzenden Landsmänninnen trachten, einmal hier angelangt,

nach erhabeneren Zielen als nach Besenführung und Kochtopfhandhabung in fremden Häusern.

In den letzten Jahren hat die Auswanderung nach Amerika, namentlich aus Deutschland, erfreulicher Weise nicht unwesentlich abgenommen. Vom 1. Juli 1872 bis zum 30. Juni 1873, dem amerikanischen Finanzjahr, erreichte jedoch, nach dem vom Vorstand des statistischen Bureaus zu Washington veröffentlichten Berichte, die Gesammtzahl der Einwanderer in den Vereinigten Staaten die Höhe von nahezu Viermalhunderttausend, von denen auf Deutschland 140,670, auf England und Schottland 85,000, auf Irland 77,300, auf Frankreich 14,800 Köpfe entfielen. Im Laufe der fünfzig Jahre aber von 1820 bis 1870 hat Nordamerika allein fast acht Millionen fremde Einwanderer empfangen, wie eine uns vorliegende Schrift: „Special report on immigration“ von Edward Jung nach authentischen Unterlagen feststellt. Beweist dies nicht schlagend, welcher wichtige Faktor die Einwanderung für die Entwickelung der nordamerikanischen Union geworden ist, zumal wenn dabei in Betracht gezogen wird, wie viele ihrer hervorragendsten Männer, ihrer angesehensten und reichsten Bürger, ihrer Notabilitäten auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Thätigkeit und des menschlichen Wissens die Vereinigten Staaten dieser Einwanderung zu verdanken haben?

Ein französischer Schriftsteller als Kriegsheld.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben Alexander Dumas des Aelteren.

Von

Fr. v. Hirschberg.

(Nachdruck verboten.)

Als Roman= und Schauspieldichter ist Alexander Dumas der Vater zweifelsohne allen unseren Lesern wohl bekannt, und sicher würden wir keinen der Letzteren auffinden können, der sich nicht schon an dieser oder jener Schöpfung des unvergleichlichen Erzählers unterhalten hätte, welcher, mag er zuweilen mit der Wahrscheinlichkeit auch etwas willkürlich umspringen und die ernste Kritik wider ihn einwenden, was sie wolle, immer zu den erfindungsreichsten, handlungsvollsten und fesselndsten Romandichtern aller Völker und Zeiten zählen und seine Wirkung nie verfehlen wird. Daß dieser ausgezeichnete Schriftsteller zugleich aber ein gewaltiger Kriegsheld war und ganz allein eine Festung eingenommen hat, dürfte in Deutschland wohl noch neu sein, und wir gestehen selbst, wir würden die wunderbare Leistung nicht glauben, wäre es der gern flunkernde Dumas allein, der sich ihrer rühmte, und nicht ein zuverlässiger französischer Historiker, der vor Kur=

zem erst die merkwürdige Erzählung weiteren Kreisen mitgetheilt hat. Auf seine Autorität gestützt, nehmen wir keinen Anstand, der deutschen Leserwelt von der interessanten Episode zu berichten.

Es war im Jahre 1830, die Julirevolution in Frankreich ausgebrochen und Alexander Dumas ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, Bibliothekar des Herzogs von Orleans und Verfasser des mit großem Beifall aufgenommenen Dramas: „Heinrich der Dritte und sein Hof“. In einer Gesellschaft bei dem Prinzen, in dessen Diensten er stand, dem nachmaligen König Ludwig Philipp, hatte er den greisen Marquis Lafayette äußern hören, wenn Karl X. auf Paris rücken sollte, um sich seinen Thron wieder zu erobern, so würde in der ganzen Stadt kein Schießpulver vorhanden sein, mit dem man seinen Angriff abweisen könnte. Da kam dem jungen Poeten ein kühner Gedanke — er schlug dem alten General vor, ihn nach Soissons, einem militärisch wichtigen Punkte in der Picardie, der ihm sehr wohl bekannt sei, gehen zu lassen, um das im dortigen Magazine befindliche Pulver in Beschlag zu nehmen. Natürlich lachte Lafayette über den seltsamen Einfall, allein er ließ sich doch bewegen, Dumas ein Schreiben an den General Gérard, den zur Zeit noch interimistischen Kriegsminister, zu geben, in welches der junge Dichter selbst die Worte einfügte: „und ich empfehle den Plan, den er Ihnen unterbreiten wird, Ihrer Erwägung.“ Gérard empfing den Sollicitanten zwar mit nicht geringem Erstaunen, gab indeß schließlich doch die Weisung an die Kommandantur des Platzes, daß Dumas das Quantum von Schießpulver auszuliefern sei,

welches es begehren würde. Mit diesem offiziellen Aktenstücke suchte er Lafayette wieder auf und wußte den alten Patrioten noch zu überreden, ihm eine Art Empfehlungsbrief an die Bürger von Soissons zu schreiben, in dem „Alexander Dumas als einer unserer tapfersten Julikämpfer" aufgeführt und die Bürgerschaft ersucht wurde, ihm in seinem Vorhaben nach Möglichkeit Beistand zu leisten. Und nun ersann sich unser Held — denn ein solcher war er in diesem Falle wirklich — ein so pikantes und dramatisches Abenteuer, wie er nur jemals eines in einem seiner Romane erzählt hat.

Es war drei Uhr Nachmittags am 30. Juli 1830, als Dumas sich zu seiner phantastischen Fahrt anschickte. Aus dem Hause getreten, begegnete er auf der Straße einem seiner Bekannten, einem erst neunzehnjährigen jungen Manne, dem Maler Bard. „Kommen Sie mit!" sagte er ihm, nachdem er ihm von der Expedition erzählt hatte, auf welche er auszog. Mit Begeisterung ging der Andere auf den Gedanken ein, und bald saß das Paar, mit Dumas' beiden Doppelpistolen bewaffnet, in einem Kabriolet, um zunächst gen Le Bourget zu fahren, damals der ersten Station auf der Straße nach Soissons. Dort angelangt, wies Dumas seine Briefe dem Postmeister vor und forderte Wagen und Pferde für seine „amtliche Mission", was Jener auch auf das Bereitwilligste ihm zur Verfügung stellte. Während Kutsche und Rosse in Stand gesetzt wurden, kaufte unser junger Held in der Stadt schleunigst einige Stücken rothen, weißen und blauen Kattuns, ließ diese an einen Stock nageln und band dann die also hergestellte neue National-

fahne an den Wagen an. Mit diesem Banner ging es im Galop weiter, damit Soissons wo möglich noch in der Nacht erreicht würde. In allen Dörfern und Ortschaften, die sie passirten, erregte die daselbst noch neue Fahne eine unbeschreibliche Aufregung, welche noch stieg, als unsere beiden Abenteurer nicht müde wurden, mit lautester Stimme ihr „Vive la R'publique!" in die Welt hinaus zu schreien. Denn schreien wollten sie, aber sie wußten nicht recht, welches Feldgeschrei sie eigentlich erheben sollten, war doch Ludwig Philipp noch nicht König der Franzosen, da er bekanntlich erst in Folge des Kammerbeschlusses vom 7. August sich die Krone auf das Haupt setzte.

Der Postillon, den sie auf der nächsten Station erhielten, war ein schläfriger Gesell, der nicht dazu vermocht werden konnte, seine Gäule in flottem Gange zu erhalten, und so setzte sich nunmehr Dumas selbst auf den Bock und ließ die Pferde laufen, was sie nur laufen konnten. Der Postillon versuchte Widerstand zu leisten und wollte abspannen, allein Dumas zog eine seiner Pistolen aus der Tasche und erschreckte den Mann durch einen blinden Schuß dergestalt, daß er halb todt vor Angst zu Boden fiel. Jetzt schmückte sich der phantastische Dichter selbst mit den großen Postillonstiefeln und jagte mit seinem Wagen weiter. Binnen kurzer Zeit traf man denn in Villers Cotterets, Dumas' Geburtsstadt, ein. Hier war das Aufsehen, welches die Kutsche mit der Trikolore und ihren Insassen hervorrief, begreiflicher Weise ein noch viel größeres. So spät am Abend es auch schon war, so strömte doch Alles nach dem Postgebäude, um in Erfahrung zu bringen, was die

Fahne und die Schüsse zu bedeuten hatten, die namentlich der exaltirte Maler fort und fort in die Luft hinaus knallte. Dumas berichtete, was in den letzten Tagen in Paris geschehen, und von der Sendung, mit der er betraut sei, allein seine Landsleute schüttelten bei dem Gehörten nur den Kopf und hielten den Poeten, der von jeher Beweise seiner Excentricität gegeben hatte, für nicht recht bei Sinnen. Nur einer seiner ehemaligen Spielkameraden, Hutin geheißen, erbot sich, die Beiden zu begleiten, um die Expedition glücklich durch die Thore von Soissons zu bringen, da er unter deren Hütern einen guten Freund habe.

Ueber Fragen und Redestehen, Essen und Trinken, Schießen und Hurrahrufen war es schon elf Uhr Nachts geworden, als die verwegene Dreieinigkeit ihre Reise fortsetzte. Gegen ein Uhr endlich hielt man vor den Thoren des festen Platzes und ward nach einigen Verhandlungen eingelassen. „Der gute Thorwart," erzählte Dumas später, „ließ sich nichts davon träumen, daß er der Revolution die Pforte öffnete."

Zunächst wandte sich unser revolutionäres Kleeblatt nach der Wohnung von Hutin's Mutter, die seit mehreren Jahren von Villers-Cotterets nach Soissons übersiedelt war. Bei ihr sollte vor allen Dingen eine mächtige dreifarbige Fahne fabrizirt werden. Ohne Umstände gab die alte Dame ihre blauen und rothen Gardinen und ein großes Tischtuch her, und sämmtliche weibliche Mitglieder des Haushaltes machten sich daran, die verschiedenen Theile zu einer Flagge zusammen zu nähen. Noch ehe es tagte, war das Werk gethan. Um den Flaggenstock kümmerte man

sich nicht weiter, der Stock, an welchem gegenwärtig noch die weiße Bourbonenflagge herabwehte, konnte ja auch der Trikolore seine Dienste leisten. „Der Fahnenstock," heißt es in unserer Quelle, „hat ja keine politische Meinung."

Der Plan, den die Drei vereinbart hatten, war in seiner Extravaganz eine wahre Donquixoterie und klingt in der That ganz fabelhaft. Man kam dahin überein, daß Bard und Hutin die neue Flagge mitnehmen und sich den Thurm der Kathedrale aufschließen lassen sollten, unter dem Vorwande, von demselben die Sonne aufgehen sehen zu wollen. Falls der Sakristan gegen das Anbringen der Fahne Widerstand leistete, so sollte er ohne viel Umstände über die Balustrade der Plattform auf die Straße hinabgestürzt werden. Hatte man hierauf die weiße Fahne heruntergeholt und an ihrer Statt die dreifarbige aufgehißt, so sollte Bard eilig zu Dumas stoßen und diesem bei der Beschlagnahme des Pulvers behilflich sein. So der kecke Plan der drei jungen Männer.

Sowie der Morgen graute, brachen sie auf. Dumas schritt dem Fort Saint-Jean zu, wo ein kleines Nebengebäude, dicht am Thore, als Pulverthurm fungirte. Durch das Thor selbst wagte er nicht einzutreten; er schlich sich vielmehr leise um dasselbe herum, kletterte vorsichtig die nicht sehr hohe Mauer empor und warf von hier einen Blick in das Innere des Forts hinab. Er gewahrte darin vorläufig nichts als zwei Militärs, von denen der Eine in dem an der Ecke gelegenen kleinen Garten bereits emsig hackte, wie es schien unter der Anleitung des Anderen. Geräuschlos ließ sich Dumas alsbald wieder die Mauer

hinab und blickte nach dem Dome, wo er deutlich die dunklen Umrisse zweier Gestalten sich gegen den allmählig hell gewordenen Sommerhimmel abzeichnen sah. Und mit einem Male bemerkte er, wie die weiße Flagge in ein eigenthümliches Schwanken gerieth, das nicht vom Winde bewirkt sein konnte — und nun, wirklich, da wehte schon die Trikolore in der Luft! Seine Gefährten hatten mithin ihre Aufgabe gelöst; jetzt galt es, daß auch er sein Werk verrichtete. Unverweilt hing er die Doppelflinte über die Schulter, welche Hutin von Villers-Cotterets mitgenommen hatte, und begann die Mauer von Neuem zu erklimmen. Auf ihrer Oberfläche sitzend, gewahrte er, daß die beiden Soldaten unten im Garten voller Erstaunen nach der befremdlichen Fahne auf der Kathedrale starrten, ergriff sein Gewehr und sprang mit kühnem Satze zu ihnen hinab.

Der eine der beiden Soldaten war ein Offizier, Kapitän Mollard, der andere ein Sergeant, Namens Ragou. Unerschrocken schritt Dumas auf die Männer zu und redete sie kurz, doch höflich an, ihnen mittheilend, wer er sei und was ihn nach Soissons geführt habe &c. Er komme, sagte er, im Auftrage General Gérard's — den er bereits zum definitiven Kriegsminister avanciren ließ — um die Auslieferung des im Fort aufbewahrten Schießpulvers zu verlangen, und hier habe er den vom General unterzeichneten Befehl. Wie sich leicht denken läßt, waren Kapitän und Sergeant über die ihnen gewordene Eröffnung nicht wenig erstaunt und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. In diesem Augenblicke trat Oberst d'Orcourt in den Garten. Man setzte ihm aus einander, um was es sich handle, und nach

mancherlei artigen Redensarten von der einen und von der anderen Seite ließen sich die beiden Offiziere soweit einschüchtern, daß sie versprachen, sich nicht einmischen zu wollen, damit es den Anschein gewinne, als habe Dumas den Streich ganz allein und ohne ihr Vorwissen vollführt. Und so geschah es in der That, wie fabelhaft das Ganze auch erscheint.

Mittlerweile hatte sich auch Bard am Thore der kleinen Festung eingefunden. Mit ihm begab sich Dumas hierauf zu dem Kommandanten des Platzes, Generalmajor Liniers. Der würdige Herr war soeben erst vom Bette aufgestanden und beschaute sich verwundert die neue Fahne auf dem Domthurme. Mit höflichen Worten brachte Dumas sein Anliegen vor, allein der General wollte Gérard's Befehl nicht anerkennen, versicherte, daß übrigens auch gar kein Pulver im Magazin sei, und lachte verächtlich, als die beiden jungen Männer erklärten, die Mannschaften des Forts seien ihre Gefangenen, falls man den Befehlen des „Kriegsministers“ nicht strikten Gehorsam leiste. Zugleich rief der General seine Ordonnanz und flüsterte ihr etwas in das Ohr, worauf wenige Minuten danach zwei andere Offiziere der Besatzung erschienen, Lenferna, ein Gendarmeriemajor, und Bouvilliers, ein Oberst vom Geniecorps. Der Kommandant ersuchte sie, sich von Dumas den Zweck seines Hierseins mittheilen zu lassen und dann ihre Ansicht zu äußern. Unser junger Kriegsabenteurer sah ein, daß nur die unverfrorenste Dreistigkeit ihn vor einer sehr unangenehmen Situation bewahren könne, und erzählte in so gelassenem Tone, wie es ihm nur irgend möglich war, er sei

von General Lafayette und dem Kriegsminister Gérard geschickt worden, das Pulver von Soissons nach Paris zu bringen; wo nicht, so habe der Kommandant sein Leben verwirkt. Die Offiziere ließen Gérard's Ordre von Hand zu Hand gehen und schüttelten geringschätzig den Kopf.

„Also, junger Mann," hob dann der Kommandant an, „Sie sinnen mir an, daß ich Ihnen gehorchen soll, Sie, Herr Dumas — ich glaube, so haben Sie sich genannt — der Sie mit dem da" — er wies auf den fast noch knabenhaft aussehenden Maler — „ganz allein sind, während Sie hier schon unser Drei vor sich sehen, ohne unsere Mannschaften."

Kaltblütig zog Dumas seine beiden Doppelpistolen aus der Tasche — seine Doppelflinte hatte er vor dem Eingange zur Kommandantur abgelegt — und hielt sie der bestürzten Gesellschaft vor die Augen. „Sie sind allerdings ihrer Drei, meine Herren, aber Sie sehen, wir sind ihrer zusammen noch Einer mehr, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wenn ich binnen fünf Minuten nicht Ihre Vollmacht habe, das Pulver in Empfang zu nehmen, so wird sich zeigen, wer von uns der Stärkere ist."

Der Kommandant griff nach seinem Degen, den Tollkühnen von sich abzuwehren. Die beiden anderen Offiziere aber, denen nachgerade die Sache bedenklich vorkommen mochte, suchten beide Parteien zu begütigen, da, in diesem kritischen Momente, that sich die Thür auf, und eine Dame stürzte herein.

„Gib nach! Gib nach!" rief sie voller Entsetzen aus. „Siehst Du denn nicht, daß das eine Art neuer Negerauf-

stand ist! Betrachte Dir nur den Menschen da, sieht er nicht wie ein Schwarzer aus? Ach, denke doch an meinen armen Vater und meine unglückliche Mutter, die sie auf Sankt Domingo so grausam hingeschlachtet haben!"

Der Irrthum hatte nichts Schmeichelhaftes für Dumas, allein dieser mochte sich wohl selbst sagen, daß die Verwechslung verzeihlich war. Hatte er doch, als der Sohn einer Negerin, bekanntlich ein frappantes Mulattengesicht. Allein der leidenschaftliche Zwischenfall sollte ihn zum Ziele führen — der zärtliche Ehemann vermochte dem Flehen seines Weibes nicht zu widerstehen. Zwar versuchte er noch einige Einwendungen zu machen, doch abermals kam seine Frau dazwischen, und die galanten beiden Offiziere gaben ihr Recht. Der Kommandant ging an seinen Schreibtisch, schrieb den gewünschten Schein und verpfändete mit seinen Kameraden zugleich sein Ehrenwort, daß er während des ganzen weiteren Verlaufes der Expedition sich neutral verhalten wollte. Also handelten drei höhere Offiziere eines festen Platzes einem — Windbeutel gegenüber im Jahre 1830! Man würde gar keine Worte finden für ihre Kopflosigkeit — um es gelind zu bezeichnen — wüßte man nicht, wie sehr in jenen Tagen das politische Parteiwesen den militärischen Geist der französischen Armee beeinträchtigt hatte.

Der übrige Theil von Dumas' Unternehmung war verhältnißmäßig leicht. Das Magazin wurde geöffnet, die nöthige Anzahl von Wagen beschafft und das Pulver verladen — um fünf Uhr Morgens des nächsten Tages hatten unsere Abenteurer mit sammt ihrem Raube Soissons schon wieder im Rücken. Als „Alexander der Große" seine Hel-

denthat erzählte, zuckte man freilich die Achseln über den „frechen Flunkerer“, allein die Geschichte ist nichtsdestoweniger wahr und kann im „Moniteur“ vom 9. August 1830 nachgelesen werden, der einen Berichte Lafayette's über Dumas' und seiner beiden Gefährten kriegerische Expedition nach Soissons enthält. Als später das Begebniß in einem französischen Geschichtswerke veröffentlicht wurde, erließ zwar der Sohn des Kommandanten Liniers, um das Andenken seines inzwischen verstorbenen Vaters rein zu waschen, eine fulminate Reklamation dagegen, sein Zeugniß bestätigt jedoch im Grunde blos die Authenticität von des Dichters Erzählung. Der Protest, welchen Liniers, der Sohn, erhob, ging lediglich dahin, daß die Stadt schon vor Dumas' Ankunft zur Empörung reif gewesen sei, daß mithin die Offiziere des Forts sich nicht dem fremden jungen Manne und dessen Genossen, sondern der Gewalt der öffentlichen Meinung und der Uebermacht des revolutionären Volkes gefügt hätten. Zugleich versichert er, daß er selbst nebst einem Sekretär seines Vaters bei dem Vorgange anwesend gewesen sei, der sich in der Hauptsache so abgespielt habe, wie es in dem erwähnten Geschichtsbuche zu lesen stehe; nur sei die Rolle seiner Mutter dabei keine so hervorragende gewesen, wie sie ihr von Dumas zugewiesen werde.

Somit muß die wunderbare Episode im Ganzen für durchaus historisch gelten. Schwerlich aber dürfte die Geschichte noch einmal zu verzeichnen haben, daß ein einziger Mensch ohne jede staatliche und militärische Autorität eine Festung zur Kapitulation gezwungen hat.

Das Theater in Japan.

Von

H. Osterland.

(Nachdruck verboten.)

Japan und Japanesen sind uns während der letzten fünf bis sechs Jahre auch in Deutschland geläufige Begriffe und Erscheinungen geworden, seitdem das große ostasiatische Inselreich mit staunenswerther Entschlossenheit die Bahn der abendländischen Civilisation betreten und seine kleinen, gelben, schiefäugigen Söhne zu Hunderten nach London und Paris, nach Wien und Berlin gesandt hat, um sich hier in occidentalischer Weise und Mode umbilden, abschleifen und zustutzen zu lassen. Schilderungen japanesischer Menschen und Dinge dürfen daher von vornherein auf ein allgemeineres Interesse rechnen, zumal wenn diese Mittheilungen sich auf das noch nicht von der fremden Kultur beleckte Alt-Japan und seine Sitten und Lebensformen, Einrichtungen und Kundgebungen beziehen.

Nirgends aber finden wir noch das ganze Alt-Japan so unverkürzt und unverfälscht, so urwüchsig und eigenartig, wie vor und auf der Schaubühne des Landes, einer Institution, die buchstäblich in das graueste Alterthum zurückreicht und heute, mit wenigen Modifikationen, sich bis in

die kleinsten Einzelheiten genau so erhalten hat, wie sie sich vor Jahrtausenden dargestellt und ihr Publikum befriedigt und entzückt haben mag. Mit den Franzosen theilen die Unterthanen des Mikado, die Elegants und Schönen wie die Bürger und Arbeiter von Jeddo und Yokohama, die Leidenschaft für das Theater und Alles, was näher oder entfernter mit der „Kunst des schönen Scheins" zusammenhängt. Ein japanischer Festtag wird ausnahmslos und unabänderlich mit einem Besuche des Theaters beschlossen, ist doch für alle Schichten der japanesischen Gesellschaft die Einladung zu einer Bühnenvorstellung der größte Genuß, der ihnen in Aussicht gestellt werden kann.

Ein Theaterbesuch bereitet in Japan freilich ein viel dauerhafteres Vergnügen als bei uns. In Europa verrauscht dieses nach einigen Stunden, in Japan dagegen bringt man, wie in einem allgemeinen Theehause, gelegentlich halbe Tage vor Vorhang und Lampen zu und ermüdet nicht, ein und dasselbe geheimnißvolle und romantische Stück — meist aus der Sage und Vorgeschichte der Nation — wohl zwanzig Mal nach einander anzuschauen; ja es geschieht nicht selten, daß ein besonders eifriger Theaterfreund, um nächsten Tages rechtzeitig auf seinem Posten zu sein, im Schauspielhause übernachtet; wie er sich für die endlosen Vorstellungen mit der nöthigen Herzstärkung und Leibesnahrung und Nothdurft versorgt.

Jede Stadt und jedes Städtchen, ja fast jedes Dorf in Japan besitzt ein Theater, ein in der Regel sehr einfaches Bauwerk, das sich blos durch seinen Umfang und sein höheres Dach von den übrigen Häusern des Ortes unter-

scheidet und anstatt der üblichen Gitterpforte der japanesischen Wohnstätte einen mächtigen Thorweg aufzuweisen hat. Während der Vorstellung selbst aber entwickelt schon das Aeußere des Schauspielhauses ein ganz originelles und charakteristisches Gepräge. Riesige Flaggen wehen von den Ecken des Daches bis zur Erde hernieder; auf der um das obere Geschoß laufenden Galerie hat eine Musikbande Platz genommen — und welche Musiker! — die mit ihren Gongs, mit ihren Trommeln und Trompeten ein mark- und beinerschütterndes Konzert zum Besten geben, und in den Läden zu ebener Erde, in denen gestern noch Kleider oder Süßigkeiten, Holz- oder Thonwaaren feil geboten wurden, treiben nun Garköche oder Gastwirthe ihr buntes und weithinduftendes Wesen und richten zugleich Nachtquartiere für die herzuströmenden Theaterbesucher her.

Das Innere der japanischen Theater ähnelt in manchen Stücken naturnothwendig unseren europäischen Schauspielhäusern, bietet jedoch auch vielerlei befremdliche und seltsame Eigenthümlichkeiten dar. So dekoriren den Plafond wunderlich gestaltete Streifen von grellfarbigem Tuche, während die Beleuchtung durch große Laternen bewerkstelligt wird, die, mit symbolischen Schildereien bemalt, in gewissen Entfernungen von Dach und Wänden herabhängen. Von der Bühne, die sich in der Mitte des Zuschauerraumes befindet, führt eine breite Veranda nach der Außenseite des Hauses, die sogenannte Hana Michi, d. h. der Blumenpfad, über welche die Schauspieler ein- und abtreten. Ueber der Bühne aber schwebt ein grotesker Käfig mit durchbrochenen Holz- oder Drahtjalousien; in diesem Gebauer

hat das Orchester sowohl als der Chor seinen Sitz mitsammt den Cymbalen, Metallbecken, Pfeifen und Pauken.

Obschon der Japanese von Perspektive und Farbenharmonie ziemlich sonderbare Begriffe hat, in der Kunst wirkungsvoller scenischer Anordnung sucht er seinen Meister. Manche der von ihm geschaffenen theatralischen Effekte sind wahrhaft bewundernswerth, so namentlich die mitternächtlichen Scenen und Tableaux, mit denen er seine romantischen Tragödien so gern einleitet. Ebenso entwickelt der japanische Schauspieler nicht selten eine frappante Mimik, ganz besonders aber sind es die Pantomimen, in denen die japanische Bühne excellirt. Fast ohne alle die bei uns gebräuchlichen mechanischen Vorrichtungen und Nachhilfen weiß der Japanese durch Geschicklichkeit und Flinkheit der Hand eine endlose Mannigfaltigkeit überraschender Illusionen hervorzubringen, so daß auch der europäische Zuschauer sich mitunter besinnen muß, ob was er vor sich sieht, Wirklichkeit oder blos Augentäuschung ist.

Das Geheimnißvolle und Phantastische, das wir mit dem Begriffe der Coulissenwelt, oder „hinter den Coulissen“ zu verbinden pflegen, kennt man in Japan nicht. Sowie nach einem Aktschluß der Vorhang gefallen oder vielmehr von beiden Seiten zugezogen ist, stürzt der jugendliche Theil des Publikums unverweilt auf die Bühne, und nun beginnen hinter dem Vorhang ein toller Lärm und ein buntes Durcheinander. Auch dem Ausländer wird nicht das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt, die Schauspieler in ihren Garderobezimmern zu besuchen und während ihrer Toilette mit ihnen nach Herzenslust zu plaudern, nur darf er nicht

verabsäumen, die Künstler mit einem angemessenen „Backschisch“, zu deutsch Trinkgeld, sich geneigt zu machen.

Auch der schon lange im Lande lebende Europäer wird nur selten die Worte der auf der Bühne vorgetragenen Monologe und Dialoge verstehen, da die japanische Sprache der Schwierigkeiten nahezu unübersteigliche darbietet, allein das Geberdenspiel der japanesischen Mimen ist ein so überaus lebendiges und fast unbedingt vollkommenes, daß der Sinn des Stückes auch dem Neuling im Reiche des Mikado kaum dunkel bleibt, selbst wenn das Drama, wie dies meistens der Fall, in den längst nicht mehr gebräuchlichen Sprachformen einer weit zurückliegenden Vergangenheit geschrieben ist. Wie man sich in Ostindien für die ernstere und höher poetische Literatur nicht der seit vielen Jahrhunderten üblichen Umgangssprache, des Prâkrit und dessen Ableitungen, sondern des Sanskrits bedient, des Idioms, in welchem die heiligen Bücher der Hindus verfaßt sind, ganz ähnlich geschieht es ja auch in Japan, wo die Sprache der Poesie, mithin des höheren Dramas, von der gegenwärtig allgemein gesprochenen vollständig abweicht.

Den eigentlichen Stamm des japanischen Bühnenrepertoires bilden jene Stücke, denen alte Nationalsagen und Volksüberlieferungen zu Grunde liegen. Sie sind nicht selten so umfänglicher Natur, daß ihre Aufführung auf mehrere Tage vertheilt werden muß, wie die Wagner'schen Bühnenfestspiele. Zuweilen kommt es auch wohl vor, daß die ganze ungeheure und ungeheuerliche Komposition dem Publikum ohne Unterbrechung in einer einzigen Vorstellung zum Genusse dargeboten wird, die dann meist um Mitter-

nacht anhebt und am Nachmittage des anderen Tages endet. Die Nerven und Seßhaftigkeit der Japanen müssen mithin noch viel Gewaltigeres leisten, als die unserer Bayreuthfahrer. Blut und Donner nehmen einen beträchtlichen Platz in diesen legendarischen Tragödien ein, an das Gefühl wird dagegen sehr wenig appellirt, und von dramatischem Pathos ist keine Rede. Die in den Stücken behandelten Geschichten, von denen manche Jahrhunderte alt sind, während einige der populärsten, so die „Siebenundvierzig Räuber" der allerjüngsten Zeit entstammen, weiß alle Welt, Frauen wie Männer, sozusagen auswendig, bei jeder neuen Reproduktion aber rufen sie den stürmischesten Jubel hervor, weil sie die heroischen und glorreichen Tage der Vergangenheit verherrlichen. Der Europäer wird sich von den behandelten Stoffen im Allgemeinen allerdings vielmehr angewidert und abgestoßen, als angezogen und festgehalten fühlen, ist es doch ein ganz gewöhnliches Ding, im Verlauf eines einzigen Schauspiels ein Dutzend Menschen und mehr noch enthauptet, zerfleischt, verstümmelt zu sehen, und je reichlicher das Blut fließt, um so enthusiastischer äußert sich der Beifall, um so inniger ist das Ergötzen der Zuschauerschaft, der weiblichen wie der männlichen. Stürme, Orkane, Gewitter, Erdbeben bilden die steten Begleiter der an den Helden der Stücke verübten Mordthaten und Qualen; dabei werden die Laternen im Hause ausgelöscht; die Bühne hüllt sich in nachtschwarze Finsterniß, das Orchester klagt und wimmert im Einklang mit den tobenden Elementen, kurz, jedes mögliche Mittel wird aufgeboten, auf die Nerven des Publikums zu wirken und ihm ein möglichst intensives

„Gruseln“ zu erregen. Mit Wunden bedeckte Menschen schwanken über die Bretter, überschlagen sich und stoßen ihre letzten Seufzer aus; gespensterhafte Lichter flackern jählings auf und verschwinden ebenso plötzlich; dumpfe Glocken erklingen, und wenn das Schauerliche seinen Höhepunkt erreicht hat — da dreht sich mit einem Male die halbrunde bewegliche Bühne, das Bild wandelt sich, und unter lautem Lachen und Jauchzen der anwesenden Menge folgen den Schauder- und Schreckensscenen strahlende Heiterkeit und lärmende Lust.

Bis zum Jahre 1873 ließ sich in Japan niemals ein weibliches Wesen auf den öffentlichen Brettern bewundern, wenn schon die in den Theehäusern und an den Höfen der adeligen Grundherren veranstalteten theatralischen Aufführungen lediglich von Frauen in Scene gesetzt wurden. Jetzt hat man in „Nipon“ (Japan) Bühnenköniginnen wie bei uns, nur kann sie der Ungewöhnte durch Auge und Ohr kaum von dem männlichen Darstellungspersonale unterscheiden, da dieses in der Regel völlig bartlos erscheint und in Trauer- wie in Lustspielen, in Possen wie in Zauberstücken unwandelbar in einem schrillen Falsette spricht, welches der weiblichen Stimme ähneln soll. Sei nun aber der Gegenstand der Aufführung, welcher er wolle — von Feinheit der Handlung, von Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit des Dargestellten ist in den meisten Fällen keine Rede, Gestikulation und Mimik der Schauspieler und Schauspielerinnen sind indeß ohne Ausnahme so vortrefflich, ja ohne Weiteres so unvergleichlich, daß man über dem Gesehenen und Gehörten alle jene Unzuträglichkeiten vergißt.

Alt-Japan freilich wird, wie so viele andere Dinge und Erscheinungen in unserer schnell lebenden Zeit, bald nur noch der Geschichte angehören. Schon jetzt muß Derjenige, welcher das japanische Theater noch in seiner eigentlichen und unverfälschten Gestalt kennen lernen will, sich in die abgelegensten Quartiere von Jeddo und Yokohama, oder lieber in die Ortschaften des innersten Binnenlandes begeben, wohin der Einfluß der abendländischen Civilisation bis jetzt nur seine äußersten matten Wellenringe wirft. Dort findet man noch die alte Bühne und die alte Sitte, dort noch den alten grotesken Haarschopf und das alte bunte Seidengewand; in den großen Hafenplätzen der Küste aber, wo der Europäer zumeist seinen Wohnsitz zu nehmen pflegt, werden Frack und Cylinder bald die nämliche Herrschaft ausüben, wie bei uns, und wer weiß, bald ebenso wie in Europa, Wagner und Offenbach die beiden Bühnenpole bilden.

Giftige Fische.

Ein Kapitel aus der Naturgeschichte.

Von

H. H. Discus.

Wenn wir unsere Leser von Pflanzen- und Mineralgiften, vom Gifte gewisser Schlangen- und Insektengattungen oder von den Giften unterhalten wollten, die sich durch Zersetzung oder Gährung gewisser animalischer Nahrungsmittel erzeugen, so würden wir kaum im Stande sein, noch irgend einen wesentlichen Beitrag zu ihrer Belehrung darzubieten. Vielleicht aber dürfen wir hoffen, sie in eine minder bekannte Region der Naturwissenschaft zu führen, indem wir in den nachstehenden Darlegungen von einigen giftigen Fischen erzählen und dabei vorausschicken, daß zu den mannigfaltigen Gefahren, welchen der Seefahrer in fremden Meeren ausgesetzt ist, auch der Genuß von Fischen gezählt werden muß, deren diätetischen Werth er nicht kennt — eine Gefahr, die er um so leichter läuft, als er auf längeren Reisen naturnothwendig das Verlangen trägt, in die übliche einförmige und wenig schmackhafte Schiffskost einige Abwechslung zu bringen und keine äußeren Anzeichen den giftigen oder doch der Gesundheit unzuträglichen Fisch von dem eßbaren unterscheiden. Dazu kommt noch, daß

einer und derselbe Fisch zu manchen Zeiten des Jahres die vortrefflichste Nahrung abgibt, während er in anderen Perioden sich als dem körperlichen Wohlbefinden der Menschen im höchsten Grade nachtheilig erweist.

Wie man wohl mit Recht annimmt, stehen die schädlichen Eigenschaften verschiedener Fische mit der Nahrung in Zusammenhang, welche dieselben genießen. So schrieb schon vor hundert Jahren ein französischer Naturforscher, daß von der zahlreichen Familie der Papageifische (Scarus), die, wegen der Schönheit und Farbenpracht ihrer Schuppen also benannt, fast ausschließlich den Meeren der heißen Zone angehören und zumal die Küsten der östlich von Madagaskar gelegenen beiden Inseln Bourbon und Mauritius umschwärmen, keine einzige Art zwischen Dezember und April gegessen werde, weil man den Fisch in diesen Monaten für schädlich erachte, was daher komme, daß er alsdann große Mengen von Korallenpolypen verzehre. Diese Angabe wird, zum Theil wenigstens, von einem neueren englischen Zoologen bestätigt, der die Familie Scarus zum Gegenstande von Spezialuntersuchungen gemacht und von einer Gattung, dem Scarus capitaneus, beobachtet hat, wie dieser mit seinen dicht mit einander verwachsenen, gewissermaßen eine einzige Schuppenplatte bildenden Zähnen die spröde Masse der Korallen zermalmt. Auch die Anwohner der Gangesmündungen verschmähen aus dem nämlichen Grunde den Genuß eines anderen Papageifisches, der in den indischen Meeren häufig vorkommt, des Scarus haridus.

Eine ähnliche Wirkung auf das Fleisch der Fische scheinen noch mehrere der niederen Meerthiere hervorzubrin-

gen, die jenen zur Nahrung dienen, z. B. einige der durch ihre zarte Färbung ausgezeichneten Schirmquallen, unter ihnen namentlich die blaue Medusa (Medusa aurita), die vorwiegend dem Adriatischen Meere angehört. Bei dem Genusse der in diesen Gewässern vorkommenden Fische ist daher große Sorgfalt geboten. Dasselbe gilt von der Curpata, die im Mittelländischen Meere bei Nizza gefangen wird, die der Mensch aber nicht ungestraft verspeist, so lange sie sich von jener schönen Schirmqualle nährt, und in noch höherem Grade von der Sardine der Antillen (Harengula humoralis). In der Zeit, da dieselbe hauptsächlich von Meerquallen lebt, tödtet der Genuß ihres Fleisches den Menschen oft schon binnen wenigen Stunden. Selbst unser gemeiner Häring ist zuweilen sehr unzuträglich, wiewohl nicht gerade tödtlich, weil er mit besonderem Appetite gewisse Weichthiere verspeist, welche in der Nordsee gelegentlich in so großen Massen vorkommen, daß sie das Wasser roth färben. Mitunter bringt auch der Genuß des Aales, der an sich sehr magenverderblicher Natur ist, krankhafte Erscheinungen hervor. Hat doch ein angesehener französischer Arzt, Virey geheißen, unlängst einen Fall beschrieben, in dem eine ganze Familie, in der Nähe von Orleans, von heftigen Unterleibskrämpfen und Brechdurchfall ergriffen wurde, einige Stunden nachdem sie eine Schüssel gesottenen Aales gegessen hatte.

Die Nahrung, welche der Fisch zu sich nimmt, kann jedoch nicht die einzige Ursache sein, aus welcher die Schädlichkeit seines Fleisches für den Menschen entspringt, denn während giftige Fische in Gegenden gefunden worden, wo

das Meer keine Quallen und dergleichen Geschöpfe enthält, gibt es umgekehrt eine Menge dem Menschen als Speise durchaus unschädlicher Fische da, wo die See von solchen Zoophyten ꝛc. wimmelt. An manchen Orten ist es eine althergebrachte Praxis der Fischer, eine narkotische (betäubende) Flüssigkeit in die Gewässer zu gießen, um dergestalt ihrer Beute leichter habhaft zu werden. Ganz abgesehen von der Unwirthschaftlichkeit dieses Verfahrens — denn es wird dadurch das Leben von weit mehr Fischen vernichtet als derselben verzehrt werden können — ist es eine Frage von Wichtigkeit, ob dadurch sich das Gift nicht auch dem Menschen mittheilt. Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß auf solche Weise gefangene Fische eine der menschlichen Gesundheit nachtheilige Nahrung geben müssen, wenn sie nicht auf der Stelle gekocht und gegessen werden. Geschieht dies, so scheint, gemachter Erfahrung zufolge, mit ihrem Genusse nicht unbedingt Gefahr verknüpft zu sein.

Das Alter und demgemäß die Größe der Fische sollen bei manchen Arten derselben Zuträglichkeit oder Schädlichkeit ihres Fleisches bedingen, das, so lange der Fisch noch jung ist, als gesund gilt, später jedoch als dem Menschen nachtheilig betrachtet wird. So wird auf den Märkten der Insel Cuba, namentlich in Havanna, ein sehr wohlschmeckender Fisch zum Verkauf gebracht, dem Naturforscher als Carana fallax bekannt und zur Familie der Makrelen gehörend, nur so lange aber, als sein Körpergewicht nicht mehr als ein Kilogramm beträgt; ist er schwerer, folglich größer und älter, so darf er nicht mehr feilgeboten werden, weil sein Fleisch alsdann der Gesundheit nachtheilige Eigen-

schaften enthalten soll. Die spanische Polizei achtet darum genau darauf, daß die Fischhändler keine gewichtigeren Exemplare einschmuggeln. Auf San Trinidad, der in britischem Besitze befindlichen größten Insel der kleinen Antillen, glaubt man allgemein, daß eine Species der Pfeilhechte, die Sphyraena barracuda, die wohl zehn und mehr Fuß lang wird, ohne Nachtheil genossen werden könne, wenn sie ihre volle Größe noch nicht erlangt hat, ein sehr schädliches Gericht dagegen bilde, sobald sie ausgewachsen sei, und ein englischer Arzt, Dr. Court, der viele Jahre daselbst prakticirte, versichert, das Gleiche sei der Fall bei allen für giftig gehaltenen Fischen des Karaibischen Meeres, unter Anderem auch bei einer auf Hayti sehr beliebten Gattung der Zackenbarsche (Serranus), die für giftig gelte, sowie sie eine Länge von etwa drei Fuß erreicht habe.

Daß die Jahreszeit den Genuß gewisser Fischarten der menschlichen Gesundheit unzuträglich macht, erwähnten wir bereits am Eingange unserer Darlegung, doch lediglich mit Rücksicht auf die Nahrung, welche die Fische während gewisser Perioden des Jahres vorzugsweise zu sich nehmen. Nicht dieser Umstand allein bedingt indessen die zeitweilige Unzuträglichkeit des Fleisches dieser oder jener Fische. Leicht läßt es sich vielmehr begreifen, daß der Genuß verschiedener Fische während ihrer Laichzeit der Gesundheit des Menschen nicht förderlich ist. Soll doch der den Küsten der Nordsee angehörende Meeraal Dysenterie erzeugen, wenn er während der Laichperiode gegessen wird, Barbe und in geringerem Grade auch Hecht und Stichling aber eine eigenthümliche Aufregung des gesammten menschlichen Nervensystems hervorrufen.

In Gegenden, wo viele der sogenannten giftigen Fische vorkommen, sind schon seit langer Zeit bestimmte Proben im Gebrauche, aus denen ersehen werden soll, ob der eine oder der andere Fisch augenblicklich ohne Bedenken auf den Tisch gebracht werden kann oder nicht. Sind z. B. die Zahnwurzeln jener auf Cuba so beliebten Makrelenart, deren wir oben gedachten, nicht schwarz, so kann man den Fisch ruhig verspeisen; sobald sich hingegen an der genannten Stelle eine schwärzliche Färbung zeigt, wirft man ihn ohne Weiteres als gesundheitsschädlich bei Seite. Ebenso glaubt man keine Gefahr mit dem Genusse des Fisches verbunden, sobald ein in das Kochgeschirr gebrachter silberner Löffel nicht schwarz wird. Ganz ähnlicher Proben bedient man sich auch bei einigen größeren Fischarten, zumal bei dem Esox barracuda, der, zum Hechtgeschlechte zählend, sich durch ein ungemein zartes und leckeres Fleisch auszeichnet, zu gewissen Zeiten jedoch absolut giftig ist. Neuere Untersuchungen haben herausgestellt, daß unter Umständen auch die Art der Aufbewahrung auf die schädlichen Eigenschaften des Fisches Einfluß ausübt; namentlich sind es die Blätter einiger Kohlpflanzen, die, wenn sie über die mit Fischen gefüllten Körbe gebreitet werden, jene für die menschliche Gesundheit unzuträglich machen.

Das Verzeichniß giftiger Fische ist ein ziemlich umfangreiches, doch fällt die Mehrzahl derselben auf die südlichen Meere und Gewässer; das die Antillen umfluthende Karaibische Meer soll allein nicht weniger als dreizehn Species dergleichen Fische enthalten, von denen eine Sprottenart, die Meletta thrissa, dem Menschen, der sie unvorsichtiger

Weise genießt, unfehlbar den Tod bringt, welcher unter entsetzlichen Krämpfen in der Regel schon nach einer halben Stunde zu erfolgen pflegt. Fast nicht minder gefährlich ist eine andere Art derselben Familie, die um Neu-Caledonien und anderen Australinseln häufig gefangen und dort oft mit der Sardelle verwechselt wird. In der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung findet sich eine Kröpfer- oder Vierzähnerart, der gefleckte Tetrodon, dessen Fleisch erfahrungsmäßig für den Menschen so überaus gefährliche Eigenschaften besitzt, daß die dort ankerwerfenden Schiffer von den Ortsbehörden vor dem Genusse des Fisches gewarnt werden. Desgleichen lebt ein Tetrodon im Nile (Tetrodon lineatus), welchen Araber und Egypter für in hohem Grade giftig erachten, in einigen japanischen Gewässern aber eine verwandte Gattung, deren Fleisch den Menschen schon binnen zwei Stunden tödtet, doch von so verführerischem Wohlgeschmack ist, daß japanische Gourmands, in der Hoffnung, daß die Gefahr bei ihnen glücklich vorüber gehen werde, dem lockenden Genusse mitunter nicht zu widerstehen vermögen. Ein Erlaß des Mikado's untersagt den japanischen Kriegern das Verspeisen des gefährlichen Fisches zwar ausdrücklich und sucht dem Verbote dadurch Nachdruck zu verschaffen, daß kein Sohn je zu der Stelle seines Vaters befördert wird, wenn dieser Letztere nachweislich durch die verpönte Schüssel um das Leben gekommen ist, nichtsdestoweniger jedoch steht der Fisch in solchem Ansehen, daß er höher bezahlt wird als jede andere Fischgattung. Nach dem Berichte eines englischen Reisenden sollen die Japanesen besonders dann den Fisch essen, wenn

sie sich auf eine möglichst geräuschlose Weise aus der Welt schaffen wollen.

Noch gibt es auch eine Anzahl größerer Seefische, die den Menschen durch einen giftbergenden Apparat gefährlich werden, der den Giftwerkzeugen der Natter oder Klapperschlange ähnelt. Ein solcher Giftfisch wurde von einem deutschen Naturforscher, Dr. Günther, 1866 im Golf von Panama entdeckt und anatomisch genau untersucht. Das Thier ist etwa einen Fuß lang, sein Giftapparat aber besteht aus zwei Theilen, einer Flosse am Kiemendeckel und zwei Dornen oder Stachelflossen am Rückgrat. Der Kiemendeckel ist sehr schmal, dabei äußerst beweglich und findet seine Fortsetzung in einer etwa zweidrittel Zoll langen Stachelflosse. An deren Ende führt eine längliche kleine Oeffnung in einen Kanal, der von einem Beutel von der doppelten Größe eines Haferkorns geschlossen wird. Bei der geringsten Berührung entleert sich nun aus jener Oeffnung eine dickflüssige weißliche Substanz, die offenbar den Giftstoff ausmacht und selbst nachdem der Fisch schon seit mehr denn neun Monaten in Spiritus gesetzt war sich noch reichlich absonderte. Der Giftapparat am Rücken wird von zwei zehn Linien langen Stachelflossen gebildet, von welchen jede ebenfalls mit einem dem oben beschriebenen Beutel gleichenden Behältniß versehen ist. Derart sind drei Giftstachelflossen vorhanden, die erforderlichen Falles in Bewegung gesetzt werden können.

Greift dieser Fisch nun wohl auch den Menschen nicht an, sondern gebraucht seine Waffe einzig gegen andere Thiere, so haben doch Günther's anatomische Untersuchungen

dazu gedient, den verhängnißvollen Verlauf der Wunden zu erklären, welchen die Rückenflossen des Seerachens oder der Viperqueise (Trachinus vipera), eines in der Nordsee ziemlich häufigen Drachenfisches, dem Menschen zufügen, Verletzungen so gefährlicher Natur, daß in ihrer Folge fast immer tödtlicher Kinnbackenkrampf eintritt, weshalb ein altfranzösisches Gesetz verbot, Queisen anders als mit abgeschnittenen Rückenflossen zu Markte zu führen.

Der entsetzlichste aller dieser mit Giftapparaten ausgestatteten Fische aber ist der in einigen Flüssen Ostindiens und Cochinchina's heimische Skorpionfisch (Sacchobranchus singio), der eine Länge von ungefähr anderthalb Fuß erreicht. Die durch seine giftigen Bruststachelflossen erzeugten Wunden sind von den Fischern dergestalt gefürchtet, daß diese lieber ihre Netze preisgeben, als einen Skorpionfisch an das Land ziehen würden, ohne ihm zuvor mit einem Stocke die gefährlichen Flossen abgeschlagen zu haben. Unverstümmelte Exemplare des Skorpionfisches sind deshalb sehr selten zu erlangen. Als einen anderen Fisch, den man kaum minder fürchtet, haben wir noch den nur fünfzehn Zoll langen Krokodilfisch (Platycephalus insidiator) zu nennen, der durch seine Rückenstacheln so bedenkliche Verwundungen hervorbringen kann, daß ihm stets erst der Kopf eingeschlagen wird, bevor man ihn an's Land bringt. An der Mündung des Para in den Amazonenstrom endlich schwärmen, nach den Mittheilungen unserer berühmten Brasilienreisenden Spix und Martius, solche Mengen durch das Gift ihrer Stachelflossen gefährlicher kleiner Fische umher, daß die eingeborenen Indianer sich beim Baden nie ohne ein

eigenes Schutzkostüm in den Fluß wagen, um so weniger, als die kaum einen Finger langen Fischchen sich mit Blutegelzähigkeit in das Fleisch der Menschen verbeißen und nur gewaltsam von ihren Opfern losgelöst werden können.

Mannigfaltiges.

Ein sonderbares Heilmittel. — Zur Zeit Karls II. von England war die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, die sich eben aus den mittelalterlichen alchymistischen Träumereien und Gaukeleien herauszuarbeiten begannen, in der vornehmen Welt und bei Hofe Mode geworden. Macaulay sagt darüber: „Die Experimentalwissenschaft wurde allgemeine Mode. Der Kreislauf des Blutes, das Wägen der Luft, das Fixiren des Quecksilbers u. s. w. traten an die Stelle der politischen Streitigkeiten. Man träumte von Flügeln, mit welchen man vom Tower zur Westminsterabtei fliegen wollte, und von doppelkieligen Schiffen, die selbst im gewaltigsten Sturme nicht scheitern könnten. Alle Bevölkerungsklassen wurden von der herrschenden Stimmung mit fortgerissen; Geistliche, Juristen, Staatsmänner, Edelleute, Prinzen erhöhten den Ruhm der Baconischen Philosophie. Begeisterte Dichter besangen das Herannahen des goldenen Zeitalters. Chemie theilte eine Zeit lang mit Wein und Liebe, mit der Bühne und dem Spieltisch, mit den Intriguen des Hofmanns und mit der Intrigue des Demagogen die Aufmerksamkeit des leichtsinnigen Buckingham. Der König selbst hatte ein Laboratorium in Whitehall und war dort weit thätiger und theilnehmender als im Staatsrathe. Es gehörte durchaus zum Berufe eines feinen Gentleman, daß er etwas über Teleskop und Luftpumpe zu sagen wisse; selbst vor-

nehme Damen fuhren in sechsspännigen Kutschen nach Gresham-College (Sitz der im Jahre 1661 gegründeten naturwissenschaftlichen königlichen Societät) zur Besichtigung der dortigen Merkwürdigkeiten und waren außer sich vor Entzücken, wenn sie sahen, daß ein Magnet wirklich eine Nadel anzog und daß im Mikroskop eine Fliege so groß wie ein Sperling sei." — Bei all diesem lobenswerthen Eifer lief doch viel Abenteuerliches mit unter und die alchymistischen Thorheiten, besonders aber der Aberglaube an seltsame Arzneimittel, waren noch keineswegs ausgerottet. Je wunderlicher und auffallender die Ingredienzien zu den Heilmitteln gewählt waren, für desto wirksamer und heilkräftiger hielt man sie. Um jene Zeit erfand der Londoner Arzt Goodald die sogenannten englischen flüchtigen Tropfen, welche ein probates Mittel bei Ohnmachtanwandlungen ꝛc. sein sollten und rasch bei den Hofdamen in Aufnahme kamen. Karl II. glaubte selbst an die Wunderkraft dieser Tropfen und bot dem Arzte 5000 Pfund Sterling für das Herstellungsrezept. Goodald ging darauf ein, lieferte ein Rezept von drei Zeilen und empfing dafür die ungeheure Summe. Fortan bereitete der König in seinem chemischen Laboratorium zu Whitehall mit höchsteigenen Händen die seltsame Medicin. Wie sehr freuten sich die zarten Damen des Hofes und des hohen Adels, wenn der galante Monarch sie huldreichst mit zierlichen Fläschchen seines geheimnißvollen Fabrikats beschenkte! Das kostbare stärkende und belebende Elixier that ja ihren Nerven so wohl, wie sie alle behaupteten. Wie sehr aber erschraken und schauderten sie, als ein Zufall das Geheimniß des Rezepts enthüllte! Dasselbe lautete nämlich: „Nimm fünf Pfund Gehirn von Menschen, die gehenkt oder sonst wie gewaltsam gestorben sind, zwei Pfund trockene Vipern, zwei Pfund Hirschhorn, zwei Pfund Elfenbein, pulverisire Alles und destillire das Gemengsel mit Spiritus." Das war also der Ursprung der sogenannten „englischen flüchtigen Tropfen", die

heutzutage, soviel wir wissen, nur aus „Hirschhorngeist“ bestehen, unter Hinweglassung der obengenannten barbarischen Ingredienzien. F. L.

Ein Diebstahl zum Wohl der Menschheit. — In Neu-Granada, Ecuador, Peru und Bolivia wachsen mehrere Arten von Cinchona-Bäumen, die uns die unschätzbare China-Rinde, das spezifische Mittel gegen Fieber, liefern. Die Bäume bilden keine geschlossenen Wälder, sondern wachsen in Gruppen oder einzeln zwischen anderen Bäumen. Die Ausfuhr, die aus jenen Ländern alljährlich stattfindet, wird auf vier Millionen Pfund geschätzt. Im Jahre 1859 faßte zuerst die englische Regierung den Entschluß, Cinchona-Bäume anzupflanzen, und schickte Herrn Markham nach Peru, um Schößlinge zu holen. Markham kannte das Land bereits durch eine Reise, die er in einem interessanten Werke „Cusco und Lima“ beschrieben hat. Im März 1860 landete er in einem peruanischen Hafen und ging mit der größten Heimlichkeit in's Innere. Die peruanische Regierung läßt die Cinchona-Bäume schonungslos verwüsten, aber sie wacht eifersüchtig darüber, daß keine Stecklinge ausgeführt werden; sie betrachtet das als einen Diebstahl am Staatsvermögen. Markham sprach sowohl spanisch als Quichua, die verbreitetste der Indianersprachen Südamerika's. Ohne Argwohn zu erregen, gelangte er über Arequipa, Puno und Cruceva zu dem Gebiet im Osten der Anden. Im Tambopata-Thal, dem Mittelpunkt des Cinchona-Bezirks, begann er mit einem Gärtner, einem Cascarillero (Rindensammler) und fünf Dienern seine Arbeiten. Jetzt wurde der Argwohn wach und ernstliche Gefahren bedrohten die Reisenden. Da er sich weigerte, die gesammelten 529 Pflanzen wegzuwerfen, so wiegelte man die Bevölkerung gegen ihn auf und verlegte ihm die Wege. Auf wenig bekannten Pfaden entkam er über die Schneegipfel der Cordilleren. Als er den Hafen Islay erreicht und seine lebenden Pflanzen in die

Glaskasten gelegt hatte, die man bei solchen Transporten zu verwenden pflegt, hatte er noch nicht Alles überstanden. Die Zollbeamten legten auf seine Kasten Beschlag und wollten ihn wegen ungesetzlicher Ausfuhr bestrafen. Durch diplomatische Verwendung in Lima erhielt er jedoch die Erlaubniß, seine Pflanzen zu verschiffen. Inzwischen hatte man einen erfolglosen Versuch gemacht, seine Leute zu bestechen. Sie sollten in die Pflanzenkästen Löcher bohren und die Schößlinge mit kochendem Wasser tödten. Markham hatte verlangt, daß an der Küste ein Regierungsdampfer ihn erwarte und mit seiner Sammlung direkt nach einem ostindischen Hafen führe. Diesem Antrag war nicht gewillfahrt worden, und die Pflanzen mußten über Panama nach England und auf dem Ueberlandwege nach Indien gehen. An vielen verrichtete die erstickende Hitze des Rothen Meeres das Werk, das in Islay das kochende Wasser hatte besorgen sollen. Viele kamen aber glücklich in Indien an. An drei Orten sind Pflanzungen angelegt worden: auf der Insel Ceylon, in den Nilgherries, jenem verbindenden Gebirge Südhindostans, das von den westlichen zu den östlichen Ghats läuft, und in Darjiling, der bekannten englischen Gesundheitsstation. S.

Symbolik des Niesens. — Schon im Alterthum legte der Volksglaube dem menschlichen Niesen gewisse Vorbedeutungen bei, glückverheißende sowohl wie unheilverkündende. Bei den Griechen galt das Niesen als ein übles Omen. Wer von ihnen am Morgen beim Aufstehen vom Nachtlager nieste, der legte sich sofort wieder nieder, um zu günstigerer Stunde sich von Neuem zu erheben. Und wenn bei Aufhebung der Mittagstafel einer der Gäste sich vom Niesen angewandelt sah, alsdann nahm die ganze Gesellschaft abermals auf ihren die Tafel umgebenden Polstern Platz. Zum zweiten Male wurden hierauf Speisen und Getränke aufgetragen, und zum zweiten Male ging es an das

Essen und Trinken, bis man damit den üblen Einfluß jenes unseligen Niesens beschworen zu haben glaubte.

In Deutschland dagegen gilt das Niesen von jeher als ein gutes Vorzeichen, zumal ist man bei uns der Ansicht, daß der Ausspruch, der, wie man zu sagen pflegt, beniest wird, wahr und richtig ist. Ganz besonders aber wird es als heilbringend gedeutet, wenn Jemand am frühen Morgen niest, während er noch nüchtern ist, d. h. noch nichts gegessen oder getrunken hat. Doch vindicirt man dem Niesen je nach den Tagen, an welchen dasselbe erfolgt, auch wohl eine verschiedene Bedeutung. So sind in den Theilen Sachsens, aus denen der Schreiber dieser Zeilen gebürtig, noch heutigen Tages die nachfolgenden Verse im Munde des Volkes:

„Sonntag niesen: Eingeschränkt!
Montag heißt es: Was geschenkt!
Dienstag aber: Viel gekränkt!
Mittwoch deutet's: Rückwärtsgeh'n!
Donnerstag: Was Liebes seh'n!
Freitag dann: Recht viel gelacht!
Sonnabends endlich: Ausgemacht (Ausgescholten)!"

H. Sch.

Die Gräber der Bonaparte's sind in seltsamer Weise auf der Erde zerstreut. Der Vater Napoleons I. wurde zu St. Leu nächst Paris begraben und die Mutter in Rom; die Leiche des Kaisers wurde 1840 von St. Helena nach Paris gebracht. Zu St. Leu wurden auch beerdigt Louis, der 1846 starb, und Napoleon Charles, sein Sohn, gestorben 1831. Die Asche Lucians, der dieses Leben 1840 verließ, befindet sich in Viterbo; die von Joseph († 1844) zu Florenz. In letzterer Stadt sind ferner begraben Pauline († 1825), Karoline und Charlotte (beide gestorben 1839), Jérôme Napoleon, Sohn des Exkönigs von Westphalen († 1846), Katharine von Württemberg — Jérôme's zweite Gattin — und

Julie, die Gattin Josephs. Der „König von Rom" fand sein Grab in Wien; Achille Murat in Florida und Murat selbst in Calabrien. Die Kaiserin Josephine ruht unter dem Steinboden der kleinen Kirche zu Ruel bei Malmaison, wo sie ihre glücklichen und unglücklichsten Tage zubrachte. Maria Louise ruht in der Gruft zu Parma, und Christine, die erste Gattin von Louis, zu Du-Plessis. Napoleon III. ist zu Chiselhurst beigesetzt. Von dem Stamme Beauharnais sind François Alexander, der berühmte „Graf", und seine Gattin Fanny zu Paris, ihr Sohn Eugen zu München, Hortense mit ihrer Mutter zu Malmaison, der Herzog von Leuchtenberg zu St. Petersburg und Augustin, der Sohn von Eugen, zu Lissabon begraben. X. R.

Japanesische Fächer. — Die Fabrikation von Fächern ist ein wichtiger Industriezweig in Japan, und nach einem Handelsberichte des englischen Konsuls Annesley wurden im Jahre 1875 allein aus den Häfen von Hiogo und Osaka drei Millionen Fächer im Werthe von 360,000 Mark ausgeführt. Osaka liefert insbesondere die Fächer zum Zusammenfalten, „Ogi" genannt, die beinahe ausschließlich exportirt werden; auch alle Arten von Fächern aus Bambusrohr werden hier gemacht, während die darauf befindlichen Figuren, Aufschriften rc. zu Kiyoto angefertigt werden. Das Prinzip der Theilung der Arbeit ist in diesem Industriezweige in durchgreifendster Weise angenommen. Die Rippen der Fächer aus Bambusrohr werden von Privatleuten in ihren eigenen Wohnungen hergestellt, während die Schnitzereien nach verschiedenen Mustern Arbeitern überlassen sind, welche hiezu wieder Zeichnungsvorlagen haben. Die Zeichner entscheiden dann darüber, mit welchen Farben die verschiedenen Fächerarten bemalt werden. Ist dies geschehen und das Papier für die Fächer bereitet, so wird Letzteres zwischen stark geöltem Papier gefaltet und dann gepreßt, worauf es an den Bambusrippen befestigt wird. Ehe Fremde nach Japan zugelassen wurden, betrug der höchste Preis für einen

Fächer daselbst nur 5 Sen (die geringste Kupfer- oder Eisenmünze). Jetzt aber werden auch Fächer zu 40 bis 60 Mark angefertigt. Die Zahl der Fächer, welche Japan für die Ausstellung in Philadelphia lieferte, betrug allein über 800,000, im Werthe von 200,000 Mark. Sonst betrug der Fächerverkauf im Jahre in Japan für das ganze Land kaum mehr als 10,000 Stück; das Land hat also auch in dieser Beziehung durch den Verkehr mit Fremden sehr gewonnen. x. R.

Friedrichs des Großen Ansichten über Malerei. — Der talentvolle Maler Christian Bernhard Rode, geboren 1725 zu Berlin, bildete sich zuerst aus unter dem Hofmaler Anton Pesne und ging im Jahre 1748 nach Paris, um den Unterricht des berühmten Vanloo zu genießen und die Kunstsammlungen der französischen Hauptstadt zu studiren. Ein Jahr später wurde er von Friedrich dem Großen zurückgerufen, der ihm Auftrag zu einigen Arbeiten gab, ihm jedoch die Wahl der Sujets frei ließ. Rode, der die grellen Kontraste des Lichts und Schattens in der Malerei sehr liebte, führte darauf zunächst in Rembrandt's Manier ein Gemälde aus, dessen Sujet auch in neuerer Zeit, da man wieder das Schreckliche zu lieben anfängt, Verwendung gefunden hat. Es war ein Bild aus dem kaiserlichen Rom, genannt die lebenden Fackeln des verworfenen Nero, und stellte dar, wie christliche Märtyrer, an Pfähle gebunden und mit Harz oder Pech bestrichen, eines grauenvollen Todes sterben mußten, um zu des kaiserlichen Scheusals und seines glänzenden Hofstaates Amüsement einen Theil des Palastes zu erleuchten. Die Wirkung von Schatten und Licht auf diesem Gemälde war außerordentlich drastisch und die Komposition machte dem jungen Meister alle Ehre. Als das Bild zu Friedrich gebracht wurde, betrachtete er es mit Entsetzen und rief dem Maler zu: „Es ist schön, es ist meisterhaft! Aber nehm' Er's weg, ich mag dergleichen nicht sehen, es ist zu grausam! Die Malerei soll ergötzen und nicht betrüben. Dies Bild

kann man ja nur mit Schaudern betrachten. Hat Er mir nichts Anderes zu zeigen?" Rode brachte darauf eine Kreuzesabnahme zum Vorschein, die er schon früher gemalt hatte. Da sprach der König: „Das ist ja wieder grausam und entsetzlich; dergleichen liebe ich nicht!" Dann wandte er sich zu dem anwesenden Marquis d'Argens und machte die Bemerkung, daß der junge Rode etwas Melancholisches in seiner Physiognomie habe, was höchst wahrscheinlich daher komme, weil er so traurige Bilder male. Doch gefiel dem Könige die Manier des Künstlers so wohl, daß er ihn nunmehr beauftragte, zwei Gemälde auszuführen, deren Sujets aus der Mythologie er selbst wählte und die nichts weniger als melancholisch waren. Ob Rode diese Bilder gemalt hat, ist nicht bekannt. Er stand in der Folgezeit immerdar hoch in Friedrichs Gunst. Einst ward in Gegenwart des Monarchen von französischen und italienischen Künstlern gesprochen; die Meinungen über ihre Vorzüge waren getheilt. Der König ergriff das Wort und sagte: „Niemand spricht von deutschen Künstlern, deren wir doch welche haben, die jenen völlig gleich kommen." Und er nannte Rode's Namen auf eine Art, welche bewies, wie sehr er ihn schätzte. Ein Gemälde von dem Künstler, das die Bezeichnung „Die Nacht" führt, befindet sich im königlichen Schlosse zu Potsdam. Vor demselben sprach der König einst zu einigen anwesenden vornehmen Fremden, die dasselbe beschauten: „Hier ist der rechte point de vue! Betrachten Sie das Bild recht aufmerksam, denn es ist ein Meisterstück von Rode!" — Der Künstler wurde später Direktor der königlichen Akademie der Künste in Berlin und bekleidete diese angesehene Stellung bis an seinen Tod, der am 24. Juni 1797 erfolgte. F. L.

Eine seltsame Berechnung. — Nach einer annähernden Schätzung gelehrter Schriftsteller, sagt ein irisches Blatt, soll die Zahl der Menschen, welche auf der Erde seit dem Beginne der frühesten Zeitrechnungen lebten, 66,627,843,237,075,256 Individuen

betragen. Diese Ziffern, dividirt durch 3,095,000 Quadrat-Leguas (spanische Meilen, eine = 3 englische Meilen) — die Zahl der Quadrat-Leguas der Erdkugel — gibt 11,320,689,732 Quadratmeilen Land, welches, dividirt wie zuvor, 1,414,626,075 Personen auf jede Quadratmeile gibt. Reduzirt man diese Meilen auf Quadratruthen, so ist die Zahl 1,853,174,600,000, was, in gleicher Weise dividirt, 1373 Bewohner auf jede Quadratruthe gibt, und diese auf Quadratfuß reduzirt, gibt gegen 5 Personen auf jeden Quadratfuß festen Landes. So ist unsere Erde in der That ein großer Friedhof. Auf jeder Quadratruthe liegen 1283 menschliche Wesen begraben und jede solche Quadratruthe hat kaum Raum für 10 Gräber, von denen jedes 128 Personen enthält. Die ganze Oberfläche unseres Globus mußte über 128 Mal aufgegraben werden, um die Todten zu beerdigen. Selbstverständlich muß dies aber weit öfter der Fall gewesen sein, wenn man die Zeiten in Anschlag bringt, in welche keine bekannte Zeitrechnung zurückreicht. X. R.

Monate und Edelsteine. — Einem in Polen allgemein verbreiteten Aberglauben zu Folge ist jeder Monat des Jahres dem Einflusse eines besonderen Edelsteins unterworfen und jeder Mensch muß wiederum dem Einflusse des Monats gehorchen, in dem er das Licht der Welt erblickt hat. So beschenkt man sich unter Freunden und besonders unter Verlobten gegenseitig am Geburtstage mit Schmuckgegenständen, die mit jenen, den Monat beherrschenden Edelsteinen besetzt sind, und die Glückwünsche, welche dieses Geschenk begleiten, dienen, wie man überzeugt ist, dazu, die Versprechungen des Talismans zur Erfüllung zu bringen. Im Januar schenkt man einander Granaten und Hyazinthe, welche eine schrankenlose Redlichkeit und unverletzte Treue in allen Lebensverhältnissen bedeuten. — Im Februar ist der Amethyst der herrschende Stein, welcher vor heftigen Leidenschaften bewahrt und den Frieden des Herzens erhält. — Im März der

Blutjaspis, das Symbol von Muth in allen Gefahren und Beharrlichkeit in allen schwierigen Unternehmungen. — Im April herrscht der Diamant und der Sapphir, das Bild der Seelenreinheit und Unschuld. — Im Mai der Smaragd, welcher Glück in der Liebe bedeutet. — Im Juni der Achat, das Zeichen einer unzerstörbaren Gesundheit. — Im Juli der Carneol, das Symbol des Vergessens von jedem Kummer, der uns durch geliebte Personen bereitet wird. — Im August der Sardachat, welcher ein dauerhaftes Glück weissagt. — Im September der Chrysolith, welcher vor thörichten und unüberlegten Handlungen bewahrt. — Im Oktober der Opal, das Symbol einer Seele, welche sich durch das Unglück nicht beugen läßt. — Im November der Topas, das Bild der Beständigkeit in der Freundschaft. — Im Dezember der Türkis und der Malachit, welche die Erfüllung der liebsten Hoffnungen und Wünsche bedeuten. S.

Theures Rindfleisch. — Ein Hauseigenthümer auf der Insel Helena, zur Zeit, als Napoleon daselbst gefangen gehalten wurde, sagte eines Tages zum Marschall Bertrand, welcher seinem unglücklichen Kaiser freiwillig auf die Felseninsel gefolgt war: „Wir begreifen nicht, weshalb Sie sich in Longwood (dem Wohnplatze Napoleons) beschweren und für unglücklich halten. Sie haben doch, wie man sagt, alle Tage frisches Rindfleisch zu essen, während wir es nur zwei oder drei Mal im Jahre erhalten können und dann für das Pfund mindestens vierzig Sous bezahlen müssen.“ Napoleon lachte, als er diese Bemerkung von Bertrand vernahm und sagte: „Sie hätten dem Manne erwiedern sollen, daß uns unser Rindfleisch weit theurer zu stehen kommt, denn es kostet uns mehrere Kronen.“ O. Msr.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.



